This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

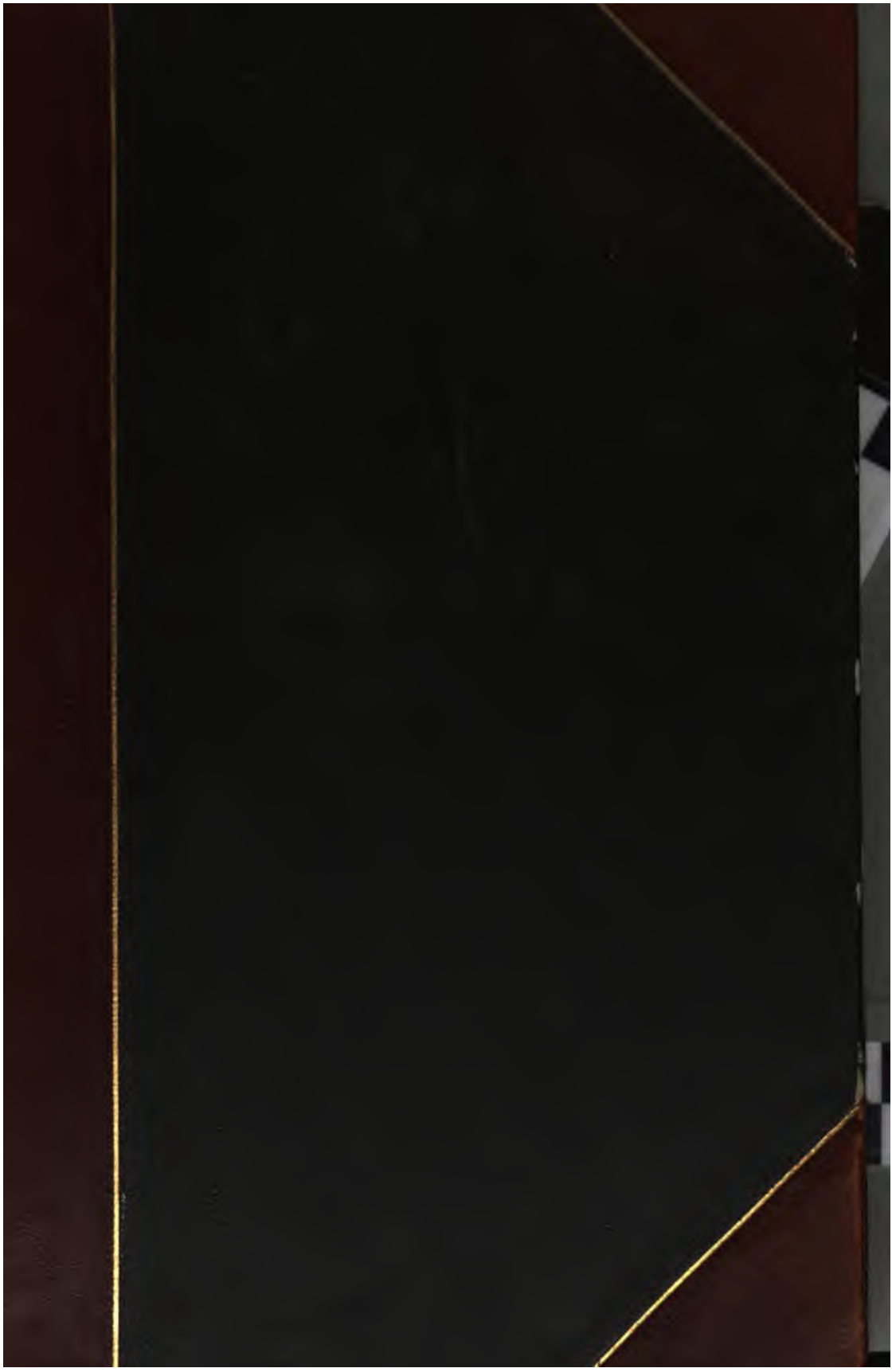
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

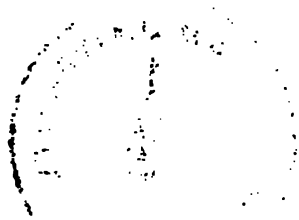
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Sechster Theil:

Aus den letzten Tagen des deutſchen Bundes.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

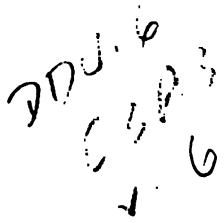
Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes.

Tagebuchblätter
aus den Jahren 1864—1866.

Von

Theodor von Bernhardi.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.



Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Der vorliegende sechste Band der Bernhardischen Aufzeichnungen führt den Leser aus der Mitte der schleswig-holsteinischen Verwirrung an die Schwelle des Krieges, der dieser und zugleich der halbhundertjährigen deutschen Verwirrung ein Ende machte.

In doppelter Rücksicht darf dieser Beitrag zur Zeitgeschichte auf Beachtung Anspruch erheben: wegen der Schärfe mit welcher die Unhaltbarkeit der Zustände nachgewiesen wird, in welche Deutschland und Europa seit dem Jahre 1859 gerathen waren, und wegen der Sicherheit, mit welcher der Verfasser die Symptome der rettenden Wendung erkennt, die uns durch den Krieg von 1866 gebracht werden sollte.

Zwischen den Zeilen der in London geführten Tagebücher, die den ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes bilden, steht außerdem geschrieben, was der Mehrheit der Zeitgenossen erst erheblich später aufgegangen ist: daß die britische Rathlosigkeit der Jahre 1864/1865 der bis dahin allseitig anerkannten europäischen Stellung des Inselreiches einen Stoß ertheilt habe, von welchem dasselbe sich nicht wieder zu erholen vermochte.

Fast unmittelbar nach der Rückkehr aus England zieht der Verfasser mit gleicher Sicherheit ein anderes Facit: gegen die eigene Erwartung sieht er sich zu dem Eingeständniß bestimmt, daß Deutschland allein im preußischen Regierungs-Lager lebt, und daß alles Uebrige „eitel Trümmer" darstellt. Er sieht die Rettung von einer Seite kommen, die er als gegnerische zu betrachten gewohnt gewesen

war, und er erkennt die Ueberlegenheit eines Staatsmannes, deſſen Politik er bisher mißbilligt hatte.

An dieſer Wendung in den Anſchauungen Bernhardi's haben die Unbeſtechlichkeit ſeines Urtheils und die Wärme ſeiner patriotiſchen Empfindung gleich ſtarken Antheil gehabt. Schritt für Schritt läßt ſich in Bernhardi's Aufzeichnungen verfolgen, daß er Nebenſächliches und Vorübergehendes von Weſentlichem auseinander zu halten und die Fäden der Bismarck'ſchen Politik zu ergreifen weiß, ſobald die erſte der um dieſe Politik gelegten Hüllen gefallen iſt. Ein Mal über die Ziele beruhigt, läßt er ſich durch Irrungen und Mißgriffe, die mit unterlaufen und die ſeinem ſcharfen Blick nicht entgehen, keinen Augenblick beirren. Er wägt das Einzelne nicht nur nach ſeinem ſpecifiſchen Gehalt, ſondern nach der Bedeutung ab, die daſſelbe für das Ganze hat. Die Fähigkeit den Blick unverwandt auf dieſes Ganze zu richten aber hat er der Sicherheit ſeines politiſchen Tacts, der Feſtigkeit ſeiner vaterländiſchen Geſinnung zu danken. Was es während der Jahre 1864 und 1865 mit dem Verſtändniß der Zeitläufe auf ſich gehabt, welche in den Krieg von 1866 ausmündeten, erfährt der Leſer in noch nicht dageweſenem Umfange. Von den zahlreichen durch Stellung und Einſicht hervorragenden Männern, mit denen Bernhardi damals verkehrte, hält die Mehrheit an Anſchauungen feſt, die aus der ſogenannten Conflictszeit herübergenommen ſind und die den ſeinigen diametral gegenüberſtehen. Immer wieder treten Zwiſchenfälle ein, die die Verſtändigung auch mit den beſten der ehemaligen Geſinnungsgenoſſen erſchweren, und über die der Tagebuchſchreiber ſelbſt nur mit Anſtrengung hinwegkommt. Es bedarf der ganzen Unbeſtechlichkeit ſeines Urtheils, damit er unbeirrt auf dem Wege weitergeht, den ſein patriotiſcher Inſtinct ihm gewieſen und auf welchem der befreundeten Gefährten immer weniger werden, je näher man an den Scheidepunkt kommt. Dafür wird dem ſelbſtloſen, durch eine lange Schule der Entſagung gegangenen Mann im entſcheidenden Augenblick die Befriedigung, mit Hand anlegen zu dürfen

an den Kriegspflug, in deſſen Furchen die Saat der beſſeren Zukunft geſtreut werden ſollte.

Ueber die Geſchichte des Jahres 1864 bis 1866 liegen zahlreiche, nach den verſchiedenſten Geſichtspunkten geſchriebene Berichte vor, darunter ſolche die einzelne Verhältniſſe mit einer aktenmäßigen Genauigkeit beleuchten, wie ſie von den Aufzeichnungen eines Privatmannes nicht erwartet und nicht verlangt werden kann. Dafür tragen die Bernhardi'ſchen Denkwürdigkeiten, weil ſie ohne jede Tendenz und Voreingenommenheit — ja ohne den Gedanken an Veröffentlichung und lediglich als Anhalt für die eigene Erinnerung niedergeſchrieben ſind — den untrüglichen Stempel einer Objectivität, die auch von aktenmäßigen Darſtellungen nur ſelten erreicht wird und ihnen den Werth einer hiſtoriſchen Quelle erſten Ranges verleiht: ja ſie dürfen einen entſcheidenden und in ſeiner Art einzigen Vorzug in Anſpruch nehmen, — denjenigen nämlich: von einem Manne verfaßt worden zu ſein, der die große Wandlung aus der Conflicts- zur Einigungszeit ſo zu ſagen am eigenen Leibe durchgemacht hat, ohne daß er mit ſeiner Vergangenheit zu brechen und eine Parteilichkeit gegen die andere auszutauſchen nöthig gehabt hätte. Der Leſer der „Tagebücher" empfängt dieſelbe Belehrung, die dem Schreiber ſelbſt zu Theil geworden war: die Belehrung durch die Thatſachen. Ipsissimis verbis läßt der Verfaſſer die betheiligten Parteien ihre Sache durch den Mund hervorragender Männer führen, bis ins Einzelne weiſt er in jedem Falle die Motive nach, die für ſeine Entſchließungen maßgebend geweſen ſind. Ganz beſonders gilt das von den Thatſachen, die Bernhardi zur Abwendung von der Sache des Herzogs von Auguſtenburg beſtimmten und an denen Herr Karl Samwer*) zu einem gehäſſigen Angriff gegen den Mann Veranlaſſung genommen hat, der die Untrennbarkeit des ſchleswig-holſtein'ſchen Intereſſes von dem preußiſchen ſeit dem erſten Tage ſeiner Beziehungen zu dem von

*) Vgl. die No. 20 u. 21 der Wochenſchrift „die Nation" (Febr. 1896).

Samwer, dem Vater, wenig glücklich berathenen Fürsten betont hatte.*) Doch das nur beiläufig. Auf Beifall und Zustimmung des beschränkten und rechthaberischen Philisteriums haben Männer von sittlichem und intellectuellem Ernst zu allen Zeiten Verzicht leisten müssen, zumal wenn sie wie Bernhardi die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen weder als Metier noch als Unterhaltung, sondern als Beruf trieben.

Daß dieser Beruf nicht der einzige war, der dem Verfasser der Tagebücher zugefallen, wissen die Leser aus Bernhardis historischen Schriften und erfahren sie durch den Umstand, daß der größte Feldherr der Neuzeit diesen nicht dem Soldatenstande angehörigen Historiker während des Krieges von 1866 mit der Vertretung der militärischen und politischen Interessen Preußens im italienischen Hauptquartier betraute.

*) In dem dickleibigen, mit augenfälliger Tendenz geschriebenen Buche „Schleswig Holsteins Befreiung" ist Herr S. auf diesen Angriff nur ein Mal, und zwar in einer versteckt gehaltenen hämischen Note (S. 283) zurückgekommen, zu welcher nur zu bemerken ist, daß das Urtheil von Leuten, wie Samwer, Lorenzen und Genossen für die historische und persönliche Würdigung eines Mannes wie Theodor von Bernhardi vollständig irrelevant ist: die Insinuation, daß Bernhardi sich durch Indiscretionen beim Prinzen Friedrich Carl zu empfehlen gesucht, hat der Verf. nicht zu wiederholen gewagt, vielleicht weil auch ihm bekannt geworden, daß der Verdächtigte diesem Prinzen und dessen „Kreisen" alle Zeit gleich fern geblieben war.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung V

I. **Miſſion in England. Frühjahr 1864** 1

1. Nachrichten aus der Heimat und engliſche Stimmungen 3
2. Ausflüge nach Serlby-Hall und Harrow 19
3. Geſellſchaftliche Studien und politiſche Erwägungen 31
4. Audienz beim König Leopold von Belgien 45
5. Streifzüge durch London und Umgegend 54
6. Die Frage der Conferenzen. Garibaldi's Aufenthalt in London. Einnahme von Düppel 68
7. Eröffnung der Conferenzen. Letzte Tage in London. Reiſe nach Kiel 82
8. Fahrt nach Düppel und Rückkehr nach Berlin 93

II. **Das Ende des deutſch-däniſchen Krieges und die Gaſteiner Convention** 99

9. Die Stimmung in Berlin und die Anerkennung der Rechte des Herzogs von Auguſtenburg 101
10. Die Lage bis zum Wiederausbruch des Krieges 118
11. Der Sturm auf Alſen und der Friede mit Dänemark 126
12. Einſame Studien in Cunnersdorf bis in den Beginn des Jahres 1865 138
13. Der Militär-Etat und die Lage in den Herzogthümern im Februar 1865 152
14. Parteiungen im Inneren und auswärtige Politik im Frühjahr 1865 171
15. Das Ende des amerikaniſchen Seceſſionskrieges und der Tod Lincolns 193
16. Verſchärfung des Gegenſatzes zu Oeſterreich und die Gaſteiner Convention 200

III. **Die Entſtehung des deutſch-öſterreichiſchen Krieges 1866** 219

17. Reiſe nach Berlin im Januar 1866 und erſte Orientirung über die politiſche Lage 221
18. In Berlin bis zur Vertagung des Abgeordnetenhauſes 236
19. Geſteigerte Spannung gegen Oeſterreich bis zum Beginn der preußiſchen Rüſtungen 251

Seite

20. Die österreichische Note vom 31. März und Preußens Antrag auf Reform der Bundes-Verfassung 265
21. Bernhardi's Operations-Plan gegen Oesterreich 277
22. Oesterreichs Abrüstungsvorschlag. Bernhardi's erste Beziehungen zu Bismarck. Reise nach Hannover 284
23. Die Mobilmachung der Armee. Attentat auf Bismarck. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses und ihre Folgen 306
24. Bernhardi's Sendung nach Italien 326

Miſſion in England

Frühjahr 1864.

Nachrichten aus der Heimat und englische Stimmungen.

Im Winter 1863/64 war Bernhardi im Auftrage des Herzogs von Augustenburg nach London gegangen, um dessen Interessen so weit möglich zu vertreten.

Von der Ansicht ausgehend, daß angesichts der europäischen Lage und der Auffassung des Königs eine Annexion der Herzogthümer durch Preußen nicht durchführbar, daß mithin Schleswig-Holstein für Deutschland, der maßgebende Einfluß in den Herzogthümern für Preußen nur dann gesichert werden könne, wenn es gelänge den Herzog Friedrich zum regierenden Fürsten dieser altdeutschen Lande zu machen, hatte er seine wissenschaftlichen Studien verlassen und seine ganze Kraft daran gesetzt die Politik des Herzogs in die Bahnen zu leiten, die allein zum Erfolge führen konnten. Dieses Bestreben blieb erfolglos und in London mußte Bernhardi alsbald einsehen, daß sich angesichts des Deutschenhasses und der allseitigen dänischen Sympathien nur wenig im Sinne seiner Absichten wirken lasse.

Die ersten Siege der Preußen und Oesterreicher gegen das dänische Heer hatten in England allerdings eine weitgehende Wirkung gehabt und den Eifer zahlreicher Kreise, zu Gunsten Dänemarks einzuschreiten, wesentlich gedämpft; die Stimmung blieb jedoch besonders gegen Preußen eine desto gereiztere, wie sich das in den entsprechenden Tagebuchblättern deutlich wiederspiegelt, und scharf tritt überall der Wunsch der englischen Regierung hervor mit ihrem ganzen politischen Gewicht Dänemark gegen die deutschen Bestrebungen zu decken.

Zwar ließ sich Bernhardi über die politische Tragweite der englischen Mißgunst nicht täuschen, immerhin mußte mit derselben um so

mehr gerechnet werden, als die Politik des Herzogs eine durchaus verfehlte blieb — und auch die Absichten der preußischen Regierung sich nicht klar übersehen ließen, wenn auch die nationale Tendenz allmälig schärfer als zu Anfang der schleswig-holsteinschen Verwickelung hervortrat.

20. Februar. Max Duncker schreibt: „Berlin 18. Febr. Sie werden mit Recht darüber befremdet gewesen sein, seit so langer Zeit keine Zeile von mir empfangen zu haben. Der Kronprinz hatte mich indeß nach Schleswig mitgenommen, von wo ich erst vor einigen Tagen zurückgekehrt bin. Der Gang der Dinge hat dort eine eigenthümliche Wendung genommen. Man hatte den Preußen den schwersten, aber auch, wie es schien, den dankbarsten Theil der Aufgabe zugewiesen und die Oesterreicher fanden fast allein Gelegenheit sich auszuzeichnen. Die Bemerkungen, welche sich mir über unsere und die kaiserlichen Truppen dort aufgedrängt haben, theile ich Ihnen ein anderes Mal mit; heute nur so viel, daß mir unser Material niemals besser erschienen ist, als in dieser ernsteren Probe, daß mir ganz besonders unsere Artillerie auch in ihren Mannschaften den allerbesten Eindruck gemacht hat. Die Infanterie marschirt viel besser als ich irgend erwartete.

Die politische Situation hat sich hier in der letzten Zeit nicht wesentlich verändert. Der englische Waffenstillstands-Vorschlag ist ohne Weiteres abgewiesen worden. Die Antwort, welche die Kieler Professoren erhalten haben, ist entschieden antidänisch, hält aber die Erbfolgefrage offen. Man ist nicht mit dem ersten Kanonenschusse vom Protocoll zurückgetreten; man fährt fort, die Frage offen zu halten, und verweist die letzte Entscheidung auf eine europäische Conferenz. Hierdurch muß der Glaube erweckt werden, daß man in Berlin keinen entschiedenen Willen in dieser Sache habe, oder aber, daß Hintergedanken vorhanden seien, die man nur noch nicht aussprechen wolle, während mir wenigstens rasche und ausgiebige militärische Erfolge, die rasche Herstellung eines fait accompli in den Herzogthümern, als die Bedingungen eines guten Ausgangs erscheinen.

Eine europäische Gefahr ist im Augenblick in keiner Weise vorhanden. — Der Gegensatz gegen England dauert in Paris fort, ja er scheint sich zu steigern. Die europäische Gefahr liegt aber ent-

ſchieden in der Vereinigung Frankreichs und Englands für Dänemark und nur in dieſer. Selbſt dieſe wäre nicht bedenklich, wenn Oeſterreich und Preußen mit dem übrigen Deutſchland zuſammenſtänden.

Gerade dies iſt nun nicht der Fall. Die Spannung gegen die Mittelſtaaten hat ſich vielmehr geſteigert durch die Forderung der Etappenſtraße durch Holſtein, welche nur geſtellt ſein kann, um die Hand auf Holſtein zu legen und dem Bunde auch die Verfügung über Holſtein zu entziehen.

Auch dieſer Schritt iſt gegen Herzog Friedrich, gegen einen etwaigen Anerkennungsbeſchluß des Bundes, gerichtet. Die in unſerem auswärtigen Amte herrſchenden Intentionen ſcheinen mir ſehr entſchieden antidäniſch, aber auch ſehr entſchieden gegen Herzog Friedrich. Jede andere Combination würde erwünſchter ſein als dieſe. Ich fürchte deshalb wenig für die Herzogthümer, deſto mehr für Herzog Friedrich.

Die Gründe dieſer ſtarken Antipathie kann ich nur errathen. Zum Theil liegen ſie in den Verzichtverhandlungen von 1851, zum größten Theil aber wohl in der Verbindung Herzog Friedrichs mit Gotha und mit dem National-Verein. Man kennt den Antheil, welchen Gotha an der Veröffentlichung des Briefwechſels zweier hoher Perſonen" (NB. König und Kronprinz) „im vergangenen Sommer genommen, die Ermunterungen, welche der hieſigen Fortſchrittspartei von dort aus zugekommen ſind nach dem Schluſſe des Landtags Ende Mai v. J. ‚um gefälligſt Revolution zu machen‘, und man will zeigen, daß Nichts in Preußen Chancen hat, was mit Gotha und dem National-Verein zuſammenhängt. Die Ernennung von Zedlitz und die Ausweiſung Tempeltey's ſind hinreichende Beweiſe für dieſe Stimmung.

Wo liegen die Gegengewichte und die Gegenmittel? Was haben die Mittelſtaaten bisher geleiſtet? — Sie werden am 29. d. M. beſchließen, daß das Londoner Protocoll nicht den Bund binde, was Niemand behauptet hat. Sachſen beantragt Verſtärkung der Bundestruppen in Holſtein; Preußen läßt hiergegen und gegen einen etwaigen Anerkennungsbeſchluß das 6. Armeecorps mobil machen. Die Mittelſtaaten ſind nun in Würzburg beiſammen, was werden ſie beſchließen? — Das Einzige, was dem Herzog helfen könnte, wäre zunächſt Be-

rufung der Stände in Holſtein durch die Bundes-Commiſſare, der Bundesbeſchluß, daß Chriſtian nicht berechtigt ſei und die Anerkennung Herzog Friedrichs. Man würde dies Seitens der Großmächte freilich durch den ſtärkſten Druck zu hindern ſuchen, aber man hätte auf dieſem Wege immer noch mehr Chancen als wenn man eine Truppen-Aufſtellung in Holſtein beſchlöſſe, die zu gar Nichts führte.

Bleibt die nationale Bewegung übrig; aber dieſe hat ſich völlig machtlos gezeigt. Was will es ſagen, daß 200,000 Thlr. oder weniger an freiwilligen Beiträgen aufgebracht ſind, und etwa 2000 Menſchen ſich bereit erklärt haben, in die Armee Herzog Friedrichs einzutreten?

So ſtehen die Dinge, wie mir ſcheint, im Augenblick ſo ſchlimm als möglich für den Herzog. Was aber noch ſchlimmer iſt, ich ſehe keine Mittel, dieſe üble Stellung in eine beſſere zu verwandeln.

Halten Sie ſich gut und laſſen Sie mich bald Ihre Meinung über dieſe Situation wiſſen. Denken Sie noch längere Zeit in London zu bleiben?"

Geffckens Brief: „Berlin, 18. Februar. Ihren letzten intereſſanten Brief an Duncker habe ich geleſen. Sie werden inzwiſchen wohl von ihm gehört haben, daß er dem Kronprinzen in's Hauptquartier gefolgt war, aber ſofort ein Befehl des Königs hinterher kam, ihn zurückzuſenden. Ich gebe Ihnen nun einige Nachricht über die hieſige Situation. — Die raſche Einnahme des Dannewirke war den Leuten hier, und namentlich Bismarck, vollſtändig unerwartet. Hiernach aber war das Gefühl namentlich beim König und bei Roon vorherrſchend, die preußiſchen Waffen ſeien doch von den öſterreichiſchen in Schatten geſtellt, dazu der wenig glückliche Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Karl, über den Wrangel einen lebhaften Wortwechſel mit S. K. H. hatte — genug man fühlte, ſo könne man nicht aufhören, und dies war der Grund, daß der engliſche Vorſchlag eines Waffenſtillſtands ſofort und ohne weitere Discuſſion abgewieſen ward. Glücklicher Weiſe hat nun auch in Kopenhagen die Kriegspartei ganz Oberhand bekommen, der bisher noch hier gebliebene Legationsſekretär Baron Güldenkrone iſt abberufen und hat eine Depeſche von Quaade verleſen, man werde nicht eher unterhandeln, als bis Schleswig

geräumt sei; ebenso gehen die Dänen zur See scharf vor, was auch uns weiter führen muß. Düppel zu nehmen, wird ein saures Stück Arbeit sein, aber es muß geschehen. — Jemehr die Opfer steigen, um so schwerer wird es hernach, die Herzogthümer wieder an Dänemark auszuliefern. Bismarck fühlt das, und, wenn er für die Personal-Union plädirt oder auf die eventuellen Erbprätendenten für Holstein aufmerksam macht, so fühlt man durch, daß er an diese Argumente selbst nicht glaubt; andererseits ist ihm unstreitig der Augustenburger die unangenehmste Eventualität, indeß er würde sich auch damit befreunden, wenn es nicht anders ginge, und er hat seinen Ton gegen den Herzog bereits erheblich geändert. Hierzu haben zwei sehr verständig gewählte Deputationen unstreitig beigetragen, die eine von der Universität Kiel, die andere aus Schleswig, zu welcher weislich die conservativen Grundbesitzer von altem Namen ausgewählt waren. Beide haben Bismarck über die eigentlichen Fragen, die auf Kenntniß des Landes beruhen, wesentlich aufgeklärt, und ihm den Glauben beigebracht, daß Dänemark sowohl als die Herzogthümer auf die Personal-Unions-Pläne niemals eingehen können, beide haben dagegen eingeräumt, daß man die nördliche Hälfte Schleswigs den Dänen überlassen müsse und dafür Lauenburg als Aequivalent nehmen. Den beiden Professoren hat Bismarck noch den Vorschlag gemacht, da bei Aufgabe der Integrität Rußlands Rechte aus dem Warschauer Protocoll wieder auflebten, den Großherzog von Oldenburg zu nehmen, der ja ein vortrefflicher Fürst sei. Andererseits lebten die Rechte der Sonderburgischen Linie an Delmenhorst und Oldenburg auf, welche der Herzog Friedrich bekommen würde. Die Herren erwiederten, auf solchen Tausch könne man sich nicht einlassen; die Herzogthümer hielten nun eben Friedrich VIII. und keinen Anderen für legitim. Von dieser Substitutions-Idee hat er nun heute gegen Baudissin und Ahlefeldt, die Vertreter der Schleswig'schen Deputation, Nichts erwähnt — er hat nur die Schwierigkeit der europäischen Lage betont, allein die Allianz mit Oesterreich halte England noch von Intervention ab, und Oesterreich wolle von Nationalitätsfragen Nichts wissen. Wenn man eine dynastische Trennung wolle, müsse man sich mit Holstein und Lauenburg begnügen, dann aber sei Schleswig auf immer für Deutschland verloren. ‚Der König, meine Herren, hat die

lebhafteſten Sympathien für den Herzog' (es iſt das erſte Mal, daß er ihn ſo nennt), ‚aber die Schwierigkeit der europäiſchen Lage verhindert ihn, derſelben offen Ausdruck zu geben.' Er ſprach dann ſehr eingehend und freundlich über den Herzog und beklagte nur, daß derſelbe nicht beſſer umgeben ſei. — Bei dieſer günſtigen Wandlung iſt Folgendes wohl nicht ganz ohne Einfluß geweſen: den Profeſſoren hatte Bismarck geſagt, es ſei nicht im Intereſſe Preußens, einen neuen Mittelſtaat zu ſchaffen, worauf dieſe im Allgemeinen andeuteten, daß ein ſelbſtändiges Schleswig-Holſtein unter die preußiſche Machtſphäre falle und dieſem die Flanke decke. Ich bewog ſie nun gleich darauf, an Bismarck einen Brief zu ſchreiben und zu entwickeln, welche Conceſſionen ein ſolcher Staat Preußen machen könne: Militär-Convention, Eintritt in den Zollverein, Kieler Hafen unter preußiſcher Militärhoheit u. ſ. w. Der Eindruck war magiſch; umgehend kam ein Billet, der König werde die Audienz gewähren (was bis da ungewiß war), und er (Bismarck) erſuche ſie um eine nochmalige Unterredung, in der er dann ziemlich unter den Fuß gab, der Herzog möge nur mit ſolchen Propoſitionen herauskommen, das ſei eine ganz andere Sache. — Bis jetzt aber arbeite ich ſeit faſt 2 Monaten vergeblich an Samwer, dies zu thun, und Jemanden damit herzuſenden; er hat an ſich Nichts gegen die Conceſſionen, behauptet aber, wenn man ſie machte, würde Bismarck dies ſogleich den Mittelſtaaten verrathen und ſo verliere man auch die, welche doch das Votum am Bunde zu Stande bringen ſollten. Ich antworte, erſtens thut Bismarck das nicht und zweitens kommt auf die Mittelſtaaten verzweifelt wenig an; die meiſten haben ſich ſo engagirt, daß ſie ihre Stimme doch für den Herzog abgeben müſſen, und daß ſie weiter Nichts thun können und werden, hat die Erfahrung gelehrt; Samwer aber bleibt bis jetzt bei ſeiner Illuſion, denkt, der Bund wird den Herzog einſetzen, und hat ſogar die Würzburger Conferenz durch einen Vertrauensmann beſchicken wollen; die Leute wollen nicht einſehen, daß im Guten und Böſen Berlin der Mittelpunkt bleibt, von dem Alles abhängt. —

Das iſt nun wirklich recht ſchlimm; aber da Samwer nicht zu beſeitigen iſt, ſo muß man ſehen, wie man weiter kommt. —

Schließlich noch eine erfreuliche Nachricht: ich habe vorgeſtern hier

einen wichtigen Vertrag abgeschlossen, durch den Oldenburg an der Jahde eine neue erhebliche Gebietsabtretung an Preußen macht, die letzterem erst erlaubt, den Kriegshafen zu befestigen; außerdem gestattet Oldenburg, daß drei detachirte Forts auf seinem Territorium gebaut werden. — Der König von Hannover wird ein schönes Gesicht machen, wenn er dies erfährt." —

21. Februar. Erst gegen 6 Uhr aus, zur Gräfin Bernstorff; theile ihr und ihrem Gemahl den wesentlichen Inhalt meiner Briefe mit, Bismarcks Unterhandlungen mit den holsteinischen Deputationen, und Samwers ablehnende Haltung. Allgemeines Erstaunen über Samwers unerklärliches Verhalten. Bernstorff hat in seinen Depeschen nach Berlin wiederholt geltend gemacht, daß die Elbherzogthümer den Dänen unmöglich wieder zurückgegeben werden können. Indem er mir das versichert, giebt er aber auch zu erkennen, daß er der Candidatur Oldenburgs nicht abgeneigt wäre, und daß er Lauenburg gern für Preußen gewinnen möchte.

22. Februar. Diner, von Lawrence Oliphant eingeladen, als Gast der geographischen Gesellschaft.

Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich. — Sir Roderic Murchison präsidirte, und wie das jetzt allgemein Sitte ist, an der einen langen Seite des Tisches; neben ihm nahm der Herzog von Wellington als der Vornehmste Platz (zur Rechten), und neben dem Herzog, mit dem mich Sir Roderic bekannt machte, wurde mir mein Platz angewiesen.

Dieser Herzog sieht seinem berühmten Vater ungemein ähnlich, nur daß er klein von Wuchs und sehr unbedeutend ist. — Wir sprachen von dem Stand der Parteien in Preußen — von England, davon, in welcher Weise sich die gegenwärtigen Zustände aus den früheren entwickelt haben, und wie diese früheren Zustände beschaffen waren.

Zuletzt lud mich der Herzog zu einem Diner ein „to meet the Duke of Cambridge".

Mein Nachbar auf der anderen Seite war der Admiral Hall, mit dem ich schon neulich im Athenäum zusammen gespeist hatte. Der erzählte mir von dem Krieg in der Ostsee — (während des

Krimkrieges) — von seinen wiederholten Landungen auf Dagöe, und seinem Verkehr mit dem Eigenthümer, Baron (Ewald) Ungern-Sternberg.

Sir Roderic brachte einen Toast aus auf Mr. Gifford Palgrave — der anwesend war — und kündigte an, daß dieser ausgezeichnete gentleman heute Abend Auskunft geben werde über seine mehrjährigen interessanten Reisen in Arabien.

Uebrigens verlauteten über diesen Palgrave eigenthümliche Gerüchte; er ist ein Sohn des bekannten Historikers seines Namens — ist zum katholischen Glauben übergetreten und soll, wie man sagt, Geistlicher und ehrwürdiger Pater — Jesuit geworden sein. Davon spricht er natürlich hier in England nicht, wo es seinem Werk und seinem Ruf schaden könnte. — Jedenfalls muß ihm von seinen Oberen die Erlaubniß ertheilt worden sein, während seines Aufenthalts in der Heimat die Ordenstracht abzulegen.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft in corpore nach Burlington-House, wo wir von einem zahlreichen Auditorium erwartet wurden — und nach den herkömmlichen Formalitäten begann Palgrave seinen Vortrag, der wirklich ausgezeichnet und schön war — schon des Inhalts wegen sehr interessant, und in der Form mit Glück — vorwiegend humoristisch, zuweilen aber von rednerischem Schwung — sodaß er im Ganzen sehr gerechter Weise Beifall erntete.

Er schilderte, wie er als arabischer Arzt und Wunderthäter von Gaza in Syrien aus durch die arabische Halbinsel gewandert ist, namentlich durch das Reich der Wechabiten. Da wurde er einst in die Ställe des Sultans gerufen, um einem kranken Pferde zu helfen, und fand Gelegenheit die schönsten Pferde Arabiens zu sehen. Bei der Beschreibung dieser edlen Thiere wurde er wirklich poetisch. Er behauptete, noch nie sei ein arabisches Pferd von dieser edelsten, von der Ned-jed-Race nach Europa gekommen, es sei geradezu unmöglich eines auszuführen. Was man an arabischen Pferden in Europa gesehen habe, komme aus dem nördlichen Theil des Landes und aus Syrien. — Zuletzt erzählte dann Palgrave, wie er von dem Sultan von Oman, der von Europäern „Imam von Maskat" genannt wird, im schönsten Theil des Landes gastlich aufgenommen worden sei.

23. Februar. Frühstück bei Sir John Acton. Ich lernte bei der Gelegenheit, daß es in England Sitte ist zu der wirklich ersten Mahlzeit des Tages einzuladen. — Zum zweiten Frühstück dagegen, zum luncheon, werden niemals Gäste gebeten. — Heute war dieses Frühstück ein ganz entschieden politisches; Sir John hatte nur Minister dazu eingeladen: seinen Stiefvater Lord Granville, den Herzog von Argyll (Lord privy Seal) und den Finanz-Minister Mr. Gladstone — der Letztere entschuldigte sich und kam nicht. Das war mir leid, denn ich glaube, daß er von den gegenwärtigen Ministern der bedeutendste ist, vielleicht der einzige in der ganzen Gesellschaft, der ein Staatsmann genannt zu werden verdient, — und jedenfalls bedeutender als die beiden Herren, die erschienen. Denn Lord Granville ist ein sehr gutmüthiger, aber ohne alle Frage auch gar sehr unbedeutender President of the Council — und der kleine rothhaarige Herzog von Argyll ist zwar als ein echter Celte sehr viel leidenschaftlicher und beweglicher, aber durchaus nicht bedeutender als sein friedliebender College.

Dieser kleine Mann fing sofort an, von dem deutsch-dänischen Streit zu sprechen — aber im Geist einer so leidenschaftlich verbissenen Feindseligkeit gegen Deutschland, zumal gegen Preußen, daß unmöglich etwas weiter daraus werden konnte, wenn ich mich auf die Erörterung einließ, als ein heftiger Streit ohne Ergebniß.

Sir John sagte mir dann, daß Layard sehr eifrig bemüht gewesen, und daß es ihm auch gelungen ist mir zu schaden. Layard hat mich nämlich den Ministern gegenüber als „Professor" bezeichnet, und zwar weil hier in England durchaus die Vorstellung herrschend ist, daß die ganze deutsch Bewegung in den Elbherzogthümern — der jede Realität fehle — und das Streben Deutschlands nach dem Besitz dieser Lande — das keinen gerechtfertigten Grund habe — lediglich durch eine Anzahl deutscher Professoren, verschrobene Ideologen — und durch deren thörichte Wühlereien veranlaßt sei. — Als einen aus dieser Schaar, als einen Thoren, den anzuhören nicht der Mühe lohnt, hat mich nun Layard spottend bezeichnet.

25. Februar. John Eyre Crowe bei mir. Der sprach von den verschiedenen Wegen, die man in England einschlagen könne, um

eine Anſtellung von Seiten der Regierung zu erhalten, und meint: das beſte Mittel ſei, ſich einen Sitz im Unterhauſe zu verſchaffen, da der Regierung ſo viel wie irgend möglich beſchwerlich zu fallen und auf dieſe Weiſe die Miniſter dahin zu bringen, daß ſie Einem eine gute Anſtellung geben, um ſich Ruhe zu verſchaffen. So habe es namentlich Layard gemacht. Der hatte ein Vermögen von nur 1500 L. St. — verwendete es ganz darauf, einen Sitz im Parlament zu gewinnen, und war dann überaus beſchwerlich, bis man ihm eine Stellung gab, die ihn für den Reſt ſeines Lebens ſicher ſtellte.

Geſpräch mit Lord Hougthon. Er ſagt mir: Es herrſcht hier in England bei weitem weniger Sympathie für Dänemark, als Haß gegen Deutſchland. Man glaubt hier in England, daß nur die „land-owners“ — worunter man ſich lediglich die Großgrundbeſitzer vorſtellt, da man von der Exiſtenz eines zahlreichen Bauernſtandes in den Herzogthümern keine Ahnung hat — für den Auguſtenburger ſeien, daß dagegen das eigentliche Volk durchaus däniſche Sympathien habe. Die Sache wäre viel populärer in England, wenn ſich das Volk ſelbſt in Waffen erhoben hätte. Die von Frankreich drohende Gefahr ſieht auch Hougthon; vor kurzem hat General Fleury, Napoleons Vertrauter, zu einem Freunde Hougthons geſagt: „Nous aurons le Rhin si bon marché, comme jamais on ne l'aurait cru.“ Aber dieſe Gefahr erſchreckt in England Niemand mehr. Die Gallophobia iſt hier vollſtändig ausgeſtorben.

27. Februar. Zwiſchen 5 und 6 Uhr zu dem Prinzen von Noër sen. Langes Geſpräch mit ihm. Er hört ſehr aufmerkſam zu und ſtimmt mir auch bei. Er wird ſeinem Neffen, dem Auguſtenburger, dringend ſchreiben, daß es für ihn unerläßlich iſt, ſich mit Preußen zu verſtändigen, und ihn auffordern, auf Bismarcks Eröffnungen einzugehen. Gelingt es ihm, Das zu erreichen, dann habe ich etwas Wirkliches geleiſtet, indem ich ihn dazu veranlaſſe!

Abend bei Lady William Ruſſell. Sie ſagte mir nun auch, daß Layard mir in geſellſchaftlicher Hinſicht gar ſehr geſchadet hat — vor Allem aber ſeien Lord Palmerſton und Lord Ruſſell empört darüber, daß ich in Osborne geweſen bin, und, wie ſie

meinen, verſucht habe, Einfluß auf die Königin zu üben. — Die Engländer haben in dieſer Beziehung gar eigenthümliche Anſichten. Jeder Engländer gehört zu einer politiſchen Partei, und nimmt den lebhafteſten Antheil an den öffentlichen Dingen, das verſteht ſich von ſelbſt; er hat das unbeſtrittene Recht dazu, wenn es nicht gar als ſeine Pflicht betrachtet wird. Er hat das Recht auf die öffentlichen Angelegenheiten im Sinn ſeiner Partei und nach eigenem Ermeſſen einzuwirken, ſo weit ſeine Kräfte irgend reichen. Nur ein einziges Individuum in ganz England macht darin eine Ausnahme: das iſt der jeweilig regierende König von England; von dem wird verlangt und vorausgeſetzt, daß er gar keine eigene Meinung in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten habe — daß er durchaus gar keinen Einfluß darauf zu üben ſuche — daß er ſich gar nicht darum kümmere. — Natürlich iſt dem in der Wirklichkeit niemals ganz ſo, denn es heißt in der That etwas geradezu Unmögliches poſtuliren. Aber ſobald es ruchbar werden will, daß ſich die Dinge in der Wirklichkeit nicht ganz genau ſo verhalten, daß die Königin ſich irgendwie um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, geräth ganz England in namenloſe Aufregung über dergleichen unbefugtes Treiben und der Vollblut-John Bull hat Anfälle von Wuth.

29. Februar. Archer Crowe (der Sohn John Eyre C.s, Conſul in Leipzig) ſchreibt ſeinem Vater, daß der Herzog von Coburg wieder einmal einen argen politiſchen Fehler gemacht hat. Wir ſind der Königin ſehr vielen Dank ſchuldig; ſie trägt ſehr viel dazu bei, daß es nicht zum Bruch kommt, und mehr als das. — Damit ſie aber auch in dieſem Sinne wirken kann, muß der Antheil, den ſie perſönlich fernerhin und im Widerſpruch mit Lord Palmerſton an den öffentlichen Dingen nimmt, der Aufmerkſamkeit des Publicums entzogen bleiben. Wird es bekannt, daß ſie zu Deutſchlands Gunſten den Frieden erhält, ſo iſt ganz England laut und lebhaft in der Forderung, daß ſolchem Unfug ein Ende gemacht werde; die öffentliche Meinung ſtellt ſich alsdann gegen die Königin auf Seiten Palmerſtons, und mit ihrer Wirkſamkeit für Deutſchland iſt es zu Ende. Es gehört nur eine mäßige Kenntniß der hieſigen Zuſtände und ein nur mäßiger Scharfſinn dazu ſich das Alles zu ſagen. Der Herzog von Coburg aber hat es unter

dieſen Umſtänden für zweckmäßig gehalten, die Königin zu compromittiren. — Er hat in einem Briefe an ſie nachgewieſen, daß die Gefahr eines neuen Rheinbundes droht, wenn Englands Politik in den gegenwärtigen Bahnen bleibt — und nebenher hat er es für angezeigt gehalten, der „Scandinaviſchen Union" als eines wünſchenswerthen Auswegs zu gedenken, ohne zu erwägen, daß Chriſtian IX., der zu dem Zweck beſeitigt werden müßte, der Schwiegervater des Prinzen von Wales iſt, und dann: daß man von ſolchen Dingen überhaupt nicht ſprechen muß, wenn ſie gelingen ſollen.

Außer allem Andern liegt dann darin, daß gerade Er einen ſolchen Brief an die Königin von England ſchreibt, wohl ein vollkommenes Verkennen ſeines perſönlichen Verhältniſſes zu ihr. Die Königin hat dieſen Brief, ohne ihn zu beantworten, dem Miniſter Lord Ruſſell zugeſendet, was ſie gewiß nicht gethan hätte, wenn er etwa von dem König Leopold von Belgien kam. Daß ſie es gethan, beweiſt die Abſicht, wie mir ſcheint, dem Schreiber ihre Mißbilligung zu erkennen zu geben; er hat denn auch von Lord Ruſſell eine ſehr ſcharfe Antwort erhalten. — „England has her own diplomatic agents", und bedürfe keiner Auskunft von Seiten anderer Individuen, auch von Seiten des Herzogs nicht „no information wanted from that quarter". — Der Herzog wird belehrt, „French interference" ſei „not to be apprehended etc." — Wie ihm das wohl gefallen mag? —

Erſt ſpät aus; Beſuch bei der Gräfin Bernſtorff. Lege ihr noch einmal alle die Gefahren nahe, die aus der Candidatur des Oldenburgers hervorgehen müſſen, wenn ſie von unſerer Regierung unterſtützt würde.

Sie lieſt mir einen Brief aus Berlin vor; von einer Dame des kronprinzlichen Hofes. Es geht daraus hervor, daß man in Berlin ſehr trübe ſieht; die Beſorgniß vor Frankreich ſteigt dort mit jedem Tage. — Meine Ueberzeugung iſt, daß wir von dorther gar Nichts zu fürchten haben, wenn wir nicht ſelbſt durch eine auch ſonſt verkehrte Politik Gefahren herbeiführen.

Abend bei Lady William. Das allgemeine Geſpräch ſind jetzt hier Mr. Stansfield, Mitglied des Unterhauſes, und

Mazzini. Im Pariser Moniteur wird nämlich offiziell ausgesprochen, daß das „Greco-plot“, die Verschwörung Greco's und seiner Genossen, von Mazzini angestiftet, und daß Stansfield der Banquier sei, der in Mazzini's Correspondenz mit dem falschen Namen Flores bezeichnet wird, und die ausgesendeten Mörder mit Geld versorgt hat.

Da Stansfield zur ministeriellen Partei gehört, — und selbstredend nur deswegen — ist er in Folge dessen von Seiten der Tories im Unterhause heftig angegriffen worden, als Theilnehmer an Greco's Mordanschlag. Diese Beschuldigung hat nun Stansfield mit großer Indignation zurückgewiesen — dabei seine Verbindung mit Mazzini keineswegs geleugnet, sondern den Groß-Revolutionär Italiens vielmehr als einen vortrefflichen Mann und Patrioten auf das Höchste gerühmt.

Alle Whigs geben nun vor, zu glauben, diese ganze angebliche Verschwörung sei von der französischen Polizei selbst veranstaltet. — Die alte, abgenutzte Geschichte. — Und Mazzini könne sich gar nicht bei einem Mordanschlag betheiligt haben! Wenn der beschuldigt werde, so sei das schnöde Polizei-Verleumdung.

Das Alles muß so und darf nicht anders gespielt werden, denn die Nationalitäts-Bestrebungen Italiens sind in England populär; es ist eine ausgemachte Sache, daß sie berechtigt sind, und die der Deutschen in Schleswig nicht. Es darf kein Schatten auf sie fallen.

Diese Annahme gehört, bei den Gebildeten, in das weitschichtige Gebiet der conventionellen Ueberzeugungen. Die Masse, die nie Gründe annimmt — und wenn sie so häufig wären wie Brombeeren — die glaubt natürlich mit einer gewissen stupiden Redlichkeit, was sie eben eigensinnig glauben will.

Auch in diesem Kreise lehnte man es ab, an Mazzini's Mitschuld zu glauben. Ich sagte: ob er gerade an diesem Mordanschlag Theil genommen hat oder nicht, das kann ich nicht wissen, natürlich. Wenn aber behauptet werden will, er sei überhaupt nicht der Mann der an einem Mordanschlag Antheil nehmen könne, so bin ich anderer Meinung. Ich halte ihn dessen ganz wohl fähig. — Ich erzählte von den Briefen Mazzini's, welche die österreichische Regierung aufge-

fangen und den anderen Höfen mitgetheilt hatte — vor dreißig Jahren etwa — und die ich kennen lernte, weil ich ſie für einen Freund und in ſeinem Namen überſetzte. — Die politiſchen Pläne, die ſie enthielten, ſchienen mir ſehr abgeſchmackte, ganz unſinnige wild schemes — „such as an insane school-boy might be expected to put together“ — und von einem Gefühl für ſittliche Würde, für Recht und Unrecht, zeigte ſich darin keine Spur.

Wie aber Niemand an ſolchen conventionellen Ueberzeugungen ſehr ſchwer trägt, ließ man auch das ohne Weiteres gelten.

Mazzini aus dem Lande zu weiſen, wäre aber vollkommen unmöglich, wie ich wohl ſehe. Die Miniſter könnten das gar nicht thun, ſelbſt wenn ſie wollten. Es würde ſich in ganz England ein ſolcher Sturm des Unwillens erheben, daß das Miniſterium darüber ſicher zu Grunde ginge.

1. März. Aus Kiel eine Art von Nachweis, daß der Herzog von Auguſtenburg ſein Recht auf die Herzogthümer keineswegs verkauft hat. Sehr ſchön; hilft aber hier zu gar Nichts. Die Preußen müſſen Düppel und Alſen erobern, und der Herzog muß ein Abkommen mit Preußen treffen. Geſchieht das, dann iſt es ſehr einerlei, was die Leute hier über jene Transaction ſagen; geſchieht das nicht, dann können alle Rechtsdarlegungen und Advokaten-Quisquilien Nichts helfen. Kein Menſch achtet darauf.

Mit Sir John Acton den Abend bei Lady William; wir finden Arthur Ruſſell, Lord Llanover und Mrs. Herbert, die mir ihren Mann vorſtellt. Sie erzählte mir viel von Wales, wo ſie mich auf ihrem Landſitz zu ſehen hofft. Sie giebt ſich für eine Celtin, obgleich ihr Vater wohl ſächſiſcher Abkunft iſt, doch ſoll ihre Mutter wirklich von alter Waliſer Familie ſein. Außer ſchönen Gegenden verſpricht die ſchöne Frau mir in Wales auch intereſſante Ruinen, intereſſante Erinnerungen und nationale Sitten.

Ich war verwundert zu hören, daß die Waliſer Sprache auch in Süd-Wales noch geſprochen wird und daß auch dort das Intereſſe für celtiſche Sage und Poeſie noch lebendig iſt. — „O yes, we keep it up,“ ſagte Mrs. Herbert, und ſo leiſe, daß es außer mir Niemand hören konnte, fügte ſie hinzu: „and we hate the English!“

Die Worte „we keep it up“ verrathen aber, daß das Intereſſe an dieſen Dingen ein gemachtes iſt. Auch geſteht Mrs. Herbert, daß ihr Gemahl keine celtiſchen Intereſſen hat.

Da ich zufällig meine perſönlichen Beziehungen zu Goethe erwähnte, mußte ich von ihm erzählen, was mit großem Intereſſe angehört wurde.

Ein Ereigniß ſcheint in dieſem Augenblick ganz London in hohem Grade zu beſchäftigen und allgemein beſprochen zu werden: Lawrence Oliphant, der Partei für Deutſchland gegen Dänemark nimmt — den die Miniſter deshalb ſcheel anſehen — der iſt nach Windſor zur Königin eingeladen und verweilt dort.

London, „the metropolis of the world“, iſt bei alle dem ein Klatſchneſt.

2. März. Gen.-Konſul Crowe meldet aus Leipzig: Sammer will ſich aus der ſchleswig-holſteiniſchen Sache zurückziehen und nach Gotha zurückkehren. Sammer ſelbſt hat darüber an Holtzendorff, wie es ſcheint, in ziemlich elegiſcher Weiſe geſchrieben: wenn er, ſeine Perſon, das Hinderniß ſei, das eine Verſtändigung zwiſchen dem Herzog und der preußiſchen Regierung unmöglich macht, wolle er nicht im Wege ſtehen, ſich ſelbſt zum Opfer bringen und zurücktreten.

5. März. Wichtigen Brief von Max Duncker vorgefunden. Er ſchreibt:

„Zuerſt die allgemeine Lage. Ich ſehe dieſelbe weder für die Herzogthümer noch für den Herzog verzweifelt an. Bismarck kann auf ſeinem Wege, durch ſcheinbares Feſthalten an den Verträgen Deckung gegen Europa zu ſuchen, mittelſt der Verträge von den Verträgen frei kommen und zum Ziel der Lostrennung gelangen. Er iſt ſeit Ausbruch des Krieges nicht mehr an die Verträge gebunden, aber erklärt ſich bereit, wenn möglich, die Integrität Dänemarks nicht anzutaſten. Er fordert die ſcharfe Perſonal-Union; ſie wird nicht angenommen und er hat die Trennung erreicht. Mit der erreichten Trennung wird ſich aber auch zeigen, daß der Herzog — von dem nach dem Syſtem des Auswärtigen gegenwärtig noch gar nicht die Rede ſein darf — nicht wohl zu vermeiden ſein dürfte. Inzwiſchen hätte man ihm für ſeine Verbindung mit Gotha, dem Nationalverein und dem Central-

Ausschuß eine gehörige Lection von Besorgniß eingeflößt. Nur muß der Herzog sich in Berlin zu stellen wissen. Er muß endlich direct und offen dem König schreiben, ausführen, wie wenig Dänemark und den Herzogthümern mit der Personal-Union gedient sein könne, wie Preußen keinerlei Vortheil bei dieser Lösung habe, und welche Vortheile seine Einsetzung Preußen an der Eider bieten würde. Statt dessen hofft man in Kiel ewig auf Anerkennung, und wenn man sich zu einem Schritt in Berlin entschließt, so fürchtet man die Mittelstaaten zu verletzen, und versucht einen halben, der mehr schadet als nützt. Es ist das sehr beklagenswerth.

Die Weigerung der Oesterreicher nach Jütland mitzugehen, hat volle vier Wochen Aufenthalt gebracht in eine Unternehmung, wo jeder Tag kostbar war. Jetzt ist diese Weigerung überwunden. Inzwischen hat man aber auch versäumt, was man hier konnte und mußte, nämlich unverantwortlich versäumt den Belagerungs-Park zu rüsten und rechtzeitig abzufertigen, mit welchem die Pause passend hätte ausgefüllt werden können. Dies fällt auf unsere militärischen Sommitäten.

Endlich hat man hier auch eingesehen, daß man die Allianz mit den Mittelstaaten haben müsse, für den Fall, daß Oesterreich sich weigere mitzugehen. Man hat deshalb Hannover veranlaßt, den Antrag auf Bundeskriegserklärung einzubringen, der durch die gemeinsame Action die Mittelstaaten wieder näher an Preußen heranbringen soll. Oesterreich widerstrebt demselben noch, wird sich aber fügen müssen. Damit stehen wir dann besser sowohl gegen die Mittelstaaten als gegen Oesterreich — welches uns die Führung derselben nicht überlassen wird und darum mitgehen muß — als auch gegen Frankreich, welches außer Stand kommt den Zwiespalt in Deutschland zu fördern und zu benutzen.

Die Reise nach Kiel können Sie nicht wohl umgehen. Ich würde direct von London dorthin gehen, ohne vorher Berlin zu berühren."

Ausflüge nach Serlby-Hall und Harrow.

Um auch das englische Landleben kennen zu lernen leistete Bernhardi einer Einladung des Lord Galway Folge, ihn auf seinem Landsitze zu besuchen.

6. März. Abfahrt um 8 Uhr früh von King's Cross Station. Die Route führt unter anderem in der Nähe von Huntingdon an dem Landsitz der Familie Cromwell vorbei, aus dem auch der große Oliver — von Geburt unzweifelhaft ein gentleman — hervorgegangen ist.

England ist ein hübsches Land, das ließ sich durch den dünnen Nebel wohl erkennen. Sanft wellenförmig mit geringen Erhebungen und Senkungen. Die Landschaft zeigt, wie die englische Landwirthschaft darauf angewiesen ist, die Bevölkerung vorzugsweise mit den Erzeugnissen der Viehzucht zu versorgen — Brod läßt sich von Weitem her beziehen. Viel Wiesen- und Futterkräuterbau, verhältnißmäßig wenig mit Halmfrüchten bestellte Aecker, die einzelnen Parcellen von lebendigen Hecken eingefaßt — überall auf Aeckern und Wiesen Bäume theils einzeln, theils in Gruppen und großer Anzahl — ein Beweis, daß der Landbau nicht mit der selbst die kleinsten Vortheile wahrnehmenden Sorgfalt betrieben wird, wie in Belgien, wo man Bäume gewiß nicht in Mitten der Saaten stehen ließe. — Dann führt die Bahn nicht selten am Saume wohlgepflegter Parks dahin, und hin und wieder sind die Gipfel einzelner Bodenwellen durch kleine Gehölze gekrönt.

So ist die Landschaft zwar grün, frisch, lachend zu nennen, aber sie ist auch einförmig, und kann auf die Länge die Aufmerksamkeit selbst des Fremden kaum fesseln, denn man sieht immer dasselbe Bild, und was besonders auffällt: die Flüsse sind schmal und selbst die bedeutenderen haben kein eigentliches Thal, sie gleiten über die Fläche oder zwischen unbedeutenden Bodenwellen dahin. Auch erscheint England bei einer Fahrt über Land gar nicht so dicht be-

völkert als es wirklich ist. Es macht nicht in demselben Grade wie mancher Landstrich in Deutschland den Eindruck einer dicht bevölkerten Gegend, trotz der 8000 Menschen auf der Quadratmeile, die in England nachgewiesen werden. Das hat seinen Grund in der Vertheilung des Grundeigenthums, das wenige große Besitzungen und Meierhöfe von bedeutendem Umfang bildet. Infolgedessen beträgt die ackerbautreibende Bevölkerung nur wenig über ein Viertheil der Gesammtheit. Die großen Massen leben, auf einzelne Punkte zusammengedrängt, in großen Handels- und Fabrikstädten. —

Von der Station Bawtry aus zu Wagen nach Serlby-Hall. Am Eingang des Parkes wurde ich von Lord Houghton angerufen, der mit der dort versammelten Gesellschaft auf einem Spaziergang begriffen war. Ich stieg aus und wurde der Gesellschaft vorgestellt. Der Hausherr, ein rüstiger Vierziger, der sich nicht eben einer klassischen Bildung erfreut, nur sportsman; Lady Houghton, eine kleine, etwas unscheinbare Frau; ferner ein Mr. Foljambe, ein junger blonder Mann, von dem man mir sofort sagte, daß er 30,000 L. St. Einkünfte habe, was selbst in England für ein sehr bedeutendes Vermögen gilt, zumal, wenn es in liegenden Gründen besteht. Auch erzählte man mir, daß er von sehr alter Familie sei, einer der vier Ritter, die Thomas a Becket erschlugen, solle ein Foljambe gewesen sein. „Er ist gewiß aus einem edlen Haus," wäre man versucht zu sagen, „denn er sieht hübsch und unbedeutend aus." Außerdem waren ein Paar ältere Herren da — erfahrene Fuchsjäger — und ein Mr. Edward Thornton, der Gouverneur von Bombay gewesen ist, und dessen Umgang wenigstens die Art von Interesse hat, die sich aus dem außergewöhnlichen erfahrungsreichen Lebenslauf eines solchen Mannes ergiebt.

Lord Galway ist Pair von Irland und dennoch besitzt er, wie mir später Houghton erzählte, keine Handbreit Land dort. Es war nämlich früher üblich eine Familie, der man zwar Rang und Titel aber doch keine wirkliche Pairie gewähren wollte, dadurch auszuzeichnen, daß man ihr eine irländische Pairie gab. Wenn Lord Derby Premier-Minister wird, dann wird Lord Galway wohl englischer Pair.

Wie seltsam! Er ist vermöge des Ansehens, das ihm sein Grund-

besitz und sein Rang in der Umgegend verleihen, Mitglied des Unterhauses, kümmert sich aber sehr wenig um das, was vorgeht, kommt nur in Fällen, die das Ministerium für sehr dringend hält, gerufen in das Haus und stimmt dann unbesehens, ohne sich um den Inhalt der schwebenden Fragen weiter zu bekümmern, für die Regierung, gleichviel welcher Partei die jeweilige Regierung angehört. — Er stimmt jetzt für das Whig-Ministerium und wird seiner Zeit mit derselben nachhaltigen Treue für ein Tory-Ministerium stimmen und dieses Treiben führt dahin, daß er schließlich Pair von England wird! — Die Zustände in England sind in der Wirklichkeit doch etwas anders als in den Vorstellungen der Doctrinärs.

Ein englischer Park ist allerdings ein reizender Aufenthaltsort. Man darf sich darunter nicht denken, was wir auf dem Continent einen Park nennen: sogenannte „englische Anlagen" — eine geschniegelte Natur. Dergleichen bildet höchstens einen verschwindend kleinen Theil des Parks; das Uebrige, meist einige hundert Morgen, mit kleinen Hebungen und Senkungen, ist ziemlich dem Walten der Natur überlassen — saftig grüner Rasen mit Bäumen und Baumgruppen und wenigen einem wirklichen Bedürfniß entsprechenden Wegen. Was den Aufenthalt als Heim wirklich reizend macht, das ist die Landessitte, die jedes Mannes Wohnsitz heilig hält. Keinem Engländer fällt es ein, den Park eines Mannes zu betreten, der ihn nicht ausdrücklich eingeladen hat. Tiefe Stille herrscht in dem geräumigen Gebüsch; man ist da einsam, still für sich.

Wir gingen längere Zeit in dem Park umher, die alten Bäume, die Einsamkeit, das Zwitschern der Vögel, das mich so früh im Jahr wirklich überraschte — das Alles machte mir einen wohlthuenden Eindruck, obgleich die Luft feucht war und der Himmel grau über uns hing. Lord Houghton belehrte mich, daß ein solcher Park keineswegs etwa ein bloßer Luxus-Besitz ist, sondern als Wald und Wiese ausgenutzt etwa ein Pfund Sterling per acre einträgt. Dieser hier beträgt 400 acres, wäre also groß genug, um Wild darin zu halten, doch verliert man dadurch die Einkünfte, die ein Park als Wiese oder Schafweide gewährt.

Serlby-Hall liegt in dem Landstrich, den einst Sherwood forest

bedeckte, in dem Robin Hood hauſte. Ein paar alte Eichen werden als Reſte des berühmten Waldes verehrt. Da ſie dem Abſterben nahe ſind, ſo hat man ſie von Epheu umranken laſſen, um ihnen den Schein des Lebens zu verleihen.

Der eigentliche Blumengarten iſt eine gar wunderliche Anlage, wenigſtens in den Augen eines Deutſchen. Ziemlich fern vom Hauſe ein mächtiger von einer Mauer umgebener Raum, in dem Blumen ungefähr wie Kohl und Zwiebeln in einem Küchengarten gezogen werden, nicht zum Schmuck der Anlage, ſondern damit man ſie holen kann, wenn man ſie braucht. Auch ein mäßig großes Blumen-Treibhaus befindet ſich hier.

Das Haus, ein ziemlich ſchmuckloſer Ziegelbau mit Kalkbewurf, iſt nicht größer als das eines wohlhabenden Landedelmannes in Norddeutſchland oder in den Oſtſeeprovinzen.

Doch hat es — gerade wie das königliche Schloß zu Osborne — einen Anbau mit niedrigeren Stockwerken und kleineren Fenſtern, der die Küche und die Wohnungen der Dienerſchaft enthält — nicht in die Architektur des Hauptgebäudes als Theil des Ganzen aufgenommen, und ſoviel als möglich durch Gebüſch und Bäume verſteckt. Das ſcheint in England allgemeine Sitte.

Mir wurde im oberen Stockwerk ein ſehr angenehmes Zimmer angewieſen und ich ruhte da ein paar Stunden, bis um 7 Uhr eine Glocke das Zeichen zum Ankleiden gab, und eine halbe Stunde ſpäter das Zeichen, ſich im drawing-room zu verſammeln. Da erſchien denn natürlich die ganze Geſellſchaft in vollem Anzug; die Herren in weißen Halstüchern, die Damen decolletirt und in kurzen Aermeln.

Mr. Foljambe nimmt es ſehr gewiſſenhaft, daß er hier zur Fuchshetze eingeladen iſt —: nicht allein Morgens trägt er den herkömmlichen ſcharlachrothen Jagdrock, ſondern auch Abends im Salon erſcheint er in rothem Frack, und da ich eine anerkennende Bemerkung über ſolche Folgerichtigkeit mache, antwortet er mit großer Selbſtzufriedenheit: „yes! to support our noble host!“ — welche Verlegenheit, wenn er hätte erklären ſollen, was er ſich dabei eigentlich dachte!

Das Diner war von franzöſiſchem Zuſchnitt, wie jetzt wohl in

allen guten Häuſern in England, wurde aber hier in altengliſcher Weiſe ſervirt, was nicht mehr recht üblich iſt. — Lord Galway presided, Lord Houghton faced him, vorlegen u. ſ. w. — Bei Tiſch, wie überall Xerez und Champagner, und nachdem die Damen ſich zurückgezogen, kamen die üblichen Weinſorten zum Vorſchein.

Die Converſation ziemlich unbedeutend. Lord Houghton fragte, ob „the danish fever“ noch anhält? — und meinte, die däniſche Heirath des Prinzen von Wales ſei ein Unglück für England, doch ſprach er auch dieſe Ueberzeugung mit ſeiner gewöhnlichen Seelenruhe aus.

Daß hier im Hauſe Niemand leidenſchaftlich däniſch geſinnt iſt, war leicht zu überſehen. Sportsmen nehmen ſich wohl überhaupt die Politik und die Schickſale der Menſchheit nicht ſonderlich zu Herzen.

4. März. Trotz ſtarken Regens erſchienen Lord Galway und Foljambe in ihren ſcharlachrothen Jagdröcken zum Frühſtück, und um 10 Uhr machten ſie ſich auf „to cover“. — „It must be done“, bemerkte Houghton mit trockener Ironie.

Seltſam, wie die Engländer ſind; ein jeder von ihnen thut eigentlich nur Ein Ding, das er ſich als pursuit erwählt hat und das ſein Leben ausfüllt.

Spaziergang im Park. Die Meierei der ſogenannten home farm, des Landguts, das der Grundherr ſelbſt bewirthſchaften läßt, und das wohl bei keinem herrſchaftlichen Sitz in England fehlt, iſt hier nicht ſo ſtattlich wie bei Osborne; liegt, wie das allgemein üblich, am Saume des Parks.

Der stable-yard enthält, abgeſehen von Wagenpferden u. dgl. 26 hunters, alle vorzüglich gehalten, meiſt in loose boxes, auf hinreichender ſauberer Streu. Die Beine der Thiere werden ganz vorzüglich gepflegt und mit Erfolg, denn es war unter allen, auch unter den älteren Pferden, nicht eines das nicht „ganz reine Knochen“ gehabt hätte; Feſſeln, Sehnen und Muskeln wie Stahl. — Houghton erzählte mir, Galway's einziger Sohn, der in Oxford auf der Schule iſt, habe dort auch drei hunter, „by way of education“.

Als ich ſpäter arbeitend in meinem Zimmer ſaß, und dazwiſchen

auf die grünen Wieſen und alten Bäume hinaus ſah, überkam mich das Gefühl ländlicher Ruhe in ſeiner höchſten Potenz, und ich empfand wie vollſtändig ſich der Eigenthümer eines ſolchen Beſitzes, gerade vermöge der eigenthümlichen landesüblichen Anlage des Ganzen, im Beſitz einer Heimath fühlen muß, und ich mußte mir ſagen, daß die Lebensverhältniſſe eines wohlhabenden engliſchen Landedelmannes, beſonders die eines Pairs, wirklich beneidenswerth ſind. — Auch die hohe Achtung, die einer ſolchen Stellung im Lande gezollt wird, trägt nicht wenig dazu bei.

Die Herren blieben heute nach Tiſch lange beim Wein im Speiſezimmer, und ich mußte viele Fragen in Beziehung auf Schleswig-Holſtein beantworten, was mir natürlich ſehr lieb war. Man hörte mich mit großem Intereſſe an. Lord Galway fragte auch nach unſeren inneren Händeln, und ich ließ mir angelegen ſein, unſern König zu vertheidigen, indem ich nachwies, daß die Thorheit der liberalen Partei bei weitem mehr als die Regierung ſchuld iſt an der unſelig zerfahrenen Lage, in der wir uns allerdings befinden. Auch damit fand ich Anklang; denn der verſtorbene Leopold v. Orlich, in dieſem Kreiſe wohl gelitten und geachtet, hatte den Herren geſagt, König Wilhelm ſei im Herzen ein Anhänger parlamentariſcher Einrichtungen. Ich ließ mir die Gelegenheit nicht entgehen, die vortrefflichen perſönlichen Eigenſchaften unſeres Königs gehörig herauszuſtreichen.

Lord Galway, der ſich etwas derber Anſichten erfreut, tadelte, daß bei uns in Preußen die Prügelſtrafe in der Armee und in den Schulen abgeſchafft iſt. Er hielt ihr eine humoriſtiſche Lobrede: ſie verletze die Ehre keineswegs, im Gegentheil ſeien die posteriora „the very seat of honour!“

Meine Antwort: „Well, it is on that very account then that it never ought to be touched“ fand Houghtons vollen Beifall. —

Ich fragte, wo kommen alle die Füchſe her, deren ſehr viele ſein müſſen, um dem unermeßlichen Fuchshetzen zu genügen, das Jahr aus Jahr ein ſo viele Monate hindurch an allen Ecken und Enden des Landes betrieben wird? — O die werden förmlich gezüchtet und gehegt, belehrte mich Thornton. — Aber thun ſie denn nicht vielen Schaden an wirklichem Wild, Rebhühnern, jungen Haſen u. ſ. w.

und dann an dem Geflügel der Meierhöfe? — Gewiß! ſehr großen Schaden! „but that's winked at“ — jedermann liebt den Sport, „the farmers like it“ — ſo läßt man ſich den Schaden gefallen und Niemand beklagt ſich.

Der pack of hounds, den Lord Galway regiert, jagt viermal in der Woche; heute war Ruhetag. — Viermal in der Woche iſt aber für ein ſtrebendes Genie wie Foljambe nicht genug. Er erſchien auch heute in ſeinem ſcharlachrothen Jagdanzug beim Frühſtück; ſein Wagen ſtand ſchon vor der Thür, eilig ging es davon, mehrere Meilen weit, um heute mit einer anderen Meute in der entfernteren Nachbarſchaft zu jagen.

Houghton ſah ihm ſpöttiſch nach und erzählte mir dann, daß sportmen dieſes Weſen jedes Jahr ſieben Monate lang treiben; vom erſten September bis Ende März. — Und was thun ſie, was fangen ſie mit ſich ſelber an, wenn dieſe Zeit vorüber iſt? — „Then they fall into a sort of torpor“ und dieſer Zuſtand dauert bis die sporting season wieder beginnt.

Houghton ſieht manche Dinge und Verhältniſſe ſehr richtig, aber ohne ſich durch das anerkannt Bedenkliche in ſeiner phlegmatiſchen Seelenruhe irgend ſtören zu laſſen und ohne ſich die Frage vorzulegen, wie ihm wohl abzuhelfen ſein möchte.

So ſprach er jetzt ſehr verſtändig davon, wie bedenklich es ſei, daß das kleine Grundeigenthum in England immer mehr verſchwindet und in der That bereits ganz verſchwunden iſt, daß alles Grundeigenthum ſich mehr und mehr in ſehr wenigen, in zu wenigen Händen concentrirt. Schon iſt der geſammte Grund und Boden Englands das Eigenthum von nicht mehr als 10,000 Grundherren. Er ſchloß mit der Prophezeihung, dieſer eigenthümliche Zuſtand werde wohl als letztes Ergebniß zu der furchtbarſten aller Revolutionen führen. — Er ſprach auch dieſe finſtere Prophezeihung mit ſeiner gewöhnlichen Seelenruhe aus, die ſich in dieſem Fall wirklich wunderbar ausnahm.

Uebrigens belehrte er mich, daß in der That nur reiche Leute Grund und Boden kaufen können. Grund und Boden wird, wie das wohl natürlich iſt, wo er meiſt durch Fideicommiß-Beſtimmungen ge-

bunden iſt und mithin immer nur in ſehr geringem Maß verkäuflich wird — zu unverhältnißmäßig hohen Preiſen bezahlt — ſo daß Land zu kaufen jetzt in England die unvortheilhafteſte Art geworden iſt, ſein Vermögen anzulegen. Land trägt nur zwei Prozent! — Er meinte ſogar, Landbeſitz ſei in England geradezu ein Luxusbeſitz geworden. „Land is as much a luxury now as a box at the opera.“ — (NB. Es kommt wenig Grund und Boden zum Verkauf und reiche vulgarians kaufen ihn zu hohen Preiſen in der Hoffnung, durch Landbeſitz gentlemen zu werden; oder große Herren kaufen ihn um ſich mehr oder weniger zu arrondiren.) —

Nach London zurückgekehrt unternahm Bernhardi einen weiteren Ausflug nach Harrow, zu welchem er ſich mit dem dort anſäſſigen Mr. E. Thornton verabredet hatte.

7. März. Nach einer halbſtündigen Bahnfahrt im Wagen nach Harrow-on-the-hill. — Hier lebt E. Thornton, der offenbar nicht reich iſt, der Erziehung ſeiner Söhne, in einem kleinen hübſchen von einem Gärtchen umgebenen Hauſe.

Ein Engländer hat im Ganzen weniger als wir Deutſchen das Bedürfniß, ſich in einem Kreiſe zu bewegen, der durch die Intereſſen, die darin herrſchen, etwas bedeutet; aber in einem weit höheren Grade als wir, das, ſein tagtägliches Leben anſtändig und bequem einzurichten — ſo daß innerhalb der einmal gezogenen Grenzen eher Ueberfluß als knappes Weſen herrſcht — und das, mit dem Kreiſe in dem er lebt auf einem gewiſſen Fuß der Gleichheit zu ſtehen. — Er zieht ſich in der Regel, ohne auf andere Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, in die Kreiſe zurück, denen ſein Vermögen entſpricht. — So lebt Thornton in Harrow — hier aber anſtändig.

Der Ort beſteht eigentlich nur aus der Schule, und eben deshalb war es mir ſehr intereſſant ihn zu ſehen, um ſo mehr, da Harrow, nach Eaton, die erſte Schulanſtalt Englands iſt. — Es liegt auf dem Rücken einer kleinen Anhöhe, und hat eigentlich nur eine Straße, die über den Kamm führt, und theils aus ſtattlichen, zur Schule gehörigen Gebäuden, theils aus einfachen kleinen Häuſern beſteht, in denen ärmliche Krämer und mittelmäßige Handwerker leben. — Die Kirche, alt

und einfach, liegt in Mitten eines von einer niedrigen Mauer umgebenen Kirchhofs, deſſen Gräber alte Bäume beſchatten. Man zeigt da einen Sandſtein-Sarkophag mit flachem Deckel, auf dem Lord Byron als Schulknabe ſtundenlang zu liegen pflegte, um in die Landſchaft hinabzuſchauen. Und die Ausſicht iſt weit, über ein wohlangebautes Land, das ſich wellenförmig hebt und ſenkt und weſtwärts ſich in unſichere Ferne ausdehnt; ſie mag bei günſtiger Beleuchtung, im vollen Schmuck des Sommers, wohl den Eindruck eines blühenden und glücklichen Landes gewähren — aber es fehlt ihr jeder beſtimmte Character; nirgends tritt ein Gegenſtand hervor, der Sinn und Auge feſſelt; denn die Thürme der ritterlichen Burg zu Windſor, die Einem gezeigt werden, verſchwinden zu ſehr in der weiten Ferne der grenzenloſen Landſchaft, um einen wirklich characteriſtiſchen Zug in ihr zu bilden.

Ein kleines Relief in der Kirche, mit den Bildniſſen des Esquire Lyon und ſeiner Frau, iſt dem Andenken dieſes Stifters der Schule gewidmet, der, wenn ich nicht irre, zur Zeit der Tudors lebte. Doch hat die Anſtalt aus eigenen Mitteln nur geringe Einkünfte. Sie kann jedem der Lehrer wenig mehr geben als ein ſehr ſtattliches Haus zur Wohnung. Das genügt aber, denn jeder Lehrer hat Platz für Penſionäre, und von denen leben die Herren ſehr gut: jeder Knabe zahlt jährlich, für Schule, Wohnung und Tiſch zweihundert Pfund Sterling, und darauf muß der Lehrer ein Bedeutendes gewinnen. Der head-master beſtimmt, zu wem jeder eintreffende Knabe in Penſion kommen ſoll, und wie viele Penſionäre jeder master haben ſoll. Das heißt, es hängt von der Gnade dieſes Schulfürſten ab, wieviel jeder Lehrer an Einkünften bezieht.

Man könnte aber ſagen, die Herren leben ſammt und ſonders von einer Art von Viehzucht, denn gelehrt und gelernt wird hier zum Verwundern wenig! Davon überzeugte ich mich bald durch Fragen an Thornton und ſeinen Sohn. Es wird eigentlich gar Nichts getrieben als die alten Sprachen, mit engliſcher Ausſprache. — Methode und Hülfsmittel ſind durchaus veraltet und entſprechen in keiner Weiſe dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaft. Der Schule ſind wenig Stunden, dem nationalen Ballſpiel, dem Cricket, dagegen ſehr viele gewidmet. Die masters geben die Stunden, wie es ſcheint,

ſehr läſſig. Will ein Knabe durchaus etwas lernen, ſo werden ſie ihn nicht daran hindern, übrigens mag es gehen, wie es will und kann.

Pädagogiſche Sorgen machen die Herren ſich vollends gar nicht. „Let every boy find his own level“ iſt Princip und darauf hin läßt man die Roheit walten, ohne ſich im Mindeſten darum zu kümmern, was aus den Knaben wird. — Die hauptſächlichſte pädagogiſche Anſtalt iſt ein etwas vertiefter kleiner Raſenplatz, von einem Mäuerchen umgeben, zwiſchen Schulgebäude und Kirche. Das iſt — the fighting pit, eigens eingerichtet for boxing matches, für regelrechte Fauſtkampf-Duelle zwiſchen den Schülern. „When two boys can't agree at all,“ ſagt E. Thornton, dann kommt es eben dahin, daß ſie ſich hier in Gegenwart der geſammten Schule methodiſch prügeln — worein Niemand von den höheren Mächten ſich jemals zu miſchen nöthig achtet. Man findet dieſe Art ihre Händel zu erledigen, und Jeden auf ſein „level“ zu bringen, ſehr angemeſſen. „It has often been found“, daß zwei Knaben, die einen ſolchen Fauſtkampf gegen einander beſtanden haben, nachher die beſten Freunde wurden — und die Sache iſt ſomit Alles, was in Bezug auf Erziehung zu geſchehen braucht. — Das Syſtem iſt jedenfalls ſehr bequem für die masters.

Wir beſuchten natürlich auch das Schulhaus — das vornehmſte Klaſſenzimmer liegt im Erdgeſchoß. Das ſieht mit ſeinem alten Katheder — den Bänken, dem Holzgetäfel der Wände in gewiſſem Sinne ehrwürdig aus. Die getäfelten Wände und das Katheder ſind über und über mit den eingeſchnittenen Namen ehemaliger Schüler bedeckt, auf deren einige man beſonders aufmerkſam gemacht wird; denn die Schule iſt auf manchen ihrer Schüler ſtolz — abgeſehen von Lord Byron, von dem in England nicht viel geſprochen wird. — Da hat ſich unter Anderem Sir Robert Peel als Knabe eingeſchrieben. Der Name „Temple“, das heißt Lord Palmerſton, ſieht aus, als wäre er ſpäter eingeſchnitten, nachdem der edle Lord ſich bereits einen Namen als Staatsmann gemacht hatte — denn die Buchſtaben ſind ungefähr 8 Zoll lang, ſodaß eine Anzahl beſcheidenerer Inſchriften zwiſchen ihnen Platz gefunden hat.

Das eine Ende der Bibliothek iſt zu einem

„debating room“ für die Schüler eingerichtet. Hier können sie Fragen und Dinge, die sie interessiren, in ihrer Weise, ganz sich selbst überlassen, discutiren. Da steht ein Lehnstuhl für den Präsidenten, den sie selber erwählen, und Stühle für die Uebrigen.

Das gefiel mir! Dergleichen muß anregend sein, und die jungen Leute lernen früh sich in den Lebensformen bewegen, in denen sich ihr ganzes Leben verläuft. Sie gewinnen darin das Geschick, das die Gewohnheit verleiht.

Das thätige Leben erzieht die Engländer, nicht die mangelhafte Schule. Die würde, soweit die Studien in Betracht kommen, wenig aus ihnen machen. Das einzige Gute an diesen Schulen ist eben, daß das Leben der Erfahrung, der Selbständigkeit für die Knaben schon dort beginnt. So macht diese Art von Erziehung — abgesehen natürlich von denen, die ganz zu Grunde gehen — sie vorzugsweise tüchtig für das öffentliche Leben und seine Kämpfe. Freilich ist kein Gewinn umsonst — es wird auch viel Roheit mit herangebildet — und die Familienbande werden sehr locker — das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist nicht, wie wir es uns in Deutschland wünschen würden, da namentlich die Söhne dem elterlichen Hause sehr früh entfremdet werden.

Wir machten einen Besuch bei dem Jupiter des Orts, dem head-master der Schule, Mr. Butler, und da lernte ich eine überaus wünschenswerthe Existenz kennen! — Es kam mir vor, als habe der gute Mann hier die angenehme, vortrefflich gepolsterte Stadt gefunden, die Treufreund und Hoffegut vergebens suchen! — Er bewohnt ein schönes Landhaus auf dem südöstlichen Abhang der Höhe, in Mitten eines schönen, wohl gepflegten Parkes von 60—70 acres — etwa 100 Morgen — gelegen. „The suburban property of a nobleman“ — die dieser nobleman ganz gut selber bewohnen könnte. Serlby-Hall ist nicht geräumiger oder schöner — nur der Park viel größer.

Der head-master wohnt da zur Miethe. Wir fanden zunächst nur Mrs. Butler zu Hause, die uns, elegant gekleidet, sehr wohlwollend empfing — in einem geräumigen vortrefflich möblirten Salon mit schöner Aussicht in den Park. Sie schien mit eleganter Lectüre be-

ſchäftigt geweſen zu ſein. Der Mann war mit ſeiner älteſten Tochter ſpazieren geritten. Bald aber kam Mr. Butler nach Haus und begrüßte E. Thornton auf das allerherzlichſte. — Die Tochter ſchlüpfte in elegantem Reitkleid durch den Salon, verweilte nur einen Augenblick, um auch ihrerſeits Mr. Thornton überaus freundſchaftlich zu begrüßen, und eilte dann nach ihrem Zimmer, „to change her dress“.

Ich konnte nicht umhin, dieſen wünſchenswerthen Zuſtand im Stillen mit dem dürftigen Daſein eines deutſchen Gymnaſialdirectors zu vergleichen. Wie arm iſt das Leben eines ſolchen Mannes in Deutſchland an äußerem Schmuck! — Er behilft ſich in wenigen ärmlich möblirten Zimmern — ſeine Frau kocht ſelbſt — die ganze Familie hat nur eine Magd zur Bedienung —: Und doch! welche gründliche Gelehrſamkeit, wie viel wahre, echte Bildung des Geiſtes, welch' eine auf das Ideale gerichtete Geſinnung, welch' eine unwandelbare Pflichttreue und Ausdauer in der Pflichttreue! — Das Aequivalent dafür iſt hier in England wohl ſchwerlich zu finden — Leute, wie z. B. Sauppe, ſind hier gewiß ſehr ſelten. Dieſer Mr. Butler wenigſtens ſah mir gar nicht nach vielem Schulſtaub aus — und die Fortſchritte ſeiner Schüler nimmt er ſich gewiß ſehr wenig zu Herzen. Seine Pflichten haben ihm wohl kaum jemals ſchlafloſe Nächte gemacht. —

Wir ſetzten nach dieſem Beſuch unſeren Spaziergang fort — überall weite Fernſicht.

Mancherlei Geſpräche. — Lord Palmerſtons Popularität erhält ſich großentheils dadurch, daß der alte Herr ſeine Leute — die Engländer nämlich, vortrefflich zu behandeln weiß: „he does things that people like.“ So kam er unlängſt zur Feier eines hieſigen Schulfeſtes, nicht wie gewöhnliche Sterbliche auf der bequemen Eiſenbahn angefahren — ſondern trotz ſehr ſchlechten Wetters! zu Pferde! und das 10 Meilen weit, mit ſeinen achtzig Jahren! — Selbſt die Engländer können dergleichen nicht für einen Beweis ſtaatsmänniſcher Weisheit halten — aber es gefällt den Leuten — ſie jubeln um ihn her, und unterſtützen den populären Mann dann auch als Premier-Miniſter.

E. Thornton, der selbst Gouverneur einer Provinz in Ostindien gewesen ist, gestand mir unumwunden, daß wenigstens die Regierung der ostindischen Compagnie dort eine sehr schlechte und tyrannische gewesen sei, und daß England und die Engländer in Indien gewaltig verhaßt seien. — Er sprach die Ueberzeugung aus, daß die Herrschaft Englands in Indien sich nicht für immer werde behaupten lassen. (NB. Mir scheint, sie besteht durch die geringe kriegerische und staatsbürgerliche Tüchtigkeit der Hindus; und die Schwäche der Unterdrückten kann sie jedenfalls noch sehr lange erhalten, wenn nicht eine fremde Macht ihr Schwert in die Wagschaale legt.)

Harrow hat seine schöne Welt, die aus den masters der Schule besteht und aus einigen Familien, die wie Thornton hier leben, um die Erziehung ihrer Söhne zu besorgen, ohne daß sie ihnen gerade unerschwingliche Kosten verursacht. — Natürlich können das nur Leute sein, die aus dem thätigen Leben bereits ausgeschieden sind. — Das hiesige Leben hat ganz den Zuschnitt des Lebens in town, auch das diner war so, wie es dort geboten wird.

Gesellschaftliche Studien und politische Erwägungen.

8. März. Ziemlich früh mußte ich mich aufmachen nach einem entfernten Stadttheil, Camberwell, North Terrace, No. 4 — was ich einige Mühe hatte zu finden — um dort schon um 5 Uhr bei Herrn Gerstenberg zu speisen. — So kam ich denn auch einmal auf das rechte Themse-Ufer hinüber. — Man ist auf einer solchen Fahrt wie auf einer Entdeckungsreise — wenn man sich so aus den Stadttheilen hinaus bewegt, in denen die elegante Welt ihr Wesen treibt, und an die man sich gewöhnt. Und da macht denn London den Eindruck des Unermeßlichen. Immer neue unabsehbare Straßen, neue Squares. —

Bei Herrn Gerstenberg fand ich eine etwas wunderliche Gesellschaft.

— Einen ältlichen Engländer Namens Ballot, Privat-Secretär des Banquiers Moritz v. Haber — ein Paar männliche nobodies — und ein Paar Damen. — Beſonders intereſſant war mir die Tochter des im Jahre 1849 ausgewanderten Demokraten Grafen Oscar Reichenbach — Hedwig mit Namen, hier natürlich Miß Reichenbach — einfach, faſt ärmlich gekleidet.

Erſt ließ mich Gerſtenberg ſelbſt einen Blick in die Ideenwelt thun, in der die deutſchen politiſchen Flüchtlinge hier leben, und die iſt der allerverwunderlichſten Art. Die Leute haben von den wirklichen Zuſtänden in Deutſchland gar keinen Begriff, keine Ahnung! — Sie leben in einer Welt von Hirngeſpinnſten. — Sie ſetzen in Deutſchland die Zuſtände von 1848 gleichſam chroniſch geworden, nur momentan durch ganz äußerliche Umſtände in ihrer Action verhindert, voraus; ſie glauben offenbar noch immer die Abgötter des deutſchen Volkes zu ſein — haben keine Ahnung davon, daß ſie und ihre Weltanſicht, ihre Theorien vergeſſen und verſchollen ſind; daß, wenn je wieder ein revolutionärer Schwindel Deutſchland erfaſſen ſollte, andere Ideen, und vor allen Dingen andere Menſchen, andere Führer emporkommen würden. — Weit entfernt ſich zu ſagen, daß ihre Rolle unter allen Bedingungen ausgeſpielt iſt, glauben ſie ſich erſehnt in Deutſchland und gefeiert.

Was ſo ein Mann wie Gerſtenberg, der in den Anſchauungen dieſer Leute lebt, für Dinge gelaſſen vorbringt — welche Macht er der extremen demokratiſchen Partei zutraut — wie wenig, wie gar nicht, die reale Macht für ihn überhaupt da iſt — das überſteigt jede Vorſtellung!

Er belehrte Mr. Ballot über Zuſtände und Perſonen in Deutſchland, erwähnte des Herrn Löwe aus Kalbe, ci-devant Präſidenten des Frankfurter Rumpf-Parlaments, und um dem Engländer klar zu machen, was das für ein Mann ſei, ſagte er: der ſei, in the opinion of the popular party — das rechtmäßige Oberhaupt Deutſchlands!

Mich fragte dann Gerſtenberg, ob nicht der Herzog von Coburg das Oberhaupt Deutſchlands werden könne. Da nun auch Goldſtücker und Max Müller in dieſem Ideenkreiſe leben —

so ist es wahrhaftig kein Wunder, daß sie den verkehrtesten Rath von der Welt geben und meinen, man könne und müsse demnach auch Preußen von jeder Betheiligung an der schleswig-holsteinischen Sache ausschließen!

Miß Reichenbach war bei Tisch meine Nachbarin. Sie fragte nach Schlesien — der verlorenen Heimath — hatte aus früher Kindheit Erinnerungen von dem schönen väterlichen Schloß dort. Armes Kind! sie that mir herzlich leid! — Ihr Vater scheint auf dem Wege zu gänzlichem Untergange. Nachdem er seinen schlesischen Besitz billig verkauft hatte, als in Preußen seines Bleibens nicht mehr war — hat er sich auf Gerstenbergs Rath hier in England eine Farm gekauft — damit aber sehr schlechte Geschäfte gemacht, sodaß er mit Verlust verkaufen mußte. Da er in Preußen nur 6000 L. St. seines Vermögens gerettet hat, geht es jetzt mit ihm mehr und mehr auf die Neige.

Mr. Ballot hat zwölf Jahre in Mexiko gelebt, und kennt Land und Leute dort genau. — Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der neue Kaiser Max sich dort behaupten könne. Ballot meinte ja! — und ging umständlich auf seine Gründe ein, da ich erklärte das nicht glauben zu können.

Die große Masse der Bevölkerung dort besteht größtentheils aus Nachkommen der Ureinwohner, zum Theil aus einem Mischvolk von Spaniern und sogenannten Indianern. Dieser ganzen Bevölkerung fehlt die höhere intellectuelle Begabung und sie ermangelt gänzlich alles männlichen Muthes und aller Energie. — Aber sie ist friedliebend, würde gern in Ruhe leben, wäre auch ganz gern bis auf einen gewissen Grad fleißig und betriebsam, wenn man sie nur vor lauter Revolutionen dazu kommen ließe. — Zur gewöhnlichen Betriebsamkeit, zu dem Mechanismus des Ackerbaues und der Handwerke fehlt ihr auch das Geschick nicht. Dazu reichen ihre intellectuellen Fähigkeiten aus. Diese ganze Bevölkerung wird eine Regierung willkommen heißen, die geordnete Zustände schafft und Ruhe. — So schilderte er den Zustand.

Ich wendete ein, eben weil diese ganze Bevölkerung keine Spur von strebendem Sinn und Energie hat, ist sie, wie wir das seit bei-

nahe 50 Jahren ſehen, der Spielball der wenigen energiſchen Creolen, die dort ihr Weſen treiben, und weiß ſich ihrer nicht zu erwehren. Eben die ganze paſſive Schlaffheit dieſer Bevölkerung macht dort endloſe, immer neue, immer wiederkehrende Revolutionen ſo überaus leicht.

Ballot gab zu, daß dem ſo iſt, meinte aber, dieſe unruhige Bevölkerung müſſe eben ausgerottet werden (mit welcher Seelenruhe ſo ein Engländer davon ſpricht, daß „nations“ ausgerottet werden müſſen, damit für den engliſchen Krämer oder ſeinen Kram Platz wird, das ſetzt immer von Neuem in Erſtaunen).

Mr. Ballot iſt auch längere Zeit Privat-Sekretär Joſeph Buonaparte's, des soi-disant Königs von Spanien geweſen, und erzählte, daß die drei Brüder Buonaparte's, Joſeph, Lucian und Jerome ſich, während Louis Napoleon ſeine Expedition nach Boulogne unternahm, in einem Städtchen in England, wo ſie hoffen konnten wenig bemerkt zu werden — in Uxbridge nämlich — verſammelt hatten, um den Erfolg abzuwarten, und ſofort nach Frankreich zu eilen, im Fall er ein glücklicher war. Ballot ſelbſt war angeſtellt ihnen die Nachricht zu überbringen, und bezeugt, daß ſie ſehr lange Geſichter machten, als ſie von dem Mißlingen hören mußten. — Er ſagte mir auch, wer das Geld zu dieſer Expedition hergegeben hatte: Niemand anders als der tolle Herzog Carl von Braunſchweig. — Ich erſtaunte!

Nach Tiſch klärte ſich auch auf, warum eigentlich Herr Gerſtenberg Verlangen trug nach meiner näheren Bekanntſchaft. Einige der ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten haben ihre Gläubiger ſtatt in baarem Gelde durch Landanweiſungen befriedigt. So iſt auch Herr Gerſtenberg Mitbeſitzer eines angeblich ſehr ſchönen Landſtrichs in Quito geworden, an einem ſchiffbaren Nebenfluß des Amazonenſtroms, und fragt nun, ob ſich nicht vielleicht in Deutſchland, namentlich in Preußen, „etwas anknüpfen“ ließe, um deutſche Coloniſten dorthin zu ziehen und dieſe Ländereien nutzbar zu machen. Ich ſoll das bei unſern Regierungskreiſen vermitteln. (!)

Abend bei Lady William Ruſſell, mit Mrs. Haſtings Ruſſell, Sir John Acton und Lord Houghton.

Acton ſagt mir, das Miniſterium ſei in den letzten Tagen ſehr wankend geworden. (Lord Granville's Stiefſohn kann dergleichen beſſer wiſſen als ein Anderer.)

Ich glaube dennoch — bleibe dabei — daß die Tories das Miniſterium nicht ſtürzen werden, ſo lange die deutſch-däniſche Angelegenheit nicht in irgend einer Weiſe beendigt und beſeitigt iſt.

Acton meint: ſie werden dennoch vielleicht gerade die däniſche Angelegenheit benutzen um es zu ſtürzen — wenn ſie das nämlich können, ohne ſich ſelbſt dabei zu „engagiren", d. h. zu einer kriegeriſchen Politik zu verpflichten. (NB. In dieſem Fall könnte uns die Sache ziemlich gleichgültig ſein.)

Daheim in dem blue-book Lord Ruſſells Depeſche an Lord Cowley vom 24. Januar nachgeleſen. Lord Houghton hatte mich darauf aufmerkſam gemacht. Lord Ruſſell fordert darin Frankreich für den Nothfall zu bewaffneter Intervention auf. Wie haben ſich Geffcken und König Leopold geirrt!

9. März. Im Club läßt ſich mir General Kmethy vorſtellen, der bekannte Ungar — der eigentliche Vertheidiger von Kars. Denn daß er das iſt — und nicht Sir Williams of Kars, der der engliſchen Welt dafür gelten muß, eben weil er ein Engländer iſt, — das wiſſen ſelbſt hier in England alle unterrichteten Leute ſehr wohl — und um ſo beſſer, da bei näherer Bekanntſchaft Niemand darüber in Zweifel bleiben kann, daß der vermeintliche Held ein ſehr einfältiger Held ſei.

Kmethy hatte meine Werke geleſen, und ſagte mir viel ſchöne Sachen darüber — aber ſo ſehr er auch dem guten Williams überlegen ſein mag, macht er doch eben auch nicht einen ſolchen Eindruck, daß man veranlaßt wäre ihm ſehr viel zuzutrauen. — Ein ſchmächtiges Männchen mit ſpitzen Zügen — Haar und Bart ſchon mehr grau als braun — im Ganzen unverkennbar der öſterreichiſche Infanterie-Offizier ungariſcher Nation. — Und auch ſeine Bildung geht nicht über das Maß hinaus, das in der öſterreichiſchen Infanterie herkömmlich iſt.

Er ſprach mit großen Lobeserhebungen von Clauſewitz und deſſen Werken und meinte dann, in ſeiner ſchwierigen Lage in Kars

habe ihn aber doch auch Clauſewitz im Stich gelaſſen. Er habe in deſſen Werken herum geſucht, ob er etwas darin finde, wie er ſich in Kars zu benehmen habe, jedoch vergebens — er habe nichts darin gefunden. — Wer Clauſewitz „vom Kriege" als Recepten-Buch behandeln und benutzen will, kann nicht gar viel davon begriffen haben.

Nebenher klagte Kmethy, daß ihm der berühmte Williams in Kars ſehr hinderlich geweſen ſei. Er — Kmethy — habe die Ueberzeugung gehabt, daß man nach dem abgeſchlagenen Sturm der Ruſſen die Blokade gar wohl durchbrechen, den Krieg in das Freie, in das Gebirge verſetzen, und ſich die Gelegenheit und die Mittel verſchaffen könne, den Platz zum Mindeſten neu zu verproviantiren. — Williams ſei aber nicht dazu zu bringen geweſen, und habe die Sache hintertrieben.

Aus Kiel ſchicken ſie mir die Eingabe der Kieler Profeſſoren bei dem Bundestage. Die ſoll hier Eindruck machen! — Wenn die Leute doch das begreifen wollten, daß das Alles hier Nichts hilft! — Und nun vollends was die Kieler Profeſſoren ſagen! die „beastly professors", die, wie man hier meint, den ganzen unnützen Unfug veranlaßt haben; davon ſollte man hier gar nicht reden!

Brief an Lorentzen beendigt und abgefertigt. — Inhalt:

1. Die Preſſe anlangend kommt es vor Allem darauf an ein Blatt zu finden, das ſich bereit erklärt, Artikel in unſerem Sinn aufzunehmen. Das iſt die Schwierigkeit. An Leuten, die ſchreiben können und ſchreiben wollen, fehlt es dagegen hier ganz und gar nicht, wenn wir nur Mittel wüßten, irgend etwas davon in die Tagespreſſe zu bringen. —

2. Im Uebrigen iſt hier aber vermöge der Preſſe, ſelbſt wenn es uns gelänge, dieſes oder jenes Blatt zu gewinnen, immer nur ſehr wenig auszurichten. Man darf nicht hoffen, die hier herrſchende Anſicht vermöge der Preſſe zu berichtigen. Es erſcheinen hin und wieder gute Artikel, gute Broſchüren; aber ſie bleiben unbeachtet und üben gar keinen Einfluß. John Bulls Anſicht des deutſch-däniſchen Zwiſtes iſt parti pris; — er will dabei bleiben, will ſich darin nicht ſtören laſſen, die Sache ſoll ſo ſein und nicht anders, „sic volo, sic iubeo" — auf Gründe hört John Bull nicht.

3. Diese Unmöglichkeit, auf die herrschende Ansicht durch Rede, Schrift oder Presse einzuwirken, ist aber glücklicher Weise nicht so bedenklich als sie aussieht; schadet vielmehr eigentlich so gut wie gar nicht, da trotz aller Erbitterung und alles Lärmens hier in England weder ein kriegerisches Ministerium noch eine kriegerische Majorität im Unterhause zu Stande kommt.

4. Lord Palmerston kann also Nichts weiter thun und wird Nichts weiter thun — als in Berlin einen gewissen Druck üben, um womöglich die Action Preußens zu lähmen und aufzuhalten. Denn daß die Entscheidung in Berlin liegt und nirgends sonst, das weiß man hier gar wohl. — Gelangt man auf diese Weise nicht zu dem gewünschten Ziel — so kann man eben Nichts weiter thun. Man wird sich dann fügen. Auf Gründe hört man hier nicht; vor Thatsachen beugt man sich ohne Weiteres.

5. Da nun hier eigentlich Nichts zu machen ist, aber auch nichts Ernstliches zu befürchten, möchte ich meine Mission hier beendet sehen, um so mehr, da Privatverhältnisse meine Anwesenheit daheim nothwendig machen.

6. Was mir Sir John Acton über die augenblickliche Stellung des Ministeriums gesagt hat. —

7. Ich werde von den mir zuletzt übersendeten Papieren den möglichen Gebrauch machen, aber wir dürfen uns keinen Erfolg davon versprechen. Es ist das Alles vergeblich; die Entscheidung liegt nun einmal nicht hier, sondern in Berlin.

(Man sagt wenigstens offen, was geschehen muß, et salvavi animam.)

Nach dem Athenäum — den Globe gelesen. Die Preußen vor Fridericia; das ist gut. —

Abend at home bei Lady Waldegrave. Die Saison ist im Steigen; es war da ein ziemliches Gedränge, und da ich mancherlei Bekannte darin fand, verging mir die Zeit ganz angenehm. — Bernal Osborne sagt mir, Lord Ellenborough habe heute im Oberhause geradezu Krieg verlangt. Er selbst will am Freitag der nächsten Woche im Unterhause eine Motion in gerade entgegengesetztem Sinn einbringen, und ladet mich ein der Sitzung beizuwohnen. — Lawrence Oliphant erzählt mir

von ſeinem Artikel, den Blackwood's Magazine nur nach mancherlei Aenderungen endlich aufgenommen hat. Ich, meint er, würde nicht ganz damit zufrieden ſein, da er darin nicht die preußiſche Politik, ſondern die Anſicht der deutſchen Liberalen vertritt. Klagt von Neuem, daß er ſeiner ſchleswig-holſtein'ſchen Sympathieen wegen in der Geſellſchaft ſchlecht empfangen wird. „People cut me dead", vor Allem Lord und Lady Ruſſell.

10. März. Diner im Athenäum mit dem jungen Prinzen von Noër. Der erzählt mir, daß ſein Vater wieder nach Paris gereiſt iſt.

Ueber ſeinen Auguſtenburger Vetter und Sammer zuckt der Prinz die Achſeln und ſagt: das ſind Kleinſtädter.

11. März. Um halb acht Diner bei dem Herzog von Wellington. — Ich war ſehr pünktlich. Sir Roderic hatte mich darauf aufmerkſam gemacht, daß dies nöthig ſei. Denn — der berühmte Herzog v. Wellington war bis zu einem peinlichen Grade von militäriſcher Pünktlichkeit. Er erſchien immer bis auf die Minute genau, wenn er eingeladen war, zu der auf der Einladungskarte angegebenen Zeit — und wenn er nicht die Hausfrau bereits im Salon vorfand, bereit ihn zu empfangen — ſo pflegte er wieder wegzugehen — was ſich außer ihm wohl Niemand in ganz England hätte erlauben dürfen. — Der jetzige Herzog ſucht ſeinen Vater in ſolchen Dingen nachzuahmen, ſo weit er darf. — Heute aber war er ſelber nicht zu rechter Zeit, und das gab dann zu einigen Scherzreden Veranlaſſung.

Es waren da Sir Roderic Murchiſon, Hayward der unvermeidliche, und Lord Walden, Bruder der Herzogin. Mehrere Eingeladene hatten ſich entſchuldigt; ſo blieb denn die Geſellſchaft klein. — Von Damen erſchien nur die Schweſter der Herzogin, Lady Emily Peel. —

Das Tagesgeſpräch iſt ein „incident", das geſtern bei der Taufe in Marlborough-Houſe vorgekommen ſein ſoll, oder vielmehr bei dem Banquet, das darauf folgte. Bernſtorff ſoll ſich geweigert haben, die Geſundheit des Königs von Dänemark mitzutrinken. Die Herzogin erklärt aber, das ſei nicht wahr; ſie habe bei Tiſch in Bernſtorffs Nähe geſeſſen, und ſehr beſtimmt geſehen, daß er die Geſundheit getrunken, gleich allen anderen Gäſten. —

Nachdem die beiden Damen ſich zurückgezogen haben, beim Wein, wird Hayward der leitende Genius und Redner der Geſellſchaft — und er zog die Converſation in eine ſehr ſchmutzige Region herab.

12. März. Brief von Samwer aus Kiel; das engliſche Miniſterium mache ja wohl, meint er, in ſeiner Majorität eine Politik des Friedens um jeden Preis. Wenn dem ſo ſei, ſo wäre es erwünſcht, wenn dem König von Preußen die Ueberzeugung davon gegeben werden könnte. Denn wenn er nicht England fürchtete, würde er weder zur Erklärung vom 31. Januar, noch zu deren Erneuerung, die jetzt beim Einmarſch in Jütland gegeben worden ſei, gekommen ſein. (NB. Daß ich auch nach Berlin ſchreibe, könnte ſich Samwer eigentlich wohl denken.)

Er behauptet ferner, daß Alles, was von Kiel aus hätte geſchehen können, um Berlin der Sache günſtig zu ſtimmen, auch geſchehen ſei. Der König ſei der Sache überhaupt günſtig. Beim Miniſterium aber ſeien alle Schritte bisher ziemlich erfolglos geweſen. (NB. Wenn ich nur nicht wüßte, daß es vorzugsweiſe das Unrechte war, was ſie in Berlin gethan haben.)

Von der Hartnäckigkeit der Dänen hofft Samwer weſentliche Hülfe. Dieſe Hartnäckigkeit ſei eben ſo ſehr gegen die Perſonal-Union und vielleicht auch gegen die conſtitutionelle Verbindung der Herzogthümer wie gegen den Herzog gerichtet. Dieſe Verbiſſenheit Dänemarks aber werde in Berlin doch ſchließlich vielleicht zu der Ueberzeugung führen, daß man gar keine Wahl habe, als den Herzog anzuerkennen oder eine neue Auflage von 1852 zu erleben.

„Die Dänen ſpeculiren verſchiedenen Nachrichten zufolge auf einen europäiſchen Krieg, und Frankreich ſoll ſie in dieſer Speculation unterſtützen.“ (NB. Das iſt ganz gewiß nicht wahr!) „Natürlich würde dann Italien das erſte Schlachtfeld geben.“ (NB. An Italien wird Napoleon erſt dann wieder denken, wenn die däniſche Sache beſeitigt iſt, und keine Gelegenheit gegeben hat, einen neuen Rheinbund zu ſtiften. — Natürlich darf man die Leute in Kiel auf dieſe Möglichlichkeit, daß ſie nämlich für ihre particulariſtiſchen Zwecke eine Stütze im Rheinbund finden könnten, gar nicht aufmerkſam machen.)

Oeſterreich iſt nach Samwers Nachrichten noch immer gleich

feindſelig und will Preußen den Gewinn nicht gönnen, den ihm ein ſelbſtändiges Schleswig-Holſtein bieten würde.

„Nach engliſchen Briefen gehen die Angriffe auf die Transaction des Herzogs von Auguſtenburg von 1852 noch immer fort" (NB. den Verkauf ſeiner Güter und die quasi Renunciation); „iſt es nicht möglich, daß Crowe dieſelben todt mache? Ich möchte gerne wiſſen, was in dieſer Beziehung geſchehen kann." Dabei liegen ein paar Blätter, die Darſtellung dieſer Transaction, wie das Auguſtenburger Haus ſie beurtheilt zu ſehen wünſcht. Kann ich den Daily News zugehen laſſen.

14. März. Frühſtück bei Lord Houghton — zahlreiche Geſellſchaft. Unter Anderen Thyrlwal, einer der angeſehenſten Prälaten der engliſchen Kirche, der namentlich als Gelehrter, als „the best greek scholar in the church" in hoher Achtung ſteht. Da war mir der Mann natürlich ſehr intereſſant. Das Intereſſe für ihn ſchrumpfte aber ſehr bald zu dem zuſammen, das uns ein Curioſum als Gegenſtand der Beobachtung einflößt. — Man muß es erlebt haben, welchen verkrüppelnden Einfluß eine beſchränkte Fachbildung auf den menſchlichen Geiſt übt! — So zwar, daß auch das Studium der antiken Literatur und Bildung dagegen vollkommen ohnmächtig iſt! — Der Mann iſt pedantiſch, belehrend, macht ſehr entſchieden den Anſpruch auf die apoſtoliſche Autorität, welche die biſchöfliche Hochkirche Englands ihren Würdenträgern beilegt, und iſt in ſeinem Geiſt zu dem Ende und Abſchluß aller Fragen gelangt —: durch die 32 — oder 33 — Artikel der anglikaniſchen Kirche iſt für ihn die Welt mit Brettern vernagelt.

Es drängte ſich mir dabei die Betrachtung auf, daß die Verſchiedenheit engliſcher und deutſcher Bildung ſich auch in der verſchiedenen Art pfäffiſcher Beſchränktheit wiederſpiegelt, die den beiden ſtammverwandten Völkern eigen iſt. Unſere ſtreng kirchlich orthodoxen Geiſtlichen müſſen ſich denn doch anders benehmen; ſie müſſen nebenher ſentimental — asketiſch — in gewiſſem Sinn ſogar romantiſch ſein — ſie müſſen Gefühl und Phantaſie in den Kreis ihres Treibens ziehen und zu Hülfe nehmen —: das nackte trockene Stroh der Dogmatik zur Geltung bringen zu wollen, und weiter gar Nichts — und

das ohne irgend in Gefühl und Phantasie eine Stütze zu suchen —: das ginge in Deutschland nicht! —

Natürlich kam auch die Taufe in Marlborough-House zur Sprache, und die angebliche Weigerung Bernstorffs die Gesundheit Christians IX. mitzutrinken. — Das große Klatschereigniß des Tages.

Lord Stanley äußerte, es herrsche im ganzen Lande ein sehr feindseliges Gefühl gegen die Königin persönlich. Warum? blieb unerörtert; es verstand sich von selbst, daß es nur wegen ihrer persönlichen Haltung in dem deutsch-dänischen Streit sein konnte.

Es kam dann auch Anderes zur Sprache, das sich bei der Taufe begeben hat. — Der Prinz von Wales hat natürlich bei dem Banket seinen Toast durch eine Rede eingeleitet, und man hat dabei die Bemerkung gemacht, daß er das Englische nicht fließend spricht, und mit einem entschieden deutschen Accent. Houghton knüpfte daran die Bemerkung: „In fact we are governed by an alien race!“ — Ich erwiedere: „Oh! you cannot call a duke of Saxony an alien in blood! — but you certainly have been governed by an alien race, by the Tudors, who were Celts!“ Das war den Leuten neu! Die Sache ist aber an sich so einleuchtend, daß sich gar Nichts dagegen einwenden ließ. Ich fügte hinzu, daß meiner Meinung nach in den Characteren aller Regenten aus dem Hause Tudor, von Heinrich VII. bis auf Elisabeth, sich auch sehr bestimmt der celtische Nationalcharacter in verschiedenen Abstufungen und Schattirungen nachweisen läßt.

Oliphant besucht. Obgleich er drei Tage in Windsor war, hat er doch die Königin nur einmal gesehen — und da konnte er Nichts zur Sache sprechen, weil General Grey gegenwärtig war. — (Natürlich eigens zugezogen, um jedem Gespräch vorzubeugen, das die Königin compromittiren könnte!)

Dagegen hat Lawrence Oliphant in Windsor ein ganz interessantes Gespräch mit dem Prinzen von Wales gehabt. Er hat sich bemüht, dem Prinzen auseinanderzusetzen, daß die Trennung der Herzogthümer von Dänemark ganz unvermeidlich sei, und daß Christian IX. für seine Person und Dynastie dabei eigentlich mehr gewinne, als verliere. Denn als König von Dänemark allein würde Christian IX. eine

geſicherte Exiſtenz haben, die dagegen immer von Neuem in Frage geſtellt ſein werde, ſolange er Herr auch der Herzogthümer bleibe.

Das Alles hörte der Prinz ruhig an — wie es ſcheint, als hätte er es eben nicht anders erwartet. — Lawrence Oliphant fügte noch hinzu: jetzt ſei es zu ſpät dazu, aber Schleswig hätte für Dänemark gerettet werden können, „if we had begun by giving up Holstein.“ — Da rief der Prinz aus: „Ah! had we but begun with that!“

15. März. Der König der Belgier iſt in der Stadt, in Birmingham-Palace, da melde ich mich durch einen Brief an ſeinen Adjutanten, General Moerkerke „für den Fall, daß der König mir Befehle zu geben habe“.

Gegen 6 Uhr Beſuch bei der Gräfin Bernſtorff, wo ich ihren Gemahl und den baieriſchen Geſandten Cetto finde. — Der Klatſch wegen der angeblichen nicht mitgetrunkenen Geſundheit Chriſtians IX. wird beſprochen.

Bernſtorff erzählt, daß er die Geſundheit, ganz wie die Herzogin von Wellington berichtet, regelrecht mitgemacht hat, mit gefülltem Glaſe, wie es ſich gehört, daß er auch, wenn auch nicht ſein Glas geleert, doch Wein „genippt“ hat. Als er dann zuerſt von den Gerüchten hörte, die in der Stadt verbreitet wurden, lachte er darüber, bis ihm „ein Freund“ ſagte, er möge doch die Sache nicht ſo leicht nehmen, ſie könne doch am Ende einen gewiſſen Eindruck machen. — Darauf hat er dann ſowohl der Königin als dem Prinzen von Wales geſchrieben „explanations“, die ſehr wohl aufgenommen worden ſind. Er hat von Beiden die wohlwollendſten Antworten erhalten.

Zu dem Blaubuch über Schleswig-Holſtein hat Lord Palmerſton ſehr gegen Wunſch und Willen noch einen Nachtrag, ein neues Heft liefern müſſen. Es enthält die Berichte Mr. Wards, des engliſchen Conſuls, die das engliſche Miniſterium gern geheim gehalten, mit andern Worten, unterſchlagen hätte, und zwar weil Ward darin die Zuſtände in den Herzogthümern, den Vertragsbruch, die Rechtsverletzungen von Seiten der Dänen, der Wahrheit gemäß ſchildert, ſeine Depeſchen folglich Deutſchlands Anſprüchen günſtig ſind.

Sir Henry Verney hat die Veröffentlichung auch

dieſer Berichte erzwungen, das Miniſterium hat ſich aber auch jetzt nicht entſchließen können, ſie vollſtändig bekannt zu machen: Wards Concluſionen, Unvermeidlichkeit der Trennung Schleswig-Holſteins von Dänemark, ſind ausgelaſſen.

Nachdem Cetto uns verlaſſen hat, ergeht ſich Bernſtorff in Betrachtungen über das parlamentariſche Königthum: die Königin von England iſt es, ſagt er, die allein den europäiſchen Frieden erhalten hat, den Lord Palmerſton nicht wollte; da ſieht man es, wie groß die Macht der Krone iſt, wie groß der perſönliche Einfluß des Souveräns, trotz allem Conſtitutionalismus u. ſ. w. Wie anders ſprach er früher! Da wollte er die perſönlichen Anſichten und Pläne, und was General Grey darüber ſagte, das Alles gar nicht wiſſen; das ſei nicht des Wiſſens werth; was die Miniſter wollten, darauf komme es an, nur darauf.

16. März. Antwort von Moerkerke: der König Leopold wird mich morgen um 12 Uhr in Buckingham-Houſe empfangen.

Diner im Athenäum, allein. — Prinz Friedrich von Noër, der Sohn, ſetzt ſich zu mir; er iſt in höchſter fieberhafter Aufregung — und ich erfuhr auch bald warum.

Sein Vater iſt wieder einmal in Paris geweſen und hat von dort gar wunderliche Nachrichten mitgebracht, wie mir ſcheint, in etwas untergeordneten politiſchen Kreiſen aufgeſammelt.

Es beſteht, ſagte mir der junge Prinz, ein geheimer Tractat zwiſchen Preußen und Frankreich, demzufolge der Herzog Friedrich von Auguſtenburg zum Lande hinausgeſchafft, aus den Elbherzogthümern entfernt werden ſoll; Preußen tritt die Eiſen- und Kohlenwerke an der Saar an Frankreich ab, und erhält dafür die Elbherzogthümer.

Da ich weiß, daß unſer König auf dergleichen nicht eingeht, fragte ich, mehr noch ungläubig als überraſcht: „Glauben Sie das wirklich?"

„Ich weiß es!" — war die ſehr entſchiedene Antwort. — (NB. Ich glaube es aber dennoch nicht; mag auch Bismarck dergleichen Velleitäten haben — wie denn zu ſeiner Zeit Albert Pourtalès und Uſedom ſie gehabt haben —: ein förmlicher Tractat ſolchen Inhalts kann

nicht geſchloſſen ſein ohne die Zuſtimmung des Königs, und die iſt gewiß nicht ertheilt worden.)

Ferner ſagt mir der Prinz: Ueber den Geſundheitszuſtand des Königs Leopold von Belgien wird ſtündlich nach Paris berichtet; Marſchall Mac Mahons Stab wird nach St. Omer verſetzt. 120,000 Mann ſind marſchbereit in Belgien einzurücken, ſobald König Leopold die Augen ſchließt. — Es beſteht zwiſchen Napoleon III. und der Regierung der Niederlande ein geheimer Theilungs-Tractat; die Niederlande ſollen Luxemburg an Frankreich abtreten, und dafür Antwerpen erhalten; der Reſt von Belgien fiele, wie ſich von ſelbſt verſteht, an Frankreich.

Daran könnte etwas Wahres ſein; wenn es auch natürlich ebenfalls nicht buchſtäblich zu nehmen iſt. In Lille iſt ein „Maréchalat"; daß Mac Mahons Stab außerdem noch von Nancy an die Nordgrenze — in die unmittelbare Nähe von Lille verlegt werden ſollte, iſt z. B. nichts weniger als wahrſcheinlich. Einen zu gleicher Zeit ſo auffallenden und ſo vollkommen unnützen Schritt thut Napoleon gewiß nicht.

Dagegen iſt daran wohl nicht zu zweifeln, daß er darauf ausgeht in den Beſitz Belgiens zu kommen, und da iſt es wahrſcheinlich, daß er auf eine Theilung des Landes mit den Niederlanden ausgehen und daß der Theilungs-Tractat ungefähr den angegebenen Inhalt haben würde.

Die Gründe ſind leicht zu durchſchauen: Dem franzöſiſchen Kaiſer iſt es vornehmlich um die Eiſen- und Kohlenminen Belgiens zu thun. Antwerpen hat für ihn keine entſcheidende Bedeutung, ſeitdem Cherbourg erweitert und vollendet iſt. — Dagegen weiß er ſehr wohl, daß es zu den Traditionen gehört, über die John Bull keinen Spaß verſteht, daß Antwerpen nicht in die Hände Frankreichs fallen darf. Er weiß, daß John Bull Himmel und Erde in Bewegung ſetzen würde, um das zu verhindern; daß er Antwerpen nur haben kann um den Preis eines Krieges mit England — und mit einer Coalition, die England dann ſchon zuſammenbringen würde; um den Preis eines ſehr bedenklichen Krieges, in dem ſeine dynaſtiſche Exiſtenz auf dem Spiele ſtünde. — Macht er aber keine Anſprüche auf Antwerpen, dann kann er wohl ſo ziemlich darauf rechnen, daß England keine

große Energie entwickeln wird, um ihm den Besitz des übrigen Belgiens streitig zu machen, daß man sich hier sehr leicht dem fait accompli fügen würde — und daß in Folge dessen auch nicht leicht eine europäische Coalition gegen den Napoleonismus zu Stande käme.

Audienz beim König Leopold von Belgien.

17. März. Um 12 nach Buckingham-House zu dem König Leopold. Ich mußte durch den Hof des Palastes gehen. Der König wohnt in dem Theil, der dem Garten zugewandt ist, im Erdgeschoß. Da mußte ich dann auch noch ungefähr 20 Minuten warten, in einem Saal, der die Aussicht in den wohlgepflegten sauber gehaltenen Garten hat und mir als Probe von Georgs IV. Kunstsinn und Geschmack interessant war. Georg IV. hatte eine eigenthümliche Vorliebe für niedrige Zimmer, und so sind denn auch die Säle und Zimmer in diesem königlichen Palast, im Verhältniß zu ihrer Größe, ganz auffallend niedrig.

Der König trat ein, begrüßte mich sehr wohlwollend und heiter und fragte in halb humoristischer Weise, wie ich denn hierher komme.

Ich berichtete, wie wir, meine politischen Freunde in Preußen und ich selbst, der Meinung gewesen, daß man die schleswig-holsteinische Sache bei der unerwarteten Wendung, die sie im vergangenen November nahm, um keinen Preis in die Hände der Demokraten fallen lassen dürfe, die sie dann für ihre Parteizwecke ausbeuten würden — und daß andererseits der Herzog von Augustenburg abgehalten werden müsse, sich in die Arme der demokratischen Partei zu werfen, die sich an ihn herandrängte. Das war Anfangs zu befürchten; ich wurde veranlaßt im Auftrag meiner Gesinnungsgenossen nach Gotha zu gehen; — leistete dort sehr gern dem Herzog in seiner Correspondenz u. s. w. die Dienste, um die man mich ersuchte; — und ließ mich auch bereit finden hierher zu reisen, um hier in der Presse und im Gespräch mit den englischen Staatsmännern die Interessen Deutschlands und des Herzogs in der schleswig-holsteinischen Sache wahrzunehmen.

Der König: Nun, Sie haben ſich hier einige Zeit umgeſehen —: nun ſagen Sie mir, wie Sie die Dinge hier beurtheilen, wie Ihnen die politiſche Lage hier vorkommt. Sie ſehen die Dinge von einem anderen Standpunkte als ich, und eben darum iſt es mir intereſſant zu wiſſen, wie ſie Ihnen vorkommen.

Ich: Mir ſcheint die Lage in Wahrheit nicht ſo gefährlich wie ſie auf den erſten Blick ausſieht. — Die Leute ſind zwar hier in einer leidenſchaftlichen Aufregung; ſie haben die lebhafteſten Sympathien für Dänemark — ſie ſind ſehr erbittert gegen uns —: aber ſie wollen bei alledem keinen Krieg, die eine Partei ſo wenig wie die andere. Sie drohen und ſchelten, und zwar um ſo heftiger, gerade weil ſie im Stillen — wenn auch in mehr oder weniger klar ausgeſprochener Weiſe — entſchloſſen ſind Nichts weiter zu thun. Drohen und ſchelten ſoll genügen, und ſoll ausreichen ihren Willen durchzuſetzen — als einziges angewendetes Mittel. Sie verlangen, wir ſollen uns ihrem Aerger fügen — und daß wir es nicht thun, ſteigert ihren Aerger. Wenn aber nicht ganz unerwartete Dinge dazwiſchen kommen, iſt bei alledem doch kein Krieg von ihrer Seite zu beſorgen.

König Leopold ſtimmt dem Allem bei, fügt dann aber doch mancherlei Warnungen hinzu: „Sehr lange darf die Sache nicht mehr dauern, denn ſonſt könnte den Engländern die Geduld reißen. (Lächelnd, gutmüthig ſpottend:) Sie wiſſen, die Leute ſind hier etwas wunderlich! Ihr Thun und Treiben iſt nicht immer logiſch!“ — Daß ein kleiner ſchwacher Staat von zwei großen angegriffen iſt, macht ihnen einen gewiſſen Eindruck —: freilich! wenn ſie ſelber einen ſchwächeren angreifen, dann ſehen ſie die Dinge anders an. — Vor allen Dingen muß die preußiſche Flotte ſich ruhig verhalten und gar Nichts unternehmen (das empfahl der König ſehr dringend). — Wenn ſie, durch öſterreichiſche Schiffe verſtärkt, etwas unternähme, wenn die Dänen einen Unfall zur See erlebten, das würde hier die Leute gar ſehr aufbringen, und könnte gefährliche Folgen haben. Die Engländer würden darin eine Beleidigung ſehen, die ihnen zugefügt wird. — Zwar! unter Umſtänden laſſen ſie ſich auch wieder ſehr viel gefallen. — Namentlich von den Amerikanern. Die Geſchichte mit O'Dona-

ghue war seltsam genug! Der amerikanische Schiffs-Capitän hat den erschossen, „eigentlich doch blos, weil er Lust hatte Jemanden todt zu schießen" und doch ist man hier sehr leicht darüber hingegangen. — In diesem Falle aber würden die Engländer sagen „our humiliations can go no further", oder so etwas; irgend ein „dummer nonsense" würde in Umlauf kommen, und überall wiederholt werden. Dann würde auch die Regierung dem Strom nicht widerstehen können. Das Mindeste, was dann geschähe, wäre, daß eine englische Flotte nach der Ostsee gesendet würde — und das wäre sehr gefährlich — denn die jüngeren Offiziere würden es sich dann zum Geschäft machen einen „untoward event" herbeizuführen. Solche Gefahren könnten durch die Thätigkeit der preußischen Flotte provocirt werden. So war es namentlich das Ereigniß bei Sinope, das dem Faß den Boden eingeschlagen hat, das zum Krimkrieg geführt hat. Bis dahin war man schwankend; keineswegs zum Kriege entschlossen. —

König Leopold tadelt sehr entschieden, daß Deutschland nicht schon seit hundert Jahren eine Flotte hat. Es muß eine Flotte haben. — Bei alle dem aber müßte die preußische Flotte doch jetzt gerade durchaus in Unthätigkeit erhalten werden. Auch müßten keine militärischen Unternehmungen auf Fünen vorkommen; er würde sie für sehr gefährlich halten.

Ich glaube, dergleichen ist auch nicht beabsichtigt.

König Leopold kommt nun auf die Haltung Frankreichs; lobt Napoleons weise Mäßigung; der wird nie ohne die Approbation Englands Preußen angreifen; wenn er diese Approbation hat, aber gewiß.

Ich (wollte mich nun auch meinerseits orientiren, ob ich dieses und jenes richtig beurtheile) —: Hier hat die herrschende Stimmung in dieser Beziehung eine sehr seltsame Wendung genommen. Lord Palmerston und sein Anhang würden einem Angriff Napoleons auf den Rhein mit einer stupiden Schadenfreude zusehen.

König Leopold macht eine zustimmende Bewegung mit Kopf und Hand.

Ich glaube aber nicht, daß Napoleon je für Dänemark in die

Schranken treten wird; denn ich bin überzeugt, er wird nicht einen Krieg mit Preußen beginnen, in dem das ganze Deutſchland nothwendiger Weiſe mit Preußen vereinigt ſein würde. Ich glaube, daß er auf ganz andere Dinge und Gelegenheiten wartet und vielleicht rechnet, um ſie zu benutzen, nämlich auf eine Spaltung im Innern Deutſchlands. Wenn Preußen je den thörichten Verſuch machte, die Elbherzogthümer den Dänen zurückzugeben, dann würde Napoleon gegen Preußen und gegen Dänemark für die Herzogthümer, für deren Recht, für das Recht des Hauſes Auguſtenburg eintreten, und das wäre in einem ſehr hohen Grade gefährlich, da es entweder einen neuen Rheinbund vorausſetzt, oder ihn herbeiführen könnte und jedenfalls darauf angelegt wäre — das wäre wirklich gefährlich. Ein Krieg, den Frankreich zu Gunſten Dänemarks führte, wäre — wenn man ihn überhaupt für möglich halten will — dagegen bei weitem nicht in demſelben oder überhaupt in einem bedenklichen Grade gefährlich. Ein Krieg mit Frankreich, in dem ganz Deutſchland mit Preußen vereinigt ſein würde, iſt jedenfalls nicht eine Gefahr, der man nicht mit Ruhe und Zuverſicht entgegenſehen könnte; „es iſt das im Gegentheil eine von den Gefahren, denen man im Stande ſein muß, ruhig in das Angeſicht zu ſchauen."

König Leopold ſtimmt dem allen vollkommen bei, meint aber doch, eine Conferenz ſei in dieſem Augenblick rathſam um weiteren Verwickelungen vorzubeugen. — (NB. Ihm iſt in ſeinem eigenen unmittelbaren Intereſſe gar ſehr, ja vor allen Dingen daran gelegen, daß die Conferenzen zu Stande kommen, damit die Dinge nicht lange in der Schwebe bleiben, und keine Gefahr weiterer Verwickelungen entſteht. Und zwar weil er ſehr gut weiß, daß die Gefahr unmittelbar, vorzugsweiſe ſelbſt, an ihn herantritt; daß Belgien ein Compenſations-Object wird, ſobald der Krieg europäiſche Dimenſionen annimmt.)

Ich: Eine Conferenz wäre aber auch gefährlich; Napoleon würde ganz gewiß den Vorſchlag machen, das suffrage universel in den Herzogthümern ſelbſt über das Schickſal des Landes entſcheiden zu laſſen, und hier wäre man verblendet genug darauf einzugehen.

König Leopold: Das suffrage universel würde aber in dieſem Fall ganz gute Dienſte thun.

Ich: Das glaube ich auch; es wäre aber ein ſehr gefährliches précédent; es iſt offenbar eines von Napoleons Projecten, das suffrage universel als anerkannten Grundſatz in das europäiſche internationale Staatsrecht einzuführen, damit es dann bei Gelegenheit auch anderwärts in Scene geſetzt und gebraucht werden kann.

König Leopold giebt das im Allgemeinen zu, iſt aber nicht hinreichend empfänglich für dieſe Gefahr (die ihn doch zuerſt treffen würde) — und ſcheint ſie nicht hoch genug anzuſchlagen.

Ich (da ſich die Gelegenheit bietet ihn zu warnen, will ich ſie natürlich nicht verſäumen) erzähle, daß der alte Fürſt von Noër in dieſen Tagen aus Paris zurückgekehrt iſt. Er hat von dort allerhand beunruhigende Nachrichten mitgebracht, die er, wie mir ſcheint, in untergeordneten politiſchen Kreiſen eingeſammelt hat. — „E. M. wiſſen, in ſolchen Kreiſen erhält man zuweilen ſehr abenteuerliche, zuweilen aber auch ſehr gute Nachrichten.“

König Leopold (wiederholt meine Worte beſtätigend): Zuweilen ſehr abenteuerliche, zuweilen ſehr gute!

Ich: Dieſen Nachrichten zufolge ſoll nun angeblich zwiſchen Herrn v. Bismarck und dem Kaiſer Napoleon ein geheimer Tractat verabredet ſein. Darin ſoll feſtgeſtellt ſein, daß Preußen die Elbherzogthümer für ſich behält, und dagegen die Eiſen- und Kohlenbergwerke an der Saar an Frankreich abtritt. — Der junge Prinz von Noër, der Sohn, iſt aus Gemüthsbewegung über dieſe Nachrichten krank geworden. — Ich habe ihn aber zu tröſten geſucht, indem ich ihm ſagte, wie unmöglich dergleichen Verabredungen ſeien, da unſer König nie darauf eingehen würde.

König Leopold: Bismarck könnte wohl ſolche Velleitäten haben!

Ich: Wenn er ſie auch haben ſollte: die Unmöglichkeit der Sache iſt Jedermann in Preußen einleuchtend.

König Leopold verweiſt auf die Junker-Partei, die wohl für einen ſolchen Plan ſein könnte und Nichts dagegen haben würde, wenn am Rhein irgend etwas — Land oder etwas dergleichen — an Frankreich abgetreten würde; die das als eine Kleinigkeit behandeln würde. Eine ſolche Abtretung wäre aber Deutſchlands Verderben; wenn je wieder

etwas von Deutſchland abgetreten werden könnte, würden die Deutſchen ein Gegenſtand der Verachtung für ganz Europa werden und Verachtung verdienen. (NB. Der König ſpricht dieſe Worte mit großem Nachdruck und wird dabei ungewöhnlich lebhaft.)

Ich ſtimme dem Allem durchaus bei; kann aber auch nicht glauben, daß ſo etwas geſchehen wird. Es wäre ein gänzliches Verkennen der Zeit und ihrer Bedingungen, wenn Preußen die Elbherzogthümer auf ſolche Weiſe, ja wenn es ſie überhaupt unmittelbar für ſich ſelbſt erwerben wollte. Ich halte es zwar allerdings für Preußens Beſtimmung, dereinſt an der Spitze Deutſchlands zu ſtehen — (der König nickt zuſtimmend mit den Kopf) — aber durch einzelne Bauſteine iſt ein ſolcher Bau jetzt nicht mehr zu fördern. Preußen muß in anderer Weiſe und mit Einem Schlage an die Spitze des Ganzen geſtellt werden. Directe Eroberung war die richtige Politik in Friedrichs II. Tagen — jetzt wäre ſie kaum durchführbar. — Der alte Fürſt von Noër hat aber auch noch andere Nachrichten aus Paris mitgebracht. Es ſoll auch noch ein anderer geheimer Tractat beſtehen.

König Leopold: Was wäre das für einer?

Ich (daß von einer Theilung Belgiens die Rede iſt, kann ich dem König von Belgien doch nicht gut unumwunden ſagen): Zwiſchen Frankreich und Holland; es ſoll darin von einem Tauſch die Rede ſein; Holland würde Luxemburg an Frankreich abtreten, und dafür Antwerpen erwerben.

König Leopold: O! das iſt nichts Neues! — Dergleichen iſt ſchon öfter vorgekommen; von einer Theilung iſt ſchon öfter die Rede geweſen; ſchon Talleyrand wollte theilen.

Ich bringe das Geſpräch nun auf die Lage der deutſchen Dinge zurück, bedauere, daß der Herzog Friedrich nicht die richtigen Schritte thut; er hat es in ſeiner Hand ſich durchaus ſicher zu ſtellen, ein feſtes Verhältniß zu Preußen zu gewinnen und thut es ſeltſamer Weiſe nicht. — Ich möchte gern den König veranlaſſen, dem Herzog zu ſchreiben, und ihn in die rechten Wege zu weiſen. Der König, der in ganz Europa eine Autorität iſt, vermag vielleicht auch da etwas. — In dieſer Abſicht und Hoffnung erzähle ich von Ahlefeldts und Baudiſſins Miſſion nach Berlin; wie ſie da von Bismarck ziemlich kalt aufgenommen, bis

sie von der Nothwendigkeit eines engen Anschlusses der Herzogthümer an Preußen gesprochen, und von den Concessionen, die Schleswig-Holstein bereit sei, in diesem Sinne zu machen; wie da Bismarck einen anderen Ton angenommen, und den Herren zu verstehen gegeben hat, der Herzog solle selbst mit solchen Vorschlägen hervortreten, das werde die Sache wesentlich ändern. — Ahlefeldt und Baudissin haben natürlich in Kiel berichtet. Der Herzog weiß also nun, was er zu thun hat, aber er kann sich nicht entschließen es zu thun.

König Leopold spricht seine höchste Verwunderung darüber aus; „wie läßt sich das erklären?"

Ich: Der Herzog ist leider! von Anfang an übel berathen gewesen; er ist von Anfang an verleitet worden, sich nicht auf Preußen, sondern auf die Mittelstaaten zu verlassen, und eben deshalb Preußen zu vernachlässigen. Wir Anderen — meine politischen Freunde nämlich und ich selbst — wir haben ihm von Anfang an gesagt und wiederholt: die Sache wird entweder durch Preußen gemacht oder sie geht gar nicht. Die kleinen Staaten sind zu schwach um einen energischen Entschluß fassen und durchführen zu können. Die können und werden nicht helfen. Der Herzog glaubte aber immer, wenn wir ihm das sagten, wir sprächen lediglich im preußischen Interesse, nicht in dem seinigen. — Dagegen, daß man von anderer Seite her — und namentlich von Seiten Baierns — wirklich seine Sache lediglich nur als Mittel für eigene particularistische und dynastische Zwecke brauchen und ausbeuten wollte — das ist er nie gewahr geworden! —

König Leopold spottet über die Ohnmacht der Kleinstaaten und darüber, daß man sich je darüber hat täuschen und von ihnen etwas erwarten können.

Ich: Die Reise nach München, die der Herzog zu Weihnachten unternahm, ist in dieser Beziehung besonders unheilvoll geworden. Dort ist der Herzog Friedrich ganz in bairische Intriguen eingesponnen worden und man hat ihn von bairischer Seite gerade davon abgehalten in Berlin die richtigen Schritte zu thun. Man hat ihn veranlaßt, sich zurückhaltend, mißtrauisch, ablehnend gegen Preußen zu verhalten sich, um Preußen gar nicht zu kümmern. Denn man sah

es in München ſehr gerne, daß Bismarck falſche Wege einſchlug, und wollte ihn darin durchaus nicht geſtört, durchaus nicht veranlaßt wiſſen, ſich der Sache im nationalen Sinn anzunehmen. So glaubte ſich Baiern der Sache bemächtigen zu können. Die Pläne des baieriſchen Ehrgeizes gingen dabei ſehr weit. Die bekannte Trias im deutſchen Bunde, die Baiern zur dritten Großmacht in Deutſchland machen und ihm eine europäiſche Stellung geben ſollte, war wohl das Wenigſte, was man zu erlangen hoffte. Vielleicht lag im Hintergrunde ſelbſt der Gedanke an einen deutſchen Bund ohne Oeſterreich und Preußen, an deſſen Spitze dann natürlich Baiern geſtanden hätte. — Ich glaube ſogar, die Gemüthsbewegung darüber, daß alle dieſe großen Pläne in ihr Nichts zerfielen, daß ſich die Hohlheit dieſer Wahngebilde offenbarte, hat weſentlich zu dem jähen Tode des Königs von Baiern beigetragen.

König Leopold: „Das glaube ich auch; wenigſtens weiß ich, daß die Aufregung in der Familie ſehr groß war!" — fragt, wer die Rathgeber des Herzogs ſind?

Ich: Sammer hauptſächlich.

König Leopold ſpricht von Sammer in etwas ſehr zweifelhafter Weiſe, als ob das ein Mann von einigermaßen zweideutigem Character und nichts weniger als zuverläſſig wäre.

Ich beſchreibe ihn, wie ich ihn kenne; Nervenſchwäche macht — beſonders wenn er längere Zeit in peinlicher Spannung verlebt hat — einen Entſchluß für ihn ganz unmöglich, und er verwendet ſeinen ſcharfen Verſtand alsdann nur dazu, ſich allerhand Hirngeſpinnſte auszudenken, die er verwendet, um ſich eines Entſchluſſes — als unnöthig — zu erwehren.

König Leopold fragt nach Francke, was das für ein Mann ſei?

Ich: Der iſt beſonnener und auch characterfeſter als Sammer. Der beſte aber von Allen, die dem Herzog nahe ſtanden, iſt Holtzendorff, an den hätte ſich der Herzog halten ſollen.

König Leopold: Wer iſt das? Nach dem Namen ſcheint er ein Preuße zu ſein.

Ich orientire ihn; Holtzendorff iſt wegen ſeines Liberalismus durch Manteuffel aus preußiſchen Dienſten vertrieben, Staatsanwalt in Gotha.

König Leopold erinnert ſich von ihm gehört zu haben.

Ich: Was ſeinen Liberalismus betrifft, um den ihn Manteuffel aus Preußen vertrieben hat, ſo iſt er von der Art, daß ich mich immer auf einem und demſelben Boden mit ihm befinde.

König Leopold: „O! Sie ſind conſervativ!“ — dann: „reſümiren wir uns! — ich liebe ſehr zu reſümiren!“ — Er faßt den Inhalt unſeres langen Geſprächs in der Weiſe zuſammen, daß er, als Ergebniß, auf zwei Punkte kommt: die Nothwendigkeit, für Preußen, die Engländer nicht durch einen Kampf zur See zu reizen — in die Conferenz zu willigen und auf derſelben zu erſcheinen (NB. was mir zunächſt noch nicht in demſelben Grade nothwendig zu ſein ſcheint). — „Man kann ſich ja auf der Conferenz wehren, wie man will — man kann da ſeine Anſichten vertreten — aber kommen muß man!“ So werde ich ſehr wohlwollend entlaſſen.

Diner im Athenäum, mit Grant Duff.

Um zu ſehen, was er dazu ſagen wird, erwähne ich, daß ich den König Leopold heute geſehen und ihm, was die hieſige Lage betrifft, geſagt habe, Lord Palmerſton und ſein Anhang würden mit Schadenfreude zuſehen, wenn Frankreich die Rheinlande angriffe. Grant Duff beſtätigt: „and served them right“ würden die Leute hier ſagen, wenn wir das linke Rheinufer verlören.

Ich ſage auch, daß ich nun bald abreiſen werde. Da er wirklich Freundſchaft für mich hat, ſprach er ſein Bedauern darüber aus — fragte warum? — Ich habe hier ſowohl die Staatsmänner Englands, als die Gutgeſinnten im Parlament über die Rechtsfrage, über die Lage der Dinge in Deutſchland, und über die Gefahren der Politik, die England thöricht genug iſt in Berlin zu empfehlen, aufzuklären geſucht — „I have gained some little ground in the Press — what more can I do?“ — „Indeed, what more!“ meint Grant Duff; — mehr iſt hier nicht zu thun! —

Streifzüge durch London und Umgegend.

Das britiſche Muſeum, das ich nun auch beſuchte, brachte mir manche Enttäuſchung. Die Sammlungen ſind ohne Verſtändniß und Pietät aufgeſtellt. — Die Säle im Erdgeſchoß, wo die Skulpturen ſtehen, ſind ſchmucklos, nicht gut angelegt, nicht durchaus günſtig beleuchtet. Die Wände ſind einfach gekalkt, die Fußböden nicht parquettirt.

Die einzelnen nach und nach zuſammengebrachten Antiken, die ſich in the Roman Gallery und in den Graeco-Roman Rooms finden, ſind nicht von ſonderlicher Bedeutung. — Die griechiſchen Skulptur-Werke aus Klein-Aſien ſcheinen dagegen ſehr wichtig, doch erfordern ſie ein monatelanges ſpezielles Studium, zu dem ich nicht Zeit habe und wofür ich nicht vorbereitet bin. — Die aſſyriſchen Alterthümer aus Ninive führen uns in die älteſten Kultur-Zeiten zurück und machen einen eigenthümlichen Eindruck, als materieller, handgreiflicher Beweis, daß den naiven Sagen des Herodot doch eine wahrhafte ernſte und große Zeit zum Grunde liegt. Aber dieſe Gegenſtände nehmen unſer Intereſſe nicht durch ſich ſelbſt in Anſpruch, ſondern durch die Beziehungen, in denen ſie zur Geſchichte der Urzeit ſtehen, ſie ſind gleichſam nur für ein ſpezielles Intereſſe und Studium da.

Die Sammlung ägyptiſcher Alterthümer iſt reich und groß, aber ſie ſcheint mir doch der Berliner Sammlung nachzuſtehen, — und jedenfalls iſt ſie nicht ſo ſinnig geordnet wie dort, nicht ſo, daß man ſchon durch die Aufſtellung der Gegenſtände in das Verſtändniß ihrer ſelbſt und ihrer Bedeutung eingeführt würde. —

Die Elgin Marbles geſehen zu haben iſt ein Ereigniß. Dieſe Skulpturen vom Parthenon betrachtet man freilich mit immer ſteigender Ehrfurcht; es iſt ein Anblick, der ernſt ſtimmt, und mit Trauer denkt man daran, mit welcher Roheit ſie herausgeriſſen ſind aus den Tempelbauten, in denen ſie allein ihre volle Bedeutung hatten. — Hier muß man denn auch noch den Raum zu vergeſſen ſuchen, in dem ſie ſtehen. — Etwas Unerquicklicheres, Scheunenartigeres, als dieſe von oben erleuchteten Säle kann man ſich kaum denken. Und wie gar eigenthümlich: dieſe wunderbaren einzigen Kunſtſchätze ſind

in Mitten einer Bevölkerung von drei Millionen Menſchen hingeſtellt, und es kümmert ſich eigentlich Niemand um ſie! — Sehr ſpärlich gingen einzelne gelangweilte Perſonnagen in den Sälen herum — in den Elgin Rooms war ich und blieb ich buchſtäblich allein.

Nun kommt noch das Seltſame hinzu, nämlich daß die ſchönen Künſte in den Augen eines ernſten Engländers, der, wie er meint, jedes Ding an ſeine Stelle ſtellt, Etwas ſind und bleiben, das unter die allotria gehört und nur geduldet wird. — Dergleichen für ſich allein aufzuſtellen, heißt ihm, dieſen Dingen eine zu große Bedeutung beilegen. Es muß etwas von handgreiflicher Nützlichkeit damit verbunden werden, um die Sache der Mühe werth zu machen. So wird jede öffentliche Sammlung ſehr leicht zu dem, was man verſucht wäre, ein wunderliches barbariſches Durcheinander zu nennen.

So beſitzt das britiſche Muſeum eine ebenfalls im unteren Stockwerk aufgeſtellte Bibliothek. Das thäte der Würde nun keinen Eintrag. Das obere Stockwerk aber nimmt ein ſehr weitläuftiges Naturalien-Cabinet ein. Man denke ſich die Werke des Phidias und ausgeſtopfte Affen ohne Ende unter Einem Dach! Die erſten Zimmer ſind mit ausgeſtopften Quadrupeden angefüllt und die Beſtien ſind noch dazu theilweiſe ſo ſchlecht ausgeſtopft, daß ſie in abenteuerliche Formen ausgeartet ſind. — Um eine Gruppe rieſiger Gorillas in einem Glasgehäuſe wimmelt es von Schauluſtigen, denn der Gorilla hat die Phantaſie der Engländer ſeit einigen Jahren vielfach beſchäftigt.

* * *

Daß es Oſtertag iſt, wird man in England gar nicht gewahr, denn hier hat man keine characteriſtiſchen nationalen Feſtgebräuche —: Alles löſt ſich in die puritaniſche langweilige Gleichförmigkeit des Sonntags auf. Ich benutzte den Tag, um nach Hampton-Court zu fahren, das eigentlich nur aus dem königlichen Schloß und wenigen Häuſern beſteht. — Ich wanderte zunächſt nach Busley-Park, auch einem verlaſſenen königlichen Landſitz, von dem das Publikum gleichſam Beſitz genommen hat, ſodaß gar nicht mehr daran zu denken iſt, Park und Schloß wieder zu bewohnen. — Iſt das Publikum einmal daran

gewöhnt, ſich in ſolchem Waldraum frei zu bewegen, dann pflegt ſich ſehr bald die Vorſtellung feſtzuſetzen, daß der Park öffentliches Eigenthum ſei, und es würde als eine Uſurpation ſehr übel genommen werden, wollte man einem ſolchen Gebrauch wieder wehren; ganz beſonders in England; denn John Bull hat eine hohe Meinung von ſeinen acquired rights.

Auf den weiten Raſenplätzen des nicht ſehr ſorgfältig gepflegten Parkes weiden zahlreiche Damhirſche, die erſten, die ich in England ſehe. Stattliche Thiere.

Weſtwärts der großen breiten durch den Park führenden Fahrſtraße liegt „the lodge“, wo ſonſt die Königin Adelaide hauſte, umgeben von Anlagen, die dem Publikum nicht zugänglich ſind.

Nach kurzem Frühſtück ging ich dann nach Hampton-Court-Park. Das Schloß liegt, wie das in England im Mittelalter häufiger geweſen ſein mag, ſeitdem aber mehr und mehr zur Ausnahme geworden iſt, nicht in dem Park, ſondern vor demſelben, an deſſen Eingang. — Der Vorhof iſt von niedrigen Gebäuden und Ställen umgeben und im Hintergrunde von einem reichverzierten Ziegelbau im Tudor-Styl geſchloſſen. Nun folgen zwei viereckige Höfe, von nicht ganz regelmäßigen Ziegelbauten nicht ſtreng ſymmetriſch eingeſchloſſen; rothe Backſtein-Wände — Spitzbogen-Thüren und Thore — achteckige Thürmchen, welche die Wandflächen, an denen ſie emporſteigen, unterbrechen und gliedern — in runden Niſchen die Porträt-Köpfe römiſcher Kaiſer von gebranntem Thon und ein Zinnenkranz um das Dach — das Alles macht zuſammen einen ſehr wohlthuenden geſchichtlichen Eindruck. Derſelbe wird, im Sinn der Kunſt, maleriſch dadurch gehoben, daß dem Bilde der hervorragende Mittelpunkt nicht fehlt — ein ſtarker viereckiger Thurm, der oben in einer von Zinnen umgebenen Plattform endet. Vier achteckige Thürmchen ſteigen an den vier Ecken zu gleicher Höhe empor. Ueber dem Eingang ein zierlicher Erker.

Dieſe beiden Vierecke ſind das Schloß des Kardinals Wolſey und Heinrichs VIII. Als dann Wilhelm III. in Kenſington und hier eine Zuflucht gegen den Steinkohlen-Rauch und Nebel Londons ſuchte, fügte er dieſem Schloß einen ſchwerfälligen Ziegelbau im Geſchmack der Zeit zu, der einen dritten Hof umſchließt.

Die Staats- und Wohnzimmer Wilhelms III. sind jetzt Gemälde-Galerie und dem Publikum stets geöffnet.

Durch eine breite offene Durchgangshalle in den Garten hinaustretend steht man vor einer Landschaft, die auch ihr geschichtliches Interesse hat. Es wird hier sehr anschaulich, daß der vortreffliche Wilhelm III. in England nie eigentlich beliebt sein konnte. Er war, man könnte sagen, zum Engländer gar nicht zu brauchen; er gehörte mit seinen Sympathien und Gewohnheiten zu entschieden einem anderen Lande an, so daß es begreiflich ist, wenn die Engländer sich dadurch verletzt fühlten. — Ganz in diesem Geist ist er offenbar bemüht gewesen, seinem hiesigen Wohnsitz den niederländischen Character aufzuprägen, und wenigstens der nächsten Umgebung so viel als irgend möglich das Ansehen einer holländischen Landschaft zu geben.

Selbst das Schloß zeigt an dieser Seite einen ganz niederländischen Character. — Der Park ist vollkommen flach. Drei breite Durchhaue gehen der Richtung nach von dem Haupteingang des Schlosses fächerförmig durch den Park, dessen Baumgruppen sich wie die eines Waldes aneinanderschließen. Am Ende einer jeden dieser breiten Alleen bilden Häusergruppen mit rothen Dächern den Schluß, durch die mittlere reicht ein schnurgerader breiter Canal bis an die Grenzen der sichtbaren Landschaft. Was könnte holländischer sein? — Aber der Eindruck ist im Ganzen angenehm.

Eine große Paradetreppe führt zu den State-Rooms. — Die Wände mit Fresken geziert; manierirte Allegorien, wie man sie in vielen Fürstenschlössern des vorigen Jahrhunderts sieht, und in denen immerdar der ganze Olymp erscheint, immer mehr oder weniger parodirt, ohne daß der Künstler eine Ahnung davon hätte.

Die Gemälde-Sammlung besteht aus fast 1100 Nummern; die historischen Bilder haben geringen Werth. Mitunter hat man den Bildern kühn genug historische Namen beigelegt. Einige angebliche Titians könnten einem wohl die Haare zu Berge stehen machen.

Werthvoll sind dagegen die hier vereinigten Bildnisse geschichtlich merkwürdiger Personen. Es ließe sich daraus eine ganz andere National Portrait-Gallery zusammensetzen als die armselige Sammlung in Great George street! Die Bildnisse sind authentisch — die

aus der Tudor-Zeit ſind großentheils von Holbein, die aus der Zeit Carls I. von van Dyck. Die ſpäteren, wenn auch nicht von ſolchen Meiſtern, ſo doch von den beſten Malern ihrer Zeit: Sir P. Lely, Sir G. Kneller. Es ſind kaum einzelne ſo ganz ſchlechte darunter, wie ſie dort die Hauptmaſſe bilden.

Intereſſant waren mir ein Philipp IV. von Spanien und ſeine Königin, von Velasquez, ferner die Hampton-Court-beauties — die Schönheiten aus der Zeit Wilhelms III. und diejenigen des Hofes Carls II., darunter Nell Gwynn, von Lely. Dann beſonders Königin Eliſabeth, 12 Jahre alt, von Holbein: ein unbefangenes Kindergeſicht, nicht ſchön, mit röthlichem Haar. Bildniß des Erasmus von Rotterdam und des Buchdruckers Froben — Heinrich VIII. mit der Königin Jane Seymour und der ganzen Familie. Lebensgroßes Porträt von Georg III. und dem damaligen Prinzen von Wales, Georg IV.; der Taugenichts war in ſeiner Jugend ein ſchöner Mann.

Die Zeit geſtattete mir nicht, die berühmten Cartons von Raphael mit Muße zu betrachten; ſie ſind ſehr ungünſtig aufgeſtellt. Zu meiner eigenen Verwunderung bemerkte ich, daß der Eindruck, den der große Mantegna in Waſſerfarben, der ebenfalls hier aufbewahrt wird, auf mich machte, ein größerer war, als der der Cartons.

Mit Erſtaunen bemerkte ich übrigens, daß die Beſucher, die ſich ziemlich zahlreich in den Sälen umſahen, gerade die Galerie, in der ſich die Raphaels befinden, für einen bloßen Durchgang hielten und „durchmarſchirten", ich kann es nicht anders nennen, ohne auch nur einen Blick auf die Bilder zu werfen. Echt engliſch!

* * *

Es war Sonnabend, d. h. der Tag in der Woche, an dem keine Sitzung des Parlaments ſtattfindet, an dem eben deshalb alle großen, namentlich alle miniſteriellen und überhaupt politiſchen Diners veranſtaltet werden. An dieſem Tage kann man unter Anderem auch das Parlaments-Haus durchwandern.

Der Eingang für die Königin, durch Victoria-Tower, iſt großartig. Die Grundlage des Thurms iſt ein Quadrat von 80 Fuß Seitenlänge, der Thurm 340 Fuß hoch.

Man tritt in die Royal Galery, durch welche die Königin von ihrem Robing-Room nach dem Prince's Chamber ſchreitet, um von dort in das Haus der Pairs zu gelangen. — Dieſe Galerie iſt der größte Raum in dem ganzen Gebäude; 110 Fuß lang, 45 Fuß breit und eben ſo hoch — und eigenthümlich verziert — mit reicher Holzdecke; — die Fenſter mit gemalten Scheiben ſind hoch oben in der Wand und darunter ſchmücken zwei je 56 Fuß lange Fresko-Gemälde, die beiden Hauptſiege der Engländer in neuer Zeit darſtellend, dieſe Wände —: auf der einen Seite die Schlacht bei Trafalgar, auf der anderen die Schlacht — bei Waterloo!!! — In gewiſſem Sinn mit Recht, da dieſe Schlacht allerdings den Abſchluß der langen Kämpfe mit Frankreich bildete.

Die Vorſtellung, daß Waterloo ein Sieg der Engländer ſei, iſt freilich für ein ſo nüchternes Volk, wie die Engländer ſind, eine etwas phantaſtiſche — aber ſie wurzelt ſehr feſt im Geiſt dieſer Inſulaner, ſodaß ſie ſchwerlich je erſchüttert werden kann. —

Dieſes Bild ſtellt den Moment dar, wo Wellington und Blücher einander auf dem Schlachtfelde begegneten. In der Wirklichkeit war da Wellington allein (mit ein paar Adjutanten vielleicht) in Mitten des preußiſchen Heeres. Von Wellingtons Armee hatte keine Abtheilung im Lauf des Tages auf dem Theil des Schlachtfeldes gefochten, wo dieſe Scene ſtattfand, und keine einzige Abtheilung dieſes Heeres hatte am Abend den Feind bis dahin verfolgt. Auf dem Bilde hier iſt die Sache geradezu umgekehrt; Blücher iſt, mit ein paar preußiſchen Offizieren, in Mitten nicht etwa des Heeres, das Wellington befehligte überhaupt — ſondern ganz ſpeziell der engliſchen Truppen; Bergſchotten, life-guards drängen ſich in hellen Haufen heran, andere Krieger ſind nirgends zu ſehen. — Mir ſcheint, daß ſelbſt an dieſer Stelle der Gegenſtand nicht gerade mit dieſem Aufwand von Dichtung behandelt zu werden brauchte, wenn auch allerdings hier Wellington nicht ganz ohne Truppen eingeführt werden konnte, und man vielleicht ſogar zugeben kann, daß die Krieger Englands den Vordergrund einnehmen mußten.

Das Bild macht mir, ſo ſehr es bewundert wird, nicht den Eindruck eines Meiſterwerks. Ich glaube darin eine mißglückte Nachahmung unſeres Cornelius zu entdecken. Der Maler — Maclise —

iſt nicht frei von dem Streben einer jetzt ſo ziemlich ausgeſtorbenen Schule, die da meinte, man müſſe, ſelbſt im modernſten Coſtüme, beſonders wo es eine monumentale Schöpfung galt, ſo viel als möglich den Eindruck antiker oder antikiſirender Formen hervorzaubern. Die Motive aber ſind in dem ungemein anſpruchsvollen Bilde ſehr gewöhnlich und zeugen von der alltäglichſten Geiſtesarmuth. —

The Prince's Chamber, wo die Königin bei Eröffnung des Parlaments von den vornehmſten Herren der Pairie empfangen werden ſoll — iſt in dem ſogen. Tudor-Style gehalten: die Wände ſind bis ziemlich hoch hinauf in Eichenholz getäfelt, und die Täfelung unter einem Fries durch eine Reihe in Holz geſchnitzter Reliefs geziert. Doch belehrt ein Blick auf die Wahl der Gegenſtände dieſer Reliefs, daß ſie alle unter der Bedingung hier eine Stelle gefunden zu haben ſcheinen, daß ſie mit der parlamentariſchen Geſchichte Englands Nichts zu thun haben!!

Ueber dieſer Täfelung läuft eine Reihe Bildniſſe auf Goldgrund um das Gemach, Geſtalten aus der Zeit der Tudors. Warum man gerade dieſe nichts weniger als conſtitutionellen Monarchen gewählt hat? Offenbar nur aus einer ſcheinbaren Folgerichtigkeit, weil das Gebäude im Allgemeinen und beſonders dieſes Gemach im Tudor-Styl gehalten iſt. Derſelben Folgerichtigkeit zu Liebe ſind denn auch die Bildniſſe in einem Styl gehalten, der an Holbein erinnern will. Doch ſind die Bilder wahre daubs und wären für Wirthshausſchilder nicht zu gut. —

Unter den Bildniſſen befinden ſich ſolche wie das der ſehr übel berüchtigten Catharina Howard! — Wenn der gewählte Styl der Architectur auf ſolche Conſequenzen führt, ſieht man ſich zu der Frage genöthigt, ob der Tudor-Styl wohl überhaupt der paſſende iſt für einen Palaſt wie dieſen, in welchem eine Verſammlung tagt, die nicht Vorrechte einzelner Stände und in ihnen eben ſo viele Negationen des Staats zu vertreten hat, ſondern gerade umgekehrt die Idee des Staats ſelbſt. — Schlimm genug, wenn die Zeit für die höchſten und zugleich ihr eigenthümlichen Aufgaben der Kunſt keinen eigenen Styl zu ſchaffen weiß!

Das Haus der Lords iſt ein großer prächtiger Raum, in dem

eine Masse von Vergoldungen glänzt. Der Thron hat etwas Befremdendes: man ist gewohnt, sich einen solchen Sitz von einem Zelt, einer reichen Draperie umgeben zu denken — nicht von einem Halbdach von vergoldetem Metall überschattet, — zu beiden Seiten von Verzierungen derselben Art wie eingerahmt. — Vor dem Thron der berühmte „Wollsack" des Lord-Kanzlers, an den sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen! —

So prachtvoll aber der Raum auch ist, scheint doch Ein und Anderes den großen Solennitäten nicht angemessen, die hier vor sich gehen sollen. Namentlich liegt die Thür, durch die der König mit seinem Gefolge eintreten muß, in einer dunklen Ecke des Saales, unter der Fremden-Galerie, und der Eindruck kann kein großartiger sein, wenn die Königin mit einem glänzenden Gefolge aus einem dunklen Winkel hervorkommt und von der Seite her die Stufen zu dem Thron hinansteigt!

Zwischen den großen Fresko-Bildern und den Fenstern stehen die Bildsäulen der 18 Barone, welche die Unterzeichnung der „magna charta" von Johann ohne Land erzwangen. — Seltsam, daß diese magna charta immer noch als die Grundlage des Staatswesens betrachtet wird! und ein Beweis, wie wenig die Engländer ihre eigene Geschichte verstehen! — Dieses Dokument, das bestimmt war, eine Ritterherrschaft in England einzuführen, und aus dem ein mecklenburgisches Staatswesen hervorgehen konnte, so gut wie das heutige englische. — Es giebt wohl in dem germanischen Europa kein Land, das nicht Urkunden desselben Inhalts besäße, ohne daß ein englisches Staatswesen daraus hervorgegangen wäre. Die magna charta hat es also wohl nicht eigentlich gethan. — Und unter den Tudors hat man sich denn auch um ihren Inhalt nicht sonderlich bekümmert. —

Der vom Oberhause nach der Central Hall führende Corridor soll durch zwei Reihen Fresko-Gemälde geschmückt werden, die theilweise schon ausgeführt, und zwar erbärmlich ausgeführt sind. Auch die Wahl der Gegenstände ist theilweise ganz unpassend, und es ist gar kein leitender Gedanke darin zu erkennen. —

* * *

Aus, um die Bank von England zu beſichtigen. Unterwegs trete ich in Dowgate Coffee-house ein; es war für mich intereſſant ein ſolches Arbeiter-Kaffee-Haus zu ſehen, wo mancherlei zu haben iſt — nur kein Kaffee —: Brod, Käſe, wohl auch ein ſchlechtes Beefſteak — vor Allem aber Bier und Gin. — Das Haus iſt eine traurige, enge und feuchte Höhle, an einer Ecke von Upper Thames-Street, iſt dieſer niedrig gelegenen feuchten Straße würdig, die ſich eng zwiſchen ſchlechten rauchgeſchwärzten Backſteinhäuſern hinwindet.

Durch Dowgate-Street und Walbrook nach der Börſe, wo ich aber leider erfahre, daß man früh vor 11 Uhr kommen muß, wenn man das rege Leben des größten Bankverkehrs in der Welt ſehen will.

So muß ich mich denn begnügen, das Gebäude und die Einrichtungen kennen zu lernen. — Erſteres bedeckt ungefähr vier Acre Land, iſt nach den Plänen eines ſehr mittelmäßigen Architecten, Sir Hans Soane, gebaut, niedrig und ganz ohne Außen-Fenſter. Gegen Einbruch u. drgl. hat man ſich auf alle Weiſe vorgeſehen und dagegen giebt ſogar die ſehr complizirte Anlage, die ſonſt nicht zu loben iſt, auch wohl noch eine nicht beabſichtigte Sicherheit. Es iſt gewiß ſehr ſchwer, in dem Gebäude ſich zurecht zu finden.

Ein Diener der Bank führte mich. Dieſe Leute tragen eine ſehr wunderliche Livree von der ſchwer zu beſtimmenden Farbe, in die ehemals auch die öſterreichiſche Artillerie gekleidet war, die offiziell „Rehfarbe", von dem Wiener Volkswitz aber „Leberknödelfarbe" genannt wurde, — und dazu hellrothe Aufſchläge! —

Der erſte der Geſchäftsräume war ein weiter niedriger Saal, in dem täglich Gold gegen präſentirte Noten ausgegeben wird, oder umgekehrt. Hinter einem langen Tiſch warten die Commis der Ereigniſſe des Tages. Die nöthige Anzahl Waagen iſt in den Tiſch eingefügt, zum Wiegen der einkommenden Gold- und Silber-Summen, die nicht nach der Zahl der Stücke angenommen werden. Der tägliche Umſatz in dieſem Raum iſt natürlich ein ganz ungeheurer.

Hier werden nun die präſentirten Banknoten ohne Aufenthalt in Gold honorirt — dann aber in einem ähnlichen langen Saal, in einem andern Theil des Gebäudes, nachträglich von zahlreichen

Beamten unterſucht, ob etwa falſche darunter ſind oder ſolche, die als geſtohlen oder verloren angezeigt ſind.

Das ſchien mir nicht ſehr zweckmäßig. — Auch mein Banquier klagte, daß es ganz nutzlos ſei, der Bank Anzeige von geſtohlenen Banknoten zu machen mit der Bitte dieſelben zurückzuhalten, wenn ſie präſentirt werden —: man erhalte darauf nur die lakoniſche Antwort, „daß die betreffende Note präſentirt und bezahlt worden ſei.“

Es läßt ſich allerdings begreifen, daß der Weltverkehr hier zu raſch und zu ſehr in's Coloſſale geht, um Zögerungen, durch weitläuftige Controle vor der Honorirung, ertragen zu können. — Bei alledem müßte aber doch ein Modus gefunden werden, der in dieſer Beziehung etwas mehr Sicherheit gewährt. —

Für das Disconto-Geſchäft ſind natürlich eigene Räume beſtimmt. In einem von oben erleuchteten Saal werden die Zinſen der Staatsſchuld ausgezahlt — denn auch mit dieſem Geſchäft iſt die Bank betraut. — Die Zahlenden befinden ſich in der Mitte des Saals in einem beſonderen, durch einen cirkelförmigen Comptoirtiſch abgeſchloſſenen Raum, und der Zugang zu einem jeden Einzelnen von ihnen iſt durch Bretterwände begränzt, die wie Radien des Kreiſes über die Breite des Tiſches weg in den Saal hineinreichen. So iſt dem Andrang gewehrt; an den Tiſch, dem Beamten gegenüber, kann immer nur Einer zur Zeit gelangen, und jeder Kommende iſt immer an einen beſtimmten Beamten gewieſen.

Als mir aber mein Führer auseinanderſetzte, welche Controle, wie vielerlei Verificationen jeder einzelne Staatsgläubiger hier durchzumachen hat, ehe er ſeine Zinſen haben kann, wollte es mir ſcheinen, als würden hier etwas zu viele, und zum Theil unnütze Weitläuftigkeiten gemacht, während auf die als geſtohlen documentirten Banknoten umgekehrt etwas zu wenig Rückſicht genommen wird.

Von einer offenen Galerie aus ſah ich Geldfäſſer von einem Frachtwagen abladen und in einen Keller tragen. Mein Führer verſäumte nicht, mir dabei mit pomphafter Stimme zu verkünden, was für fabelhafte Maſſen Gold und Silber täglich in dieſem Keller niedergelegt und aus ihm entnommen werden. — Es ſind Barren und fremde Münzen, zumeiſt, die von hier aus großentheils nach der Münze wandern. —

In the Weighing Office, einem Mittelding zwiſchen Geſchäfts- und Arbeitsräumen, werden die eingehenden engliſchen Goldſtücke gewogen, auf einer eigenthümlichen Maſchine, die die vollwichtigen Souvereigns in einen Kaſten, die zu leichten in einen anderen wirft. Den Mechanismus näher zu betrachten iſt jedoch nicht möglich, denn Zutritt zu dieſem Raume, in die unmittelbare Nähe offen daliegenden Goldes, wird ſelbſt den Dienern und Beamten des Hauſes nicht geſtattet, wenn ſie da nicht direct zu thun haben, den Touriſten natürlich erſt recht nicht. — Nur durch eine Glaswand darf man hineinblicken.

In einer Buchbinderei werden alle Bücher gebunden, deren die Bank bedarf, im ſogen. Ruling Office werden ſie liniirt. — Eine Buchdruckerei hat endloſe Formulare zu drucken; und endlich iſt da ein Bank-note Printing Room, deſſen Preſſen täglich im Durchſchnitt 15,000 Stück neue Banknoten produciren.

Jede Banknote wird nämlich nur einmal ausgegeben; einmal der Bank präſentirt, wieder eingelöſt, wandert ſie in „the Old Note Office“, und kommt nie wieder in Umlauf. Das ſcheint mir eine ſehr zweckmäßige Einrichtung! — Ganz abgeſehen davon, daß demnach immer nur neue und ſaubere Banknoten in Umlauf ſind, daß man in England dieſe Werthzeichen nie in Geſtalt ſchmutziger Lumpen ſieht, wie wohl anderswo, iſt es ſehr einleuchtend, um wieviel dadurch die Controle erleichtert werden muß. Die Mehrkoſten, die dadurch herbeigeführt werden, ſind gewiß nur ſcheinbar, und werden ohne Zweifel eben dadurch wieder eingebracht, daß die Controle vereinfacht und erleichtert iſt. —

Im „Old Note Office“ werden die aus dem Umlauf zurückgezogenen Banknoten zehn Jahre lang aufbewahrt und dann verbrannt.

Neunhundert Menſchen ſind bei der Bank angeſtellt und Tag für Tag auf das emſigſte beſchäftigt.

Der Börſenplatz iſt von weltgeſchichtlicher Bedeutung! — Weltbeherrſchende Mächte, die Bank von England und die Londoner Börſe, üben von hier aus ihren Einfluß, der ſich über die ganze Menſchheit erſtreckt, ſoweit ſie mit Europa und ſeiner Civiliſation in Verbindung ſteht.

Und dieſer Platz iſt weder ſehr groß noch ſehr ſchön; eigenthümlich

ist ihm nur der ungeheuere Verkehr, der den Character der Eile und Banausie trägt, und gewöhnlich hängt ein trüber Himmel über dem kleinen unregelmäßigen Platz.

Die Börse, nicht das schlechteste Werk der Architectur in England, zeigt gegen den Platz hin ein wirklich großartiges corinthisches Säulen-Portal, das die ganze Länge des Gebäudes einnimmt.

Auf einer Plattform vor dem Gebäude erhebt sich die Reiterstatue des Herzogs von Wellington! Warum der eigentlich hier steht? War er etwa Minister während der Errichtung dieses Gebäudes? Es muß wohl so sein. Wenigstens steht der eiserne Herzog nicht im „eisernen Kriegerschmuck" wie Prinz Kalaf, sondern in antiker Tracht — togatus; vielleicht stellt das Pferd die Prinzipien dar, welche er reitet. Der Künstler aber hat doch nicht gerathen gefunden, ihn mit nackten Beinen dem Klima Englands und den Augen des Börsenpublikums preis zu geben, er hat ihn daher — in Unterhosen und Strümpfen, ohne Schuh oder Stiefel zu Pferde gesetzt! — Hat man je etwas in so ganz prosaischer Weise Abenteuerliches gesehen! — Soll er etwa in Unterhosen ganz besonders friedlich aussehen?

Im Innern schließt das Börsengebäude einen viereckigen Hof ein, den offene Arkaden umgeben, auf denen die Säle u. s. w. des oberen Stockwerks ruhen. In diesem Hofe erhebt sich das mehr als lebensgroße Standbild der Königin Victoria; unter den Hallen stehen die Bildsäulen der Königin Elisabeth und Carls II. — alle drei sind zum Erschrecken, von einer solchen ungeschlachten Stümperhaftigkeit, daß man nicht begreift, wie selbst ein Börsenpublikum sie dulden kann. — Es wird recht anschaulich, daß es ein Publikum von „bulls and bears" ist.

Neben der Wellington-Statue findet sich noch ein anderes Denkmal — mehr werth als dies schlechte Reiterbild —: es ist einer der vielen fließenden Brunnen, die es jetzt in London giebt, alle mit kleinen Metallbechern an Ketten, zum Trinken für Jedermann. — Bei gewissen Dingen begreift man gar nicht, wie die Bevölkerung eines gegebenen Orts so viele Jahrhunderte ohne sie hat bestehen können. Dazu gehören die Wasserleitungen, die aus der entfernteren Umgegend frisches Trinkwasser nach London bringen und diese Brunnen

ſpeiſen. Es ſcheint unbegreiflich, daß eine Bevölkerung von Millionen, auf engen Raum zuſammengedrängt, ſich bis auf die neueſte Zeit herab mit dem wenigen, und durch Alles, was eine ſo gedrängte Bevölkerung mit ſich bringt, verdorbenen und vergifteten Waſſer begnügt hat, das ſich eben unmittelbar unter den Füßen findet. — Und doch erinnere ich mich der Debatten, die erſt vor wenigen Jahren über dieſe Waſſerleitungen ſtattfanden. — Wie anders die Römer, die die Anlage ihrer Colonien eigentlich immer mit Waſſerleitungen anfingen. Es iſt merkwürdig, wie weit in die neueſte Zeit herab der in mancher Hinſicht enge Sinn des Mittelalters wirkſam iſt; wie ſchwer man überhaupt ſich entſchließt, aus dem Kreiſe gewohnter Vorſtellungen hinauszugehen, wofür man dann in der Regel auch bereit iſt, ſich kopfüber in das Neue zu ſtürzen, ſelbſt bis zur Uebertreibung und Carricatur, wenn es einmal angenommen iſt.

* * *

Heute muſterte ich Trafalgar Square mit Muße. Der Platz könnte ſchön ſein, wenn nicht doch am Ende überall irgend etwas verfehlt wäre. Die eine lange Seite bildet das Gebäude der National Gallery auf erhöhter Terraſſe mit der Nelſon-Säule davor — und auch an den anderen Seiten ſtehen ſtattliche Gebäude, ſo die Kirche St. Martin in the Fields, und die Reſidenz des Herzogs von Northumberland; groß und großartig, wie wenige in London, wenn auch mit einem italieniſchen palazzo oder mit ſo manchem ſelbſt in Petersburg nicht zu vergleichen: aber es liegen im übrigen zu viel kleine, gar ſehr alltägliche Häuſer zwiſchen den großen Gebäuden und ſelbſt die monumentalen Bauten verletzen durch Ein und Anderes. So iſt das große corinthiſche Portal der National Gallery von ganz guten Verhältniſſen, wenn nur nicht die drei unglücklichen kleinen Kuppeln wären, die wie Pfefferbüchſen in ihrer ſchmuckloſen Winzigkeit aus dem Dach des Gebäudes hervorragen.

Northumberland-Houſe hat auf dem Dach ganz denſelben Schmuck, der auch den Buckingham-Pallaſt verunziert, einen Giebel ohne Dach dahinter und ein Thor, das hindurchführt — geſchmückt durch einen

coloſſalen Löwen, den Helmſchmuck der Percy's; denn der jetzige Herzog will natürlich ein Percy ſein und nicht ein Smithſon, wie ſein Urgroßvater oder Vater hieß. St. Martin in the Fields ferner gilt Vielen als das Meiſterwerk Sir Chriſtopher Wrens. Das Ganze iſt für ſeine Zeit nicht ſchlecht, aber doch am Ende nicht mehr als ein Stück architektoniſches Virtuoſenthum. Ein Portal von corinthiſchen Säulen iſt der eigentliche Gegenſtand der conventionellen Bewunderung; aber die Säulen ſind, dem Geſchmack ihrer Zeit nach, etwas ſchmächtig, und der Thurm, eines Conditors würdig, würde als Torten-Aufſatz alle Anerkennung verdienen! Er erhebt ſich unmittelbar hinter dem Säulen-Portikus, auf der eigentlichen Stirnwand der Kirche, aber ohne daß in der Architektur eine Unterlage dieſes Thurmes angedeutet wäre! Es iſt als wäre er dem Architekten unverſehens zum Dach hinausgefahren, und das Gebäude ſieht aus, als müßte es vorn überkippen. Man kann ſich nichts Unſchöneres denken!

Auch die Monumente ſind nicht durchaus erbaulich. Die joniſche Nelſon-Säule iſt ſehr hoch und dünn, was der Architekt wohl für Eleganz der Form hielt. Den kleinen dünnbeinigen Helden obenauf erklären die Engländer ſelbſt ſarkaſtiſch für die beſte ihrer öffentlich aufgeſtellten Bildſäulen: „because it is out of sight!“

Eine Reiterſtatue verewigt Georg IV. und die wohlfriſirte Titus-Perruque, die er hienieden zu tragen pflegte — im Uebrigen — in Unterhoſen und Strümpfen! Soll das etwa das allgemein geltende Reiter-Statuen-Coſtüm in England werden?

In Charing Cross ſteht dann die alte Reiter-Statue Carls I., die von dem langen Parlament verkauft wurde, unter der Bedingung, daß ſie zerbrochen und das Metall verarbeitet werde. Ein ſpeculativer loyaler Bürgersmann kaufte ſie und ſoll durch den Vertrieb von Gegenſtänden, die angeblich aus dem Metall der Statue angefertigt waren, viel Geld gewonnen haben; denn von Royaliſten und Republikanern wurden ſie mit gleichem Eifer gekauft. Zur Zeit der Reſtauration aber kam die verborgen gehaltene Bildſäule unverſehrt wieder zum Vorſchein, und ſo iſt ſie durch ihre eigenthümlichen Schickſale berühmt. Bezüglich ihres Kunſtwerths ſagt zwar Horace Walpole: „this noble equestrian statue, in which the commanding grace

of the figure, and the exquisite form of the horse are striking to the most unpractised eye —“ in Wahrheit aber muß man ſagen, es war eine Art von Barbarei, dieſe Statue zu retten; ſie iſt ein geradezu lächerliches Monſtrum.

Die Frage der Conferenzen. Garibaldi's Aufenthalt in London. Einnahme von Düppel.

19. März. Daheim Brief von Lorentzen. — Der Herzog bedauert, daß ich fort will von hier; die Gründe, die ich anführe, ſind aber von der Art, daß er mich nicht aufhalten kann; er ſtellt jedoch die Bedingung, daß ich über Kiel reiſe, damit er mir danken könne. — Die Arrangements, die hier wegen der Preſſe u. ſ. w. zu treffen ſind, bleiben mir überlaſſen. — Ob für mich ein Nachfolger gefunden wird, ſteht noch dahin.

Lorentzens Nachſchrift: „Der Herzog trägt mir ſoeben noch auf, ich ſolle Sie erſuchen, Mr. Crowe darauf aufmerkſam zu machen, ob es nicht an der Zeit ſei, in der engliſchen Preſſe etwas mehr auf den Zuſammenhang aufmerkſam zu machen, in welchem die Entſtehung des Londoner Protocolls von 1850 mit der bekannten Geſchichte des Don Pacifico ſteht. Das hauptſächlichſte Material hierfür findet ſich in meiner Schrift über den Londoner Tractat S. 23 u. ſ. w.“

Das werde ich bleiben laſſen! Das hätte ich lange thun können, wenn es rathſam wäre! — Aber wenn ich das drucken laſſe, mache ich Lord Palmerſton doppelt populär. Gewiſſe Dinge will John Bull nicht wiſſen, ſie ſollen nicht wahr ſein. Wenn ich das heute drucken laſſe, umjubelt morgen Alles Lord Palmerſton, um zu zeigen, daß man die „Verleumdung“ nicht glaubt. — Und nun vollends in dieſem Augenblick! — wo das Miniſterium wankend geworden iſt! — Es wäre gerade das rechte Mittel es neu zu befeſtigen; ſo wunderlich ſind die Leute hier.

Auf der Straße Bernal Osborne getroffen. Der fragt, ob es

wahr sei, daß Dänemark die Conferenzen annähme? Es scheint so; aber gewiß nicht in der redlichen Absicht zum Frieden zu gelangen, sondern um England den Willen zu thun und in der Hoffnung, daß bei ergebnißlosem Verlauf derselben das Odium sich werde Preußen zuschieben lassen. Bernal Osborne meinte, das Ganze scheine ihm blos ein für das hiesige Parlament berechnetes Manöver.

20. März. Athenäum. Luncheon mit Arthur Russell und Cartwright. Letzterer sagte, Bernal Osborne sei nicht der rechte Mann dazu, die Interessen Deutschlands im Unterhause mit Erfolg zu vertreten; er habe dazu nicht Ansehen genug im Hause. Er machte mich auf einen anderen Mann aufmerksam, der zu der Führer-Rolle in dieser Beziehung ganz geeignet sei: das sei Göschen. Der ist eigentlich ein Deutscher; er stammt aus dem bekannten Leipziger Buchhändler-Hause, ist aber in England geboren, gilt für einen Engländer und zwar so vollständig, daß er Mitglied des Unterhauses geworden ist, wo er durch ein sehr bedeutendes Talent mehr und mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, sodaß er möglicher Weise eine bedeutende Zukunft vor sich hat.

Die Freunde erzählen mir auch, daß Garibaldi nach England kommt. Er wird mit Begeisterung empfangen werden. Diejenigen englischen Liberalen, die mit den politischen Flüchtlingen aller Nationen in Verbindung stehen, werden wohl das Ihrige dazu thun — die gehörige Begeisterung würde sich aber auch wohl ohne Dem und ganz von selbst ergeben — denn John Bull ist ganz der Mann dazu für Garibaldi und die Befreiung der unterdrückten Italiener zu schwärmen — vorausgesetzt, daß sie ihm Nichts kostet. — Es ist bereits die Rede davon, Garibaldi auch in den Athenäum-Club aufzunehmen, und das wird auch ohne Zweifel geschehen.

Ich konnte mich nicht enthalten des wunderbaren Widerspruchs zu gedenken, der darin liegt, daß John Bull für die unterdrückten Italiener schwärmt — und zugleich die giftigsten Gefühle einer verkehrten Feindseligkeit gegen die unterdrückten Deutschen in den Elbherzogthümern nährt und äußert. — „Nations are not logical!“ war das Einzige, was Cartwright darauf zu erwidern wußte. — „I am aware, they are not.“

21. März. Den alten Practicus Eyre Crowe frage ich nach Göſchen, ob der wohl für unſere Zwecke zu brauchen wäre.

Eyre Crowe ſchüttelt den Kopf. Göſchen iſt kein Menſch von uneigennützigem Character. Er geht darauf aus, vermöge ſeines allerdings hervorragenden Talents Senſation zu machen — zunächſt Einfluß im Hauſe zu gewinnen und dann ſchließlich eine bedeutende und vortheilhafte Anſtellung von Seiten der Regierung zu erhalten. Mit ſolchen Plänen im Sinn wird er wohl ſchwerlich geneigt ſein, ſich einer unpopulären Sache anzunehmen. Das ſchien mir Alles nur zu plauſibel.

22. März. Geffcken theilt mir mit, daß Samwer eine Reiſe nach Gotha und Frankfurt angetreten habe, bei welcher er ſich wohl endlich durch Augenſchein von der Ohnmacht ſeiner mittelſtaatlichen Freunde überzeugen werde. Samwers Einfluß entzogen giebt jetzt der Herzog wenigſtens principiell ſeine Geneigtheit kund, ſich mit Preußen zu verſtändigen — doch erſcheint Alles auch jetzt noch halb und unbeſtimmt. Die Waffenſtillſtandsgerüchte, meint Geffcken, hätten keinen Grund — allerdings habe Buchanan im Namen Englands Waffenſtillſtand vorgeſchlagen; Preußen aber könne unmöglich vor den Düppeler Schanzen Halt machen. Das läßt auch Bismarck in der Norddeutſchen ausdrücklich betonen. Man dürfe nicht vergeſſen, daß die jetzige Reaction nicht feudal-pietiſtiſch, ſondern militäriſch ſei und daher unmöglich mit einer militäriſchen Schlappe ihre Action ſchließen könne.

Der Herzog von Coburg iſt wieder nach Paris gegangen; wohl in dieſem Augenblick das Falſcheſte, was er thun konnte.

Gegen 6 Uhr Beſuch bei Bernſtorff. Er empfängt mich unten in ſeinem Cabinet, da die Gräfin krank iſt, und hält mir einen förmlichen Vortrag — was ja in gewiſſem Sinn leichter und bequemer iſt als ein wirkliches Geſpräch zu führen.

Er trägt die Dinge vor, wie er ſie ſich im Geiſt zurecht gelegt hat. — Alſo:

Dänemark nimmt die Conferenzen an, auf der Baſis der Verträge von 1851/52. Dieſe Baſis und ſolche Conferenzen haben wir natürlich ſehr entſchieden abgelehnt. Nun ſchlägt Lord Ruſſell Con-

ferenzen ganz ohne Basis vor, und hat heute an Bernstorff geschrieben, man könne alsdann auf den Conferenzen selbst discutiren, warum denn eigentlich die Basis der Verträge von 1851/52 nicht angenommen werden könne, und was dagegen einzuwenden sei. Das heißt aber doch Nichts anderes, als auf einem Umweg doch wieder auf die Basis der Verträge von 1851/52 zurückkommen und auf ihr unterhandeln. — Bernstorff hat nun mit aller Macht wiederholt nach Berlin telegraphirt, um zu bewirken, daß auch Das von dort aus abgelehnt wird. — Er muß sehr vorsichtig sein mit Rathgeben, weil Bismarck eifersüchtig auf ihn ist. Er hütet sich auch im Allgemeinen. Diesmal hat er es aber doch gethan, weil die Sache zu wichtig ist. — Außerdem ist es eine Insolenz von Seiten der Dänen, daß sie die Basis vorschreiben wollen, auf der unterhandelt werden soll, als ob sie die Sieger wären! — Wir sind die Sieger! — wir haben gesiegt! — Daß die Dänen die Basis bestimmen wollen, auf der die Unterhandlungen geführt werden sollen, ist eine neue Beleidigung, die uns Dänemark zufügt, und müßte schon als solche zurückgewiesen werden! — Uebrigens hat es sein Gutes, daß sie sich so benehmen. Die Unvernunft der Dänen ist immer unser bester Verbündeter gewesen; sie hat uns schon mehr als einmal gerettet, wenn die Sache nahe daran war zu scheitern. Die Dänen machen auch jetzt durchaus keine Concessionen.

Ich: Sie können auch wohl keine machen; Concessionen würden die Revolution in Kopenhagen wahrscheinlich sofort herbeiführen. So ist die Unvernunft der dänischen Regierung vielleicht nur scheinbar Unvernunft, in der That für sie eine unbedingte Nothwendigkeit. In diesem Verhältniß liegt, was uns nützt; es ist unsere beste Hülfe. — Uebrigens habe ich von Herrn v. Bismarck immer geglaubt, daß er nur deswegen bereitwillig auf die Conferenzen eingeht, weil er voraussieht, daß Dänemark sie nur auf unmögliche Bedingungen, d. h. in der That gar nicht annehmen kann.

Bernstorff (berührt diesen Punkt, Bismarcks Politik, nicht weiter): Wir können uns auch jetzt noch aus der unglücklichen Stellung heraushelfen, die wir uns gegeben haben. Wir brauchen uns nur auf unsere Erklärung vom 31. Januar zu berufen, und zu sagen, daß der darin vorausgesetzte Fall, in dem wir uns nicht mehr inner-

halb der Verträge von 1851/52 halten könnten — ein verlängerter Krieg nämlich, der uns in die Nothwendigkeit verſetzte, bedeutende Opfer zu bringen —: daß dieſer Fall nun wirklich bereits eingetreten ſei. Eine ſolche Erklärung abzugeben, dazu habe ich in Berlin dringend gerathen.

Ich: Das wäre allerdings das Richtige. Uebrigens kann ſelbſt die Unzuverläſſigkeit Oeſterreichs einen guten Einfluß üben und nützlich werden, denn ſie muß in Berlin zu dem Wunſch führen, ſich mit dem übrigen Deutſchland zu verſtändigen — und das ſetzt eine Löſung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage im Sinn der nationalen Intereſſen voraus.

Bernſtorff: Allerdings; man müßte es aber doch dahin zu bringen ſuchen, daß auch Oeſterreich mitgehen *muß*; ſind wir mit dem übrigen Deutſchland und Oeſterreich vereinigt, dann werden die anderen Mächte uns nicht antaſten. Bismarcks Politik iſt aber von der Art, daß, wenn wir am Ende doch die nöthige Wendung machen, Preußens Verhalten ſehr zweideutig erſcheinen wird.

Ich: Das ſehe ich ſeit lange kommen! Aber das muß man nun ſchon hinnehmen, wie die Sache nun einmal geführt worden iſt und jetzt liegt. — Wenn es nur nicht zu den vielbeſprochenen Conferenzen kommt, denn dabei iſt ſehr vielerlei Bedenken.

Bernſtorff: Gewiß! wir werden da die Großmächte alle gegen uns haben. — Die ſtricteſte Perſonal-Union iſt das Mindeſte, was wir verlangen können.

Ich: Gewiß! und die nimmt Dänemark nicht an — zu unſerem Glück! — Denn wenn wir die Herzogthümer den Dänen zurückgeben wollten — in welcher Form und unter welchen Bedingungen es auch ſei —: wie tief würde dann Preußen in Deutſchland ſinken — und die Regierung in Preußen! — Das darf nicht ſein.

Bernſtorff ſtimmt dem bei. — Auf den Conferenzen, wenn ſie nicht zu vermeiden ſind, — müſſen wir uns auf die Stimme der Herzogthümer ſelbſt berufen — man frage das Land.

Da ich auf die Gefahren eines ſolchen Schrittes hinweiſe, meint Bernſtorff: man könnte ja das Land in irgend einer anderen Form befragen, als durch das suffrage universel — man frage die Stände!

(NB. Das wäre, was die europäische Gefahr anbetrifft, ungefähr dasselbe! — Das Recht der Selbstbestimmung ganz unabhängig von jedem geschichtlichen und positiven Recht, wäre als ein Recht der Bevölkerung anerkannt — positives und geschichtliches Recht beseitigt — und Napoleons Zwecke im Wesentlichen erreicht. — Der Uebergang von der unvollkommenen Befragung des Landes durch das Organ seiner Stände zu der vollkommeneren Form des suffrage universel würde sich dann schon machen.)

Bernstorff: Von Rußland ist glücklicher Weise Nichts zu befürchten; es kann sich und will sich nicht mit uns brouilliren.

Wir beide sprechen die Sehnsucht nach einer Revolution in Kopenhagen aus, die uns mit einem Ruck über alle Schwierigkeiten hinaushelfen würde.

Ich will hier jedenfalls noch die Wiedereröffnung des Parlaments abwarten, um zu sehen, welche Chancen das Ministerium hat, sich ferner zu behaupten. Es ist in der letzten Zeit ungemein schwach geworden.

Bernstorff: Jawohl! — auch die Stansfield'sche Geschichte hat dazu beigetragen.

Ich: So sehr, daß jetzt selbst der [eben erfolgte] Tod des recht unbedeutenden Ministers Herzogs von Newcastle zur Auflösung des Ministeriums führen kann. Es wird schwer sein, einen Ersatz zu finden, denn ein Mann von Bedeutung wird sich wohl nicht so leicht dem wankenden Ministerium anschließen.

Bernstorff: Man sagt, Lord Clarendon wolle die Stelle einnehmen.

Ich: Das kann ich kaum glauben: es stimmt nicht zu Lord Clarendons Antecedentien; wie sollte ein Mann, der an der Spitze der Verwaltung gestanden hat, sich entschließen, eine so untergeordnete Stellung einzunehmen. — Wenn er es thut, tritt er vielleicht ein als Keil, um das Ministerium vollends auseinander zu treiben.

Bernstorff: Kann sein! —

23. März. La Tour d'Auvergne, der französische Botschafter, hat gestern bei Lady William Russell gesagt, es sei wahr, daß Preußen die Conferenzen ohne Basis annimmt.

25. März. Diner im Athenäum, mit dem jungen Prinzen von Noër, der mir erzählt, wie ihm der Sultan die Donaufürſtenthümer angeboten hat und Rußland das byzantiniſche Kaiſerthum. (Bei dem Ausbruch des Krimkrieges nämlich, wo ſich der Kaiſer Nicolaus wohl ſagte, daß er ſelbſt Conſtantinopel nicht behaupten könnte — er wollte alſo einen Vaſallenfürſten dort haben, der um ſo ohnmächtiger geweſen wäre, da natürlich ſeine Herrſchaft ſich nicht auf Klein-Aſien erſtreckt hätte, und auch in Europa ſowohl die Donaufürſtenthümer, als auch ein, natürlich ſo weit als möglich ausgedehntes Serbien von dem Neobyzantiniſchen Reich wären getrennt worden.) — Der Prinz ſah aber wohl ein, in welche elende ſchiefe Stellung er dort kommen müſſe, und ging nicht auf die Sache ein.

26. März. Diner bei Lady William Ruſſell. Nur Cartwright war da und ein Mann, der mich in einem hohen Grade intereſſiren mußte: Lord Stratford de Redcliffe, der früher vielfach genannte Staatsmann, als Sir Stratford Canning Geſandter Englands in Conſtantinopel und mir aus den Verhandlungen von 1827 und 28 gar wohl bekannt.

In gewiſſem Sinn entſpricht er der Vorſtellung nicht ganz, die man ſich von ihm machen könnte. Er macht nicht gerade den Eindruck eines eminent geſcheidten und geiſtreichen Mannes. Seine Fähigkeiten mögen ſich wohl nur um ein Geringes über das gewöhnliche Maß erheben. Dagegen ſieht man dieſer tüchtigen Stirn, dieſem gebieteriſchen Blick, dieſen grauen Augen, dieſem feſtgeſchloſſenen Munde ſehr entſchieden den feſten Character an, die Entſchloſſenheit und den despotiſchen Sinn, von denen er Beweiſe gegeben hat. Er war ſehr liebenswürdig gegen mich.

29. März. Herr Martin aus Kiel; geſtern angekommen, hat Bernſtorff geſehen, der ſehr freundlich war, der ihm aber geſagt hat, man ſei in Berlin ſehr irritirt über den Herzog; es ſeien Unterhandlungen wegen einer Militär-Convention im Gang geweſen, die ſich zerſchlagen haben. — Wollte der Herzog darauf nicht eingehen? — Nicht ſo wie ſie von Preußen verlangt wurde. — Daß die Stimmung in Süddeutſchland ſehr flau wird, hat Martin unterwegs gemerkt und ebenfalls ſchon wahrgenommen, daß mit den Engländern Nichts anzufangen iſt;

ſo kommt er zu dem Reſultat, daß der Herzog keine Ausſicht hat als Verſtändigung mit Preußen, und ich beſtärke ihn darin.

Zu Bernſtorff. Die Conferenzen werden wohl zu Stande kommen; Oeſterreich, ſehr eifrig, meint, man könnte noch vor dem 12. April anfangen; iſt bereit ohne den Bund zu unterhandeln. — Preußen hat die däniſche Baſis zurückgewieſen, und will nicht ohne den Bund unterhandeln; man will und kann nicht in die Lage kommen den Bund zwingen zu müſſen, Verträge anzunehmen, denen er ſeine Zuſtimmung nicht gegeben habe. — Das wäre recht gut, nun kommt aber ein Vorſchlag Frankreichs in die Quer: Frankreich meint, die Betheiligung des Bundes ſei allerdings unerläßlich, man könne aber doch anfangen und das Protocoll offen halten. (Das heißt den Einfluß des Bundes annulliren.) — Bernſtorff iſt ſehr entmuthigt, ſieht nicht wie wir „mit Ehren herauskommen können" — an weiter denkt er Nichts mehr. — Die Sachen haben ſcheinbar eine ſehr ungünſtige Wendung genommen.

1. April. Abend bei Max Schleſinger. Es wird ein Angriff auf das Miniſterium beabſichtigt, man will nachweiſen, die Orſini-Bomben ſeien on Stansfield's ground probirt worden. Dieſer Angriff geht aber von den hotspurs aus, gegen Derby's Rath und Willen. Innerhalb der letzten dreimal 24 Stunden hat Derby den Parteigenoſſen erklärt: wenn ſie jetzt ein Tory-Miniſterium bilden wollten, müßte es ohne ihn ſein — und der Königin: er würde in der deutſch-däniſchen Sache auch keine andere Stellung einnehmen können als Palmerſton. — Die Tories haben keinen foreign secretary, d'Israeli iſt unmöglich als ſolcher.

Es kommen mancherlei Revolutionärs, unter Anderen Karl Vogt, denen bleibe ich natürlich fern.

2. April. Diner im Club solus. Geſpräch mit dem jungen Prinzen Noër: Napoleon hat durch Drouyn de l'Huys den Vorſchlag machen laſſen: suffrage universel; darauf hat man hier den Gedanken an die Conferenzen aufgegeben. (NB. Daß Napoleon dieſen Vorſchlag vor den Conferenzen macht und als Mittel gebraucht, die Conferenzen in die Luft zu ſprengen, iſt ein Beweis, daß ihm die Herzogthümer nur ein Mittel ſind, europäiſche Wirren herbeizuführen; läge ihm an der Sache der Herzogthümer und friedlicher Löſung, ſo hätte er dieſen

Vorſchlag in den Conferenzen gethan — dieſe zu Stande kommen laſſen.) Der Vertrag mit Holland, von dem mir Noër erzählte, gewinnt dadurch an Bedeutung! — Daß Palmerſton lieber die Conferenz fallen läßt, wiewohl ſie eine Nothwendigkeit für ihn iſt (nur wenn er nahe Conferenzen ankündigen kann, kann er die Discuſſion der Herzogthümerfrage im Parlament unterdrücken und ſich behaupten) — das iſt ein Beweis, daß er keineswegs blos daran denkt ſich anſtändig aus der Sache zu ziehen, ſondern Dänemark im Beſitz der Herzogthümer zu erhalten.

3. April. Ein Dr. Pieper bei mir, der mir von Kiel angekündigt war, um in der Preſſe thätig zu ſein; er ſieht ſehr gut die doctrinäre Verlegenheit in Kiel; erzählt von ſeinem Mißlingen hier, wie er von den Times ſchnöde abgewieſen worden ſei; auch er erkennt, daß alle Bemühungen bezüglich der hieſigen Preſſe vergeblich ſind. Ich ſchreibe nach Kiel, daß der geplante Angriff auf das Miniſterium nicht entſcheidend ſein werde, da er ohne Derby ſtattfindet; die Conferenzen ſollen durch Napoleon, wie es ſcheint, in die Luft geſprengt werden; erläutere, was daraus für die Politik Englands und Frankreichs zu folgern iſt. Erwähne nochmals die Vergeblichkeit der Bemühungen um die hieſige Preſſe. Eine Deputation der ſchleswig-holſteiniſchen Stände an die Conferenz wäre eventuell zu wünſchen, müßte aber unabhängig vom Herzog zuſammengeſetzt ſein.

Am 4. April unternahm Bernhardi einen Ausflug nach Oxford und weilte dann mehrere Tage in Wales, als Gaſt von Mr. und Mrs. Herbert. — Von dort aus ging er über Briſtol nach Salisbury und beſuchte das merkwürdige auf dem öden Salisbury-Plain gelegene Denkmal altceltiſchen Götterdienſtes Stonehenge. — Die Tagebuchaufzeichnungen dieſer Periode ſind ganz aphoriſtiſch gehalten — wohl nur Notizen für ſpätere Ausarbeitung — ſo daß ſie kein zuſammenhängendes Bild der Dinge geben. Unterwegs erfuhr er aus der Zeitung von dem preußiſcherſeits geplanten, jedoch durch Wind und Wetter verhinderten Angriff auf Alſen, ſowie von Garibaldi's Ankunft in England und deſſen Einzug in London; die Engländer „make fools of themselves“ bemerkt er dazu.

Den 12. April war er wieder in London, wo er erfuhr, daß Herr v. Balan als zweiter preußiſcher Bevollmächtigter zu den Conferenzen eintreffen werde, und daß das engliſche Miniſterium, aus

Besorgniß wegen Napoleons Haltung, Clarendon nach Paris geschickt habe. Auch war der Jurist Professor Forchhammer in London eingetroffen, und die Sendung einer schleswig-holsteinischen Deputation an die Conferenz stand in Aussicht. Bernhardi schien diese letzte Maßregel sehr erwünscht und auch Graf Bernstorff äußerte sich in demselben Sinn.

13. April. — Zu Lady William, wo Cartwright bemerkte, daß der Garibaldi-Enthusiasmus des Pöbels auch auf verständige Leute großen Eindruck gemacht hat.

Club; Diner mit Hayward, Cartwright, Kinglake und Bunburry; Sir John Acton besprochen; seine Review „Home and foreign" geht ein, weil er sich mit Excommunication bedroht sah. — Das Vote of censure past on Mr. Lowe kann das Ministerium erschüttern; wird er resigniren? — Man will versuchen, ob das Haus vielleicht sein votum zurücknimmt. — Hayward erklärt mir, warum Lord Palmerston auf den Garibaldi-Schwindel eingeht: es ist um die Radicalen zu gewinnen, auf denen seine Hoffnungen in Beziehung auf die Wahlen beruhen. Cartwright meint, Garibaldi's Herkommen sei durch 20 obscure individuals veranlaßt. — Abends Garibaldi-Soirée bei Sutherland und rout bei Salisbury, wo auch ich bin mit Cartwright und Arthur Russell. Bitzthum möchte, daß die Herzogthümer sich durchaus an den Bund hielten und keine Delegirten hersendeten.

15. April. Das Ministerium hat Stansfield über Bord geworfen und ist auf die Conferenzen zurückgekommen, weil es deren bedarf, um über die Budgetberathung hinwegzukommen. Die auswärtige Politik Englands ist eben vielfach von Rücksichten der Partei-Taktik abhängig.

Gegen 6 Uhr zu Bernstorff. Ich sage ihm, daß Schleswig-Holsteinische Deputirte herkommen. — Er hat ein Billet von Lord Russell: Preußen will nicht ohne den Bund in die Conferenzen eintreten, Beust, der nicht eher seine Instructionen bekommen und erst am 25. hier sein kann, verlangt einen Aufschub (vom 20.) bis zum 25.; Bernstorff hat Lord Russell davon in Kenntniß gesetzt, dieser antwortet nun: „I cannot agree to any new delay" — als ob er einfach zu befehlen hätte. „I see great dangers in it" (für wen? — für sich im Parlament ohne Zweifel; well, das ist seine Sache) „I hope Mr. de

Bismarck is too reasonable to demand it" — „I should be very sorry to miss you and Mr. de Balan on the 20th" — als ob die Sache auch ohne Preußen vor ſich gehen könnte. — Ich frage, ob denn wohl Bismarck auf Lord Ruſſells Forderung eingehen wird?

Bernſtorff: „Ich hoffe nicht!" — Er hofft auch, daß Oeſterreich „nicht ſo erbärmlich" ſein wird, auf Conferenzen ohne den Bund einzugehen, dann ſei „die Sache unmöglich". — Ich ſpreche mit Abſicht meine Verwunderung aus über den gebieteriſchen Ton Lord Ruſſells und ſpotte über Conferenzen ohne Preußen und den Bund: Don Carlos ohne Poſa.

Viel Spott über Garibaldi; man ſah es gerne, daß der Herzog von Sutherland ihn bei ſich aufnahm; es ſcheint er iſt dazu veranlaßt worden, „to keep Garibaldi out of bad company". — Das iſt aber nicht gelungen; Garibaldi hat italieniſche Flüchtlinge der zweideutigſten Art und G. Mazzini in Sutherlands Wagen beſucht. —

16. April. Regenwetter. Zeitungen; Garibaldi's Beſuch ſteht mit Cuſa und den Bewegungen an der Donau in Verbindung; in Trades' union adress war ſchon ein flourish zur Verherrlichung Mazzini's zu leſen, jetzt laden Trades' union Garibaldi zum 15. zu einer Soirée ein, bei der auch Mazzini und Saffi eingeladen ſind — und ich gewinne die Ueberzeugung, daß Garibaldi veranlaßt worden iſt herzukommen, damit ſich an ſeine Verherrlichung eine Verherrlichung des eben in Frankreich verurtheilten Mazzini knüpfen laſſe. Das Ganze gewinnt das Anſehen einer Demonſtration der europäiſchen Revolution gegen Napoleon, bei der England ſo ſtark als möglich compromittirt werden ſoll. — Abſicht? — Napoleon Furcht zu machen und in die Wege der kosmopolitiſchen Revolution zu treiben, wie die Orſini'ſchen Bomben den Krieg 1859 veranlaßt haben. Er ſoll aus Furcht die Revolution unterſtützen, die ſich an der unteren Donau vorbereitet. — Wer ſteckt alſo hinter den 20 Lumpen, die Garibaldi herbeſchieden haben? — Ohne Zweifel Mazzini ſelbſt, und eine Anzahl Genoſſen.

Frühſtück bei Grant Duff, mit lauter Leuten, die ich nicht kenne. — Arthur Ruſſell kommt ſpät, mein Nachbar erzählt mir von ſeinem Onkel: der iſt vollkommen überzeugt, daß die Herzogthümer unmöglich den Dänen zurückgegeben werden können, „after such a war" —

auch ſage Lord Ruſſell, die Dänen ſeien zu unvernünftig. — Viel Scherz über Garibaldi.

Diner im Club mit Elliot, dem ich meine Vermuthungen über Garibaldi's Beſuch mittheile. — Elliot hatte daran nicht gedacht — in ſeinen Augen, wie in denen aller Engländer, iſt das Ganze eine harmloſe Thorheit — er iſt aber ſehr frappirt; ſagt: „Wir wiſſen, daß hier ein centrales, kosmopolitiſches Revolutions-Comité tagt, das ſeine Netze über Italien, Ungarn und Polen ausgebreitet hat."

17. April. Geſtern ein ärztlicher Artikel, daß Garibaldi ſeines leidenden Beines wegen keiner ärztlichen Hülfe weiter bedarf — heute ein anderer, daß er das hieſige Leben nicht vertragen kann. Seltſam! Den jungen Prinzen Noër im Club getroffen. Der erzählt mir, Garibaldi habe Sutherlands Wagen unter irgend einem Vorwand nach Hauſe geſchickt — und ſei dann mit Negretti zu Mazzini gegangen, wo eine vierſtündige Sitzung ſtattgefunden habe, an welcher Eber, Wialagovski, Alex. Herzen, Kinkel, Blind, Carl Vogt, Ledru-Rollin und Louis Blanc Theil genommen haben. Früher einmal haben dieſe Leute verſucht den Prinzen zu gewinnen, haben es aber ſeiner ſchroff abweiſenden Haltung gegenüber bald aufgegeben.

Garibaldi ſoll von ſeiten der Königin einen Wink erhalten haben abzureiſen. Er hat hier Leute angeworben, die einen Schilling täglich bekommen; einigen ſagt man, es gehe nach Italien, andern es gehe nach Polen. Das mag wohl der Regierung zu arg geworden ſein und könnte wohl das consilium abeundi veranlaßt haben.

18. April. Zu Max Schleſinger. Seine gewöhnliche Geſellſchaft. Arthur Ruſſell kommt (was der Neffe eines Herzogs für ein Aufſehen macht); der fragt wegen Garibaldi's Abreiſe. Schleſinger ſagt, Garibaldi ſei allerdings bewogen worden abzureiſen, aber ohne Betheiligung des Miniſteriums, namentlich Palmerſtons; er giebt zu verſtehen, daß die Sache von der Königin gemacht worden iſt durch Damen. Napoleon hat Nichts damit zu thun gehabt; der iſt viel zu klug ſich zu beklagen, ſagt vielmehr „c'est beau" etc. — Victor Emanuel hat ſich allerdings darüber beklagt, daß man von ihm verlangt, er ſoll den Frieden aufrecht und die Actions-Partei niederhalten, während man zugleich die Actions-Partei dadurch ſtärkt, daß man Garibaldi in ſolcher

Weiſe aufnimmt. Aber das hat die Sache nicht entſchieden, ſondern blos hieſige Rückſichten. (NB. Ohne Zweifel die Betrachtung, daß Sutherland nicht mit ihm durch das Land reiſen kann, daß Garibaldi außerhalb Londons ganz Mazzini und Conſorten verfallen und das dümmſte Zeug von der Welt treiben und ſagen würde.) — Garibaldi giebt ſelbſt zu verſtehen, daß er gezwungen geht; den Freunden, die eifrig fragen, ſagt er nie etwas von ſeiner Geſundheit, ſondern: „je me suis engagé à partir!“

Zu Bernſtorff, um zu fragen, ob am 20. die Conferenzen eröffnet werden. Ich finde ihn nicht zu Hauſe, erfahre aber an ſeiner Thür, daß Düppel heute morgen erſtürmt und in unſern Händen iſt!

Ich bin ſehr glücklich. Abends bei Lady William. Wellington kommt von einem Diner bei welchem Garibaldi geweſen iſt, und ſpottet über den Garibaldi-Cultus. Garibaldi wurde von zwei Herzoginnen zu Bette gebracht, baby-fashion u. ſ. w. Ich berichte meine große Neuigkeit. Alles iſt um ſo mehr überraſcht, als der Special-Correſpondent des Star ſoeben noch berichtet hat: Die Dänen ſparten ihre Artillerie für die assaults: „as there can be no doubt, that there will be several.“

19. April. Max Schleſinger und Pieper kommen, um wegen Düppel zu gratuliren, wovon heute in den Zeitungen zu leſen iſt.

Clarendons Sendung nach Paris beſprochen; ſie iſt nicht ganz ohne Erfolg geweſen. Pieper weiß ſeltſamer Weiſe darüber Beſcheid und Schleſinger widerſpricht ihm nicht. Napoleon hat eingewilligt mit England vereint auf einen Waffenſtillſtand zu bringen, aber nicht die Verträge von 1851/52 aufrecht zu erhalten. Dazu hat er geſagt: „nous verrons; dans tous les cas il faudra consulter les populations“.

Aus bei ſchönem Wetter zu Bitzthum, der mir vor allen Dingen zu zeigen ſucht, daß er ſehr viel gethan hat in unſerer Sache; er iſt in der That rühriger als Bernſtorff. — Zeigt mir die Artikel, die er „audiatur et altera pars“ in den Times geſchrieben hat; — kurz vor Eröffnung des Parlaments war ein ſehr gefährlicher Moment. — Die Königin hat damals den Sturm beſchworen — (das weiß ich) — die Königin ließ damals Derby nach Osborne kommen und be-

arbeitete ihn — der war aber schon vorher bekehrt worden; als dann Lord Russell mit dem Entwurf zur Thronrede kam, sagte die Königin: wenn darin irgend etwas wäre „like a pledge“ Dänemark zu unterstützen, „then I'll send for Lord Derby.“

Fürst Löwenstein hier mich abzulösen, Lorentzen mit ihm. — Sage Lorentzen, wie die Sachen hier stehen, die Entscheidung liegt „nach wie vor“ in der Hand Preußens; denn um sie Preußen aus der Hand zu nehmen, müßte irgend eine der Großmächte geneigt sein Krieg mit Preußen anzufangen, das will aber keine. — Verständigung mit Preußen wäre also nöthig. — Er: Ja, das sieht der Herzog auch vollkommen ein, nur weiß er nicht, wie er dahin gelangen soll, da alle Eröffnungen sowohl von Seiten Bismarcks als des Königs unbeachtet geblieben sind. (Kann ich leider begreifen!) —

Um 4 Uhr Athenäum, Arthur Russell getroffen; gefragt: ob Garibaldi wirklich einen Wink erhalten hat zu gehen? — Arthur glaubt nicht; ein solcher Rath würde ihn wohl bewogen haben zu bleiben. — Acton sagt mir, daß Gladstone den Garibaldi bewogen hat zu gehen.

Arthur führt mich in die Peers' Gallery des Unterhauses. Griffith verlangt Aufschluß über Garibaldi's Abreise. Palmerston antwortet, die Regierung habe Nichts damit zu thun. Garibaldi's Gesundheit sei Schuld, derselbe sei gewohnt früh zu Bett zu gehen; kurz eine Erklärung so albern wie möglich. — Bernal Osborne hält eine vortreffliche Rede; doch wird von ihm nicht die Sache um ihrer selbst willen behandelt, sondern als Mittel der Partei-Taktik; daher denn manches gesagt wird, was im Interesse der Sache besser nicht gesagt würde: namentlich daß England den Dänen Hoffnung gemacht hat sie zu unterstützen, und sie dadurch veranlaßt hat den Krieg zu wagen. (Gefährliche Folgerungen liegen nahe.) — Der Eindruck war ein sehr großer; hear hear! von allen Seiten des Hauses; tricks dabei; einige tories auf der liberalen Seite, um von dort aus to cheer, namentlich Lord Henry Lennox. — Sehr volles Haus, sehr aufmerksam, obgleich die Rede zwei Stunden dauert. — Neben mir ein Peer, der mit großer Aufmerksamkeit folgt und zu verstehen giebt, daß Er dem Redner diese und jene Notiz gegeben hat. — Eindruck

im Ganzen ein ſolcher, daß ich mir ſage: heute iſt die Integrität Dänemarks zu Grabe getragen worden.

Daheim Brief von Herzog Friedrich: Löwenſtein hat einen Brief an die Conferenz zu übermitteln; der macht mir einige Sorge.

Eröffnung der Conferenzen. — Letzte Tage in London. — Reiſe nach Kiel.

20. April. Geſpräch mit Bernſtorff. — Die Conferenzen haben heute in ſehr ſeltſamer Weiſe begonnen; Bernſtorff iſt nicht hingegangen, da er den beſtimmten Befehl hatte nicht zu erſcheinen; er rühmt ſich, daß er dieſen Befehl telegraphiſch ſelbſt ausgewirkt habe; ebenſo hat er durch ſein Telegraphiren bewirkt, daß Apponyi, um Mitternacht, vergangene Nacht den Befehl erhalten hat nicht zu erſcheinen.

Ich: Fürſt Löwenſtein iſt angekommen und hat einen Brief des Herzogs an die Conferenz. (Bernſtorff macht dazu ein bedenkliches Geſicht.) — Löwenſtein weiß natürlich von Zuſammenhang der Dinge Nichts, und hat daher Lorentzen mitgebracht, der beſſer Beſcheid weiß; vor allem aber iſt Forchhammer da, der über die juriſtiſchen Fragen Auskunft geben ſoll, juriſtiſche Deductionen ausarbeiten, und ſo nützlich werden könnte.

Bernſtorff: Ich muß ſehr vorſichtig ſein; nach drei Seiten hin! — Gegen die Engländer — gegen die Oeſterreicher — und gegen mein eigenes Cabinet.

Garibaldi hat ſich gegen Lord Ruſſell verpflichtet Nichts gegen Rußland und Nichts an der unteren Donau zu unternehmen. (NB. Seltſam, daß ihm Lord Ruſſell eine ähnliche Verpflichtung in Beziehung auf Venetien gar nicht abgefordert hat! Dahin wird es alſo wohl gehen.)

Ich augurire gut von den Conferenzen, weil der Gedanke, daß man die Lande ſelbſt befragen muß, immer mehr in den Vordergrund treten muß und wird. Bernſtorff ſieht ihnen mit großem Mißmuth und Mißtrauen entgegen.

Langes Geſpräch mit dem bairiſchen Geſchäftsträger Cetto, der

ſehr ſchwarz ſieht. Er hält es für gewiß, daß Bismarck annectiren will, und das wird nicht gehen sans une guerre; man bereitet ſich darauf vor, Clarendons Sendung hat darauf Bezug, „on dit“, daß für dieſen Fall ein Bündniß zwiſchen Frankreich und England geſchloſſen iſt. So — meint Cetto — werden wir uns alſo wohl mit Perſonal-Union begnügen müſſen. — Ich: Die nimmt hoffentlich Dänemark nicht an. Der Gedanke, daß man die Lande befragen muß, wird in den Vordergrund treten. — Bei Cetto könnte die baieriſche Eiferſucht mitwirken, die lieber Perſonal-Union will, als eine Vergrößerung Preußens. Daß die Anſprüche des Herzogs nicht gegen Preußen durchzuſetzen ſind, weiß er wohl.

Lorentzen bei mir. Ich frage ihn vor allen Dingen nach dem Inhalt des herzoglichen Briefs. Er theilt ihn mir mit: der Herzog kann ſein Recht nicht aufgeben; das beſteht für ſich. Er iſt aber bereit, die Geltendmachung dieſes Rechtes von dem Votum des Landes abhängig zu machen, und will in dieſem Fall, aber auch nur in dieſem, das Land verlaſſen, damit man nicht glaube, das Votum ſei nicht unbiased. Orientire Lorentzen über Max Schleſinger und Goldſtücker. Mit ihm zu Kinglake; gratulire zu der geſtrigen Debatte. Auch er meint, mit der Integrität Dänemarks ſei es nun aus, und Clarendons Sendung ſei a surrender.

22. April. Franz Rantzau iſt mit Fürſt Löwenſtein hier; er bleibt, wenn letzterer geht, mit Lorentzen. Die beiden ſollen ſich gegenſeitig ergänzen.

Ich: Der Herzog muß ſo zurückhaltend und anſpruchslos, wie möglich, auftreten, ſo wenig als möglich hervortreten; das Land dagegen muß ſo laut und ſo viel als möglich ſprechen und rührig ſein. Rantzau ſagt, Löwenſtein ſei gleich bei den erſten Schritten in den hieſigen Salons zu demſelben Reſultat gekommen; er hat bemerkt, daß die Feindſchaft und der Haß gegen Deutſchland und den Herzog ſehr groß iſt; er will ſich daher auch gar nicht als Geſandter des Herzogs ankündigen, um beſſer fortzukommen.

Max Schleſinger bei mir. Erzählt, der Prinz von Wales hat geſtern Garibaldi einen Beſuch gemacht. Das hatte für den Prinzen den Reiz der verbotenen Frucht.

Ich frage nach Kaiſer Max, weil Lady William Viel von ihm hält. Schleſinger meint, er ſei wohl der geiſtreichſte von der öſterreichiſchen Familie — lieſt allerhand — hat élans — aber iſt eine lyriſche Natur, und verfällt zuweilen auf Abenteuerlichkeiten. — Auch hat er keine Ausdauer in ſeinen élans und iſt darum unzuverläſſig; man weiß nie, woran man mit ihm iſt. Schleſinger fragt dann, was ich von den Conferenzen denke?

Ich: Sie laſſen ſich inſofern gut an, daß der Gedanke, man müſſe das Land befragen, immer mehr in den Vordergrund treten wird, und der muß am Ende zum Ausweg führen.

Max Schleſinger iſt verwundert über meine Anſicht und weiſt auf die Schwierigkeiten hin; werde denn Preußen darauf eingehen? — Stehe nicht Bismarcks Politik damit im Widerſpruch, die doch Annexion erſtrebe?

Ich: Es iſt möglich, daß Bismarck Annexions-Velleitäten hat, aber das ſind auch bei ihm nur Velleitäten, da der König ſchwer für ſolche Abſichten zu gewinnen ſein dürfte.

Max Schleſinger: Preußen würde demnach leer ausgehen.

Ich: Preußen würde gewinnen, was gemäßigte Leute wünſchen: Militär-Convention, Rendsburg, Kiel.

Max Schleſinger: Aber Oeſterreich und Rußland?

Ich: Die ſind beide allerdings gegen Emancipation der Herzogthümer, beide haben aber wohl ihre Gründe, ihren Widerſpruch nicht auf das Aeußerſte zu treiben.

Max Schleſinger: Doch hat Rußland ſchon im März in Berlin erklären laſſen, daß es in eine Trennung der Herzogthümer von Dänemark nicht willigen könne, weil Dänemark dann zu ſchwach ſein würde, um ſich ſelbſtändig zu behaupten, weil ſich ein Scandinaviſches Reich bilden würde, das Rußland an den Pforten der Oſtſee nicht dulden könne.

Er zeigt mir eine Abſchrift eines geheimen Berichts von General Manteuffel während ſeiner letzten Sendung nach Wien (an Bismarck gerichtet). — Manteuffel hat preußiſche Hülfe gegen Angriffe der Revolution auf Oeſterreich in Ausſicht geſtellt. Max Schleſinger commentirt ganz richtig, daß das wohl mündlich geſchehen

sei und ganz vague, formell also zu gar Nichts verpflichte. Dagegen verpflichtet es aber in der That den König um so entschiedener, weil es von ihm persönlich ausgeht, und für ihn Sache des Gefühls, des ritterlichen Worthaltens ist. — Manteuffel hat ferner darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es in dieser drohenden Zeit wäre, wenn die deutschen Mächte sich auch mit Rußland zu verständigen wüßten; — Kaiser Franz Joseph hat darauf geantwortet: er habe vollkommen erkannt, wie sehr eine solche Verständigung unter den gegenwärtigen Umständen von Nöthen sei, und die in Galizien getroffenen Maßregeln lieferten den Beweis, wie sehr Oesterreich bereit sei, sie herbeizuführen.

23. April. Fr. Rantzau erzählt mir: Bernstorff ist unglücklich über die Reise des Königs nach Schleswig, weil man hier wüthend darüber ist; man sieht die Reise hier als Vorbereitung zur Annexion an, und ist besonders darüber verdrießlich, daß Bismarck dem König folgt; wenn Roon allein den König begleitet hätte, das hätte man für weniger bedenklich gehalten.

Lady William krank. Treffe Lord Clanover an ihrer Thür, den ich zu Hause begleite. Er spricht von Garibaldi, es sei gut, daß man ihn fortgeschickt habe, der würde in London ohne Sutherland viel dummes Zeug gemacht haben: „like a wild ass, flinging his heels at every body and at every thing.“ —

25. April. Brief von Gefficken, Veranlassung der Reise des Königs; Herzog aufgefordert, den König zu sehen. — Ich gehe zu Löwenstein, um zu erfahren, ob der Herzog den König gesehen hat. Ich sage, wie die Lage ist, daß die Entscheidung mehr als je in Preußens Händen ist, daß der Herzog sich daher mit Preußen verständigen und den König sehen muß. Löwenstein stimmt zu, erbricht einen Brief vom Herzog, den er eben erhalten hat, und liest ihn mir vor. Allerhand Nachrichten und nichtiges Zeug: daß Prinz Friedrich von Hessen seine Ansprüche wieder geltend machen will, wenn der Londoner Vertrag hinfällig wird (als ob das irgend etwas zur Sache thäte) — kein Wort davon, daß er den König gesehen hat oder sehen will; das ist zum Verzweifeln.

Fürst Löwenstein hat gegen Palmerston geäußert, man müsse das

Land befragen. Palmerſton hat geantwortet, darauf könne man ſich nicht einlaſſen, oder nur unter der Bedingung, daß die deutſchen Truppen das Land verlaſſen, und die däniſchen Beamten wieder eingeſetzt werden. Nur dann könne man überzeugt ſein, daß die Abſtimmung unparteiiſch vor ſich gehen werde. Die deutſche Bewegung ſei nur durch Sendlinge des National-Vereins und die deutſchen Truppen veranlaßt. (!)

26. April. Abends bei Lady William. Sie erzählt von Clarendons entrevue mit Napoleon. Erſterer mußte die Garibaldi-Geſchichte vom Zaun brechen, und Napoleon entgegnete: „C'est beau! c'est très beau! Le peuple anglais s'honore! Quant est-ce que Polichinelle vous quitte?“

Hayward meint, es könne jetzt nur noch davon die Rede ſein, wie viel von Schleswig bei Dänemark bleiben ſolle.

1. Mai. Langes Geſpräch mit Ahlefeldt; ſetze ihn ganz au fait. Er klagt über Sammer, der den Herzog abhält dem König perſönlich zu ſchreiben, beſtimmte Vorſchläge zu machen, und den König zu ſehen.

2. Mai. Cartwright ſagt mir, es ſei in England ein feindſeliges Gefühl vorhanden „that must not be trifled with“. Der Augenblick ſei gefährlich. Man hofft, daß England, Frankreich, Rußland und Schweden Preußen bekriegen werden. Lord Clarence Paget hat im Unterhauſe geſagt: die Kanal-Flotte ſei in the downs ready to sail at 24 hours notice. — Palmerſton will Schiffe nach Kopenhagen ſchicken.

3. Mai. Wüthende Artikel in den Times, aus denen aber hervorgeht, daß Napoleon nicht Krieg führen will und die Herzogthümer aufgegeben ſind.

4. Mai. Sehr freundſchaftlicher Abſchied von Bernſtorff. Bei der heutigen Conferenz beſtanden die Dänen auf der Blokade. Zahlreiche Abſchiedsbeſuche.

5. Mai. Abreiſe. Fahrt über Canterbury; in tiefer Nacht in Dover.

6. Mai. Kurze und harmloſe Seefahrt. In Mecheln treffe ich Löwenſtein. Er erzählt, daß er den Brief des Herzogs an die Conferenz abgegeben habe, und hält ein arrangement mit Preußen

für unerläßlich. Er ſelbſt hat vorgeſchlagen: Da man das Recht des Auguſtenburgers nicht als vollſtändig anſehen will, weil er Geld genommen, folglich implicite entſagt hat, ſoll der Prinz von Noër, der nicht entſagt hat, deſſen Recht intact iſt, dieſes Recht an Auguſtenburg abtreten. Das hat er gegen die Königin Victoria und verſchiedene Staatsmänner geäußert.

Wir trennen uns in Cöln. Weiterreiſe über Minden-Hannover.

8. Mai. Altona. Eine Menge Volks bricht zur Volksverſammlung nach Rendsburg auf.

Um 12 Uhr Mittags in Kiel. Begebe mich ſofort zum Herzog, um Bericht zu erſtatten.

Major Schmitt ſehr unzufrieden mit der hieſigen ſanften Unentſchloſſenheit; — langes Geſpräch mit dem Herzog, gebe Auskunft über die Lage in England; die Irritation dort beinahe noch größer gegen ihn als gegen Preußen; thun aber wird England glücklicher Weiſe Nichts; um ſo entſchiedener liegt die Entſcheidung in Preußens Hand.

Der Herzog: Aber was will Preußen? — Ich: Die erſte Forderung, die Preußen auf der Conferenz ſtellt, wird natürlich die reine Perſonal-Union ſein — wobei man zum Voraus weiß, daß Dänemark ſie nicht annimmt; und dann iſt Preußen unbedingt darauf angewieſen, ſich für einen anderen Plan in Beziehung auf die Herzogthümer endgültig zu entſchließen. Ich gebe zu verſtehen, daß der Herzog ſich mit Preußen verſtändigen muß, damit dieſe neuen Pläne eine beſtimmte Geſtalt annehmen, und zwar eine Ihm und ſeinen Anſprüchen günſtige.

Der Herzog befürchtet, Preußen wird am Ende iſolirt ſein (auf der Conferenz und in der europäiſchen Politik) und aus ſeiner jetzigen Stellung weiter zurückgedrängt werden (d. h. zu Conceſſionen an Dänemark).

Ich glaube das nicht; Gründe: wer ſollte Preußen zwingen? England thut ein für alle mal Nichts; Frankreich will nicht; es wird nicht für Dänemark gegen Preußen und Deutſchland Partei nehmen, und überhaupt, da man in Frankreich jetzt eine ſehr hohe Meinung von der preußiſchen Artillerie hat, wird dieſes nach den neueſten Erfahrungen, die man in Beziehung auf die preußiſche Armee gemacht, jeden Bruch

mit Preußen vermeiden, ſo lange Napoleon nicht glauben kann, daß er ſeine Artillerie zu gleicher Höhe mit der preußiſchen emporgebracht hat. Oeſterreich iſt allerdings dem Herzog feind, aber ſein Truppencorps in Preußens Gewalt, ſeine Politik in der däniſchen Frage von der Preußens abhängig geworden. Rußland bedarf Preußens, in Beziehung auf Polen und ſonſt. Auch muß der Kaiſer in Rußland die Rolle eines Romanow ſpielen, darf nicht als Prinz von Holſtein-Gottorp, nicht als ein bei der Frage unmittelbar Betheiligter auftreten; nicht Rechte geltend machen, die er etwa Oldenburg oder Dänemark cediren könnte. — Alſo Entſcheidung immerdar bei Preußen. — (NB. Der Herzog widerſpricht nicht; läßt das Alles ſtillſchweigend gelten.)

Der Herzog: Aber wenn Preußen nur eine beſtimmte Politik hätte!

Ich: Es käme darauf an, ſeiner Politik eine beſtimmte Richtung zu geben.

Ich werde ſodann vermöge einer Einladung zum Diner entlaſſen. Major Schmitt fragt im Vorzimmer mit großem empressement, ob ich auch dem Herzog die ganze Wahrheit geſagt habe. — Stutterheim kommt — der Feldmarſchall in spe.

Wenig erbaut; immer die alte Verblendung; der Herzog ſagt zwar nicht mehr: Preußen ſteht ſehr niedrig in Deutſchland, aber nach wie vor will er alles Mögliche, nur nicht Verſtändigung mit Preußen (das die Herzogthümer und die Macht in Händen hat!).

Frühſtück; dann zu Samwer. Er iſt krank; der Herzog bei ihm; ſehe ihn erſt, als der Herzog ſich entfernt hat — dann ausführliches Geſpräch mit ihm ſtundenlang. Schildre ihm die Situation wie dem Herzoge.

Samwer giebt zu, daß Preußen „Herr der Situation iſt" — will aber Nichts thun, um Preußen zu gewinnen; der König „iſt gut", dem Herzog gewogen, günſtig für ihn geſtimmt; den zu gewinnen iſt nicht nöthig; ein Abkommen mit Bismarck zu treffen iſt nicht möglich.

Ich: Ob er es denn ſchon verſucht, etwas in dieſem Sinn gethan habe?

Samwer: Fühler ſind ſchon viele angebracht worden; vergeblich.

Ich: Mit bloßem Sondiren wird man allerdings nicht zum Ziele kommen. Man muß einfach und direct bestimmte Anträge machen.

Samwer: Das wäre vergebens; einer Abweisung dürfe man sich nicht aussetzen.

Da ich weiter auf die Nothwendigkeit dringe, sagt Samwer, ich solle ihm eine Möglichkeit nachweisen, an Bismarck zu kommen — dann wird es geschehen.

Ich: Was rathen Sie dem Herzog zu thun, für den Fall, daß sich die Möglichkeit eines Abkommens mit Bismarck nicht ergiebt?

Samwer: Die Sache gehen zu lassen und abzuwarten, was sich weiter für Chancen aufthun!

(NB. Immer die alte Geschichte! Das hält der Mensch für einen Entschluß! Es ist das gerade Gegentheil, die Flucht vor jedem Entschluß!)

Einnahme von Düppel besprochen, hat einen großen Eindruck gemacht, im Lande, an den auswärtigen Höfen und in der preußischen Armee selbst, die ein großes Selbstvertrauen gewonnen hat; ihre Stimmung: Zuversicht ohne Anmaßung.

Samwer gesteht, daß er und die ganze Augustenburger Gesellschaft erschrocken sind, wie sie den Geist haben kennen gelernt, der in Nordschleswig herrscht — vollkommene Gesinnungslosigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des Landes. — Es war hohe Zeit! — Noch wenige Jahre, und die Dänen erreichten dort ihren Zweck.

Das Gespräch kommt auf den alten Fürsten von Noër; ich sehe, daß man ihm hier nicht recht traut, ungefähr als könne er am Ende wohl eigene Ansprüche geltend machen wollen. Samwer tadelt dessen Auftreten in London.

Ich halte ihn auch für befangen in Hirngespinnsten; sein Orakel ist Goldstücker; um den zu charakterisiren, erzähle ich die Geschichte der Verschwörung in Kopenhagen, die er seinem Vorgeben nach macht und leitet und hinter der Nichts steckt.

Samwer (sehr enttäuscht): Also, so ein Mann ist das!

Ich: Er ist immer mit Abenteuerlichkeiten beschäftigt; er wollte, die Bundestruppen sollten sich dem Einmarsch der Preußen mit den Waffen widersetzen.

Samwer hat davon abgerathen. Nur wenn daraus ein allgemeiner Krieg hervorgehen könnte, dann wäre das das Richtige geweſen, aber das ſtand leider nicht zu erwarten. — (Alſo auch vor einer gänzlichen Zerrüttung Deutſchlands, wie ſie aus einer Beſiegung Preußens und Oeſterreichs durch Fremde — wohl im Bunde mit der kosmopolitiſchen Revolution — hervorgehen mußte, beben dieſe Leute nicht zurück! — Lieber ſogar das, um ihre dynaſtiſchen Zwecke zu erreichen, als ſich mit Preußen verſtändigen! — Welche Verblendung! — welche verkehrte Anſicht der Intereſſen Deutſchlands und Europa's.)

Diner beim Herzog en quatre, Major v. Schmitt und ein junger Rumohr; der Herzog erhält ein Telegramm von der Volksverſammlung zu Rendsburg, die zahlreich beſucht iſt, Alles geht gut. — Ich muß von Garibaldi's Beſuch in London erzählen; der Herzog zeigt wenig Sympathien für Garibaldi.

Nach Tiſch wieder ein langes Geſpräch mit dem Herzog allein; Wiederholung des früheren und ebenſo fruchtlos. Meine Fahrt nach Düppel beſprochen, die ich machen will.

Herzog: Düppel macht Epoche in der preußiſchen Armee (NB. d. h. in ihrem Zuſtand).

Francke nicht daheim gefunden; außer ihm und Du Plat Niemand hier. Troſtloſe Nichtigkeit des hieſigen Treibens; die Leute drehen ſich in einer läſſig, gemächlich betriebenen Scheinthätigkeit herum, in der nicht einmal emſigen Beſchäftigung mit vollkommen weſenloſen Hirngeſpinnſten — und eigentlich bloß, um jedem wirklichen Entſchluß, jeder wirklichen That, zu der ſie ſich nun einmal nicht erheben können, aus dem Wege zu gehen. —

9. Mai. Spaziergang durch die Stadt — Karte und Plan gekauft — Carricaturen an den Schaufenſtern: Dänen und Perſonal-Union verſpottet.

Zu Francke, langes Geſpräch; er ſieht auch, daß Preußen Herr der Situation iſt; behauptet, alle nöthigen Anträge ſeien von Auguſtenburgiſcher Seite bereits gemacht (NB. iſt nicht wahr; Samwer ſcheint auch Francke zu täuſchen) d. h. „ſo weit als möglich!" — Manches, z. B. Eintritt in den Zollverein, kann der Herzog nicht auf eigene Hand anbieten, „dazu brauchen wir das Land!" — Giebt zu

bedenken, daß Eintritt in den Zollverein ein Verluſt für das Land ſei — Conſumtion hier ſtärker als im übrigen Norddeutſchland; „ſehen Sie nur, wie hier Alles lebt!“ — Wenn die Zolleinnahme aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Conſum in eine gemeinſchaftliche Kaſſe fließt und gleichmäßig vertheilt wird, ergiebt ſich großer Schaden für das Land.

Die Kreuz-Zeitungs-Partei wolle annectiren.

Ich: Dieſe Partei iſt nicht identiſch mit der Regierung; ihre Gelüſte ſchließen die Möglichkeit eines Abkommens mit der Regierung keineswegs aus.

Nach meiner Anſicht ſind dieſe Annectirungsgelüſte, die am Ende, wenn die Leute ſich intraitable beweiſen, maßgebend auch für die preußiſche Regierung werden könnten, ein Grund mehr, ſich ſo ſchnell als möglich mit Preußen zu verſtändigen —: für den Herzog, Samwer und Francke ſind ſie ein Grund, ſich mißtrauiſch von Preußen fern zu halten — als ob ſie irgend eine andere Stütze hätten oder haben könnten!

Francke giebt die Unvernunft der holſteiniſchen Deputirten in London zu.

Mr. Bullock kommt, a raw english boy, iſt in Polen geweſen, von den Polinnen eingefangen, ſchwärmt für Polen. Kommt jetzt aus Rendsburg, ſchätzt die Volksverſammlung auf 40,000. — Ich gehe zum Herzog mich verabſchieden; Bullock läuft mit — wir müſſen auf den Herzog warten, der ausgegangen iſt; wie er kommt, muß ich Bullock vorſtellen. — Der benimmt ſich ſehr wunderlich, erzählt von der Volksverſammlung; man habe deutlich geſehen, „daß ſie ſpontan ſei, nicht gemacht.“ Der Herzog lacht. Am Ende empfiehlt ſich Bullock und geht.

Dieſe Volksverſammlung iſt ein neues Unglück für den Herzog; er legt großen Werth darauf, ſagt: „Man wird ſehen, daß mit uns nicht ſo leicht fertig zu werden iſt!“ — und wiegt ſich in neuen Hirngeſpinnſten — meint, in dergleichen eine Stütze gegen Preußen zu haben, und glaubt eine Macht zu ſein. — Als ob in dergleichen Demonſtrationen und Pronunciamentos eine reale Macht läge.

Mexiko wird erwähnt; zum Abſchied dankt mir der Herzog — wenn er doch lieber Vernunft annehmen wollte.

Zu Sammer. Der iſt in ſinnloſen Illuſionen noch viel ärger befangen als der Herzog. — Ich ſuche ihm begreiflich zu machen, daß der Entſchluß, „die Sache gehen zu laſſen", kein Entſchluß iſt, ſondern das gerade Gegentheil.

Sammer (ſehr hochfahrend und zuverſichtlich): Heute (NB. nach der Volksverſammlung) kann ich Ihnen beſtimmter antworten; will man uns ausliefern, dann kommt bewaffneter Widerſtand! — der kommt dann ganz ordentlich! — (NB. er merkt gar nicht, daß das nur ſehr uneigentlich eine Antwort iſt auf die Frage: was man zu thun gedenkt, wenn ſich keine Möglichkeit zu einem Abkommen mit Bismarck ergiebt; merkt nicht, daß er eine ganz andere Frage beantwortet — und ſpricht immer in der Vorausſetzung, daß Preußen beabſichtige, die Herzogthümer ſchließlich den Dänen auszuliefern; als ob das möglich — denkbar wäre — nach dem Sturm von Düppel!)

Ich: Gegen wen denn? — gegen Dänemark oder gegen Preußen? — Erhalte keine eigentliche Antwort; das hat ſich Sammer nicht klar gemacht.

Suche ihm begreiflich zu machen, daß der bewaffnete Widerſtand ein leerer Wahn iſt. — Von Auslieferung an Dänemark kann überhaupt nicht mehr die Rede ſein; es handelt ſich nur darum, ob der Herzog will oder nicht, um anderweitige Händel zu vermeiden. — Aber geſetzt, Preußen ſchlöſſe auf Perſonal-Union ab, dann wird ſie ſo eingeleitet, daß der Widerſtand unmöglich bleibt. Preußen iſt im militäriſchen Beſitz des Landes, der Widerſtand würde weder Zeit noch Raum finden, ſich zu organiſiren; — der Widerſtand iſt eine weſenloſe Vorſtellung.

Sammer bemerkt beiläufig, gegen eine Annexion würde der Herzog nur proteſtiren.

Da ich auf die Nothwendigkeit zurückkomme, ſich mit Preußen zu verſtändigen, bekommt Sammer einen nervöſen Anfall von Wuth — wie ich ſie kenne —, ſpricht unzuſammenhängendes Zeug; Fühler ſeien genug verſucht worden; Bismarck wolle nicht — in acht Tagen werde er vielleicht wollen — aber jetzt wolle er nicht; mit dem Fuß zurückgeſtoßen zu werden, dem könne man ſich nun einmal nicht ausſetzen! — (Wenn man aber keine Wahl hat?)

Endlich flüchtet er in das Geheimnißvolle, was er zu thun pflegt, wenn er an Gründen zu kurz kommt: er könne sich darüber nun einmal nicht vollständig aussprechen, — wenn ich Alles wüßte, würde ich anders urtheilen u. s. w. Hinter diesem Geheimniß steckt gar Nichts, es wird nur vorgewendet um die Leere zu verbergen. Das Treiben der Augustenburger ist vollkommen hoffnungslos.

Fahrt nach Düppel und Rückkehr nach Berlin.

Ein Mal auf dem Schauplatz der Ereignisse angelangt, beschloß Bernhardi diesen Umstand zu einem Besuch derjenigen Schlachtfelder zu benutzen, die in der nächsten Nähe lagen, was um so leichter ausführbar war, als mittlerweile ein Waffenstillstand zwischen den Krieg führenden Parteien vereinbart worden war.

Abreise nach Flensburg, Fahrt bis Rendsburg mit einem österreichischen Offizier, spät Abends Ankunft in Flensburg.

10. Mai. Früh um 8 Uhr Abfahrt nach Düppel, Kupfermühle, Schlachtfeld von Bau — junge Buchenwälder. Kriegszustand, überall Soldaten, Züge von requirirten Wagen. Zum ersten Male seit früher Kindheit (1809) unmittelbar auf einem Kriegsschauplatze.

Gravenstein. Verwilderter Park, großes vernachlässigtes Schloß. Einen 55er angerufen und nach Flotow gefragt. Der liegt in Rübel. Lasse mir erzählen: „Es schaudert einem doch, wenn man so viele Leute herumliegen sieht," meint er.

Im Schlosse Blumenthal aufgesucht. Er erzählt vom Sturm; die eigentliche Disposition d. h. die Anweisung, wie man sich beim Angriff auf Schanzen zu benehmen hat, ging von Mertens aus; er (B.) hat kein Verdienst dabei, als daß er sie in die gehörige Form gebracht hat. Die Leute haben alle Erwartungen übertroffen.

Ich: Wie haben sich unsere Westphalen gemacht?

Blumenthal: „Ganz vortrefflich." Daß unsere Soldaten sich gut schlagen würden, das habe er gewußt, aber daß sie wie ein Sturmwind unaufhaltsam über das ganze Schlachtfeld hingehen würden, das war mehr als er erwartet hatte. — Nach der Disposition sollten die Forts Nr. 1 bis 6 erobert werden. Damit wollte man sich für

den Tag begnügen, aber die Leute waren nicht zu halten, — alles Uebrige haben ſie ſelbſt gemacht. Um ½12 wurde der Befehl gegeben, es ſei nicht nöthig den Brückenkopf unten am Alſenſund zu ſtürmen, — es erfolgte die Antwort: „er iſt ſchon erobert.“ Uebrigens verdanken wir den glücklichen Erfolg großen Theils dem perſönlichen Eingreifen des Königs. Man wollte ſchon vier Tage früher ſtürmen, als die Tranchéen noch 800 Schritt vor den Werken waren; da hätte der Sturm mißlingen können, — jedenfalls wären die Verluſte ſehr viel größer geweſen. Aber der König hat per Telegramm befohlen, man ſolle bis auf 400 Schritt herangehen mit den Tranchéen. Der Elan war ein ſolcher, daß 37 Mann, die vermißt werden, wahrſcheinlich mit den fliehenden Dänen zugleich nach Alſen herüber gegangen und dort in Gefangenſchaft gerathen ſind. Eben iſt die Nachricht eingetroffen, daß der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen iſt und in drei Tagen gültig wird.

Ich nenne ihn erwünſcht; es iſt ganz gut, wenn die Dänen eine Gelegenheit finden, jedes billige Abkommen zu verwerfen, wie ſie ohne Zweifel thun werden. Orientire Blumenthal über die Lage in England.

Blumenthal iſt ein Freund des Auguſtenburgers, klagt über Sammers Verkehrtheit und Verblendung. Er giebt mir ein Zettelchen an den General Röder mit, der die Vorpoſten kommandirt — ſoll den Waffenſtillſtand dort ankündigen.

Weitere Fahrt, der Kriegszuſtand tritt immer characteriſtiſcher hervor — Wagenzüge, Artillerie-Parks, verlaſſene Bivouacs. An einem Pulvertransport vorbeigefahren. Geſchoſſe auf offenen requirirten Leiterwagen. — Zuruf: „langſam fahren!“ wird von meinem ſchleswigſchen Kutſcher überhört. — In Nübel vergeblich nach Flotow gefragt. — Näher bei Düppel Granatſplitter auf der Chauſſée. General Röder von einigen jungen Cavallerie-Offizieren erfragt. Pferde und Wagen gehen in ein Gehöft, links — nordwärts der Chauſſée.

Röder in einer Bretterhütte, in den Abhang der Höhen vor den Tranchéen eingegraben, — ſein Bett von Heidekraut — nimmt mich auf das allerbeſte auf. Das 24. Regiment, das in unmittelbarer Nähe lagert, ſoll mir ein Pferd und einen Offizier zur

Begleitung mitgeben, die Düppler Schanzen zu besichtigen. — Führt mich selbst zum Füsilier-Batallion 24er — zu Major Krohn, der sich erbietet, selber mitzureiten — und erst zum Diner einladet — im Freien gespeist mit ihm, dem Bataillons-Adjutant Lieutenant Becher und dem Bataillons-Arzt. — Frohe Stimmung. — Skiöld vor Anker bei Alsen.

Röder erzählt den Uebergang bei Arnis, Krohn ergänzt. Man hat ihnen vorgeworfen, sie hätten zu lange mit dem Uebergang gezaudert, nachdem sie den Abzug der Dänen erfahren —: Röder hat den Uebergang begonnen, sobald er drei Boote beisammen hatte, ist ohne Pferd übergegangen, Marsch zu Fuß in tiefem Schnee. — Das Seegefecht besprochen, das gestern bei Helgoland an der Westküste stattgefunden. — Nachdem Röder sich entfernt, spricht Krohn von dem Verhältniß der Preußen zu den Einwohnern; sie wurden in Holstein von diesen mit Mißtrauen aufgenommen, weil man glaubte, sie kämen das Land den Dänen zu unterwerfen; man verhielt sich durchaus ablehnend gegen sie, so daß Krohn — selbst Holsteiner — seinen Leuten befahl, sich auch mit den Landes-Einwohnern in keiner Weise einzulassen, ihnen fern zu bleiben. — Jetzt hat sich das einigermaßen geändert; man hat gesehen, daß es den Preußen ernst ist. — In manchen Theilen des Landes ist die Gesinnung sehr gut, so an der Westküste bei Tondern. — Hier im Sundewitt ist die Bevölkerung durch Mischung und Wechsel demoralisirt, gesinnungslos, „die verdienen gar nicht Deutsche zu werden." — Hat ihnen gesagt: „freut Euch doch; nun sind die Dänen vertrieben!" — „Können ja wiederkommen."

Das 24. Regiment, überhaupt die Truppen, gefallen mir außerordentlich; man sieht, die sind aguerris; man kann jetzt mit ihnen unternehmen, was man überhaupt vernünftiger Weise unternehmen kann. —

Ich ritt mit Krohn auf seinen Pferden zu den Schanzen Nr. V und VI — bereits zerstört; waren sehr sorgfältig gebaut; Pulver-Magazine Gußmauer, künstliche Monolithen, Beweis: sind bei der Sprengung nicht nach der Construction gesprungen, sondern unregelmäßig wie der natürliche Fels. — (Laufgraben noch intakt.) —

Bei Schanze VI, die dominirend liegt, bedeutende Schlucht, durch Schanze VII bestrichen. Ich, unwillkürlich: „Ah! so sieht das hier aus! — ja nun begreife ich den Gang der Belagerung und die Disposition zum Sturm!"

Wir reiten zu Schanze IX und X, die noch stehen; auch hier hat die Schleifung soeben bei Musik rüstig begonnen. Doch noch Alles ist gut zu beurtheilen; Aufzug sehr stark — das Innere aber durch ein Blockhaus, und eine Menge starker Traversen — von denen einige mit dem Werk zugleich gebaut, andere später aus Schanzkörben zusammengesetzt, dermaßen beengt, daß ein Gefecht nicht möglich. Vertheidigung im Innern davon abhängig, ob Blockhaus zusammengeschossen oder nicht. —

Zurück nach VI. Dann hinunter zum Brücken-Kopf, dessen Brustwehr durch Minen gesprengt ist, da die dänische Artillerie von Alsen her die gewöhnliche Einebnung wohl nicht geduldet hätte. — Im Innern rudera der Brücke — beschädigte Häuser ohne Thüren und Fenster, aber voll Bivouac-Stroh. — Humoristische Zeichnungen an den Wänden. — Durch ein Fenster Sonderburg mit dem Fernrohr betrachtet — stattliches Schloß. Stadt, Gegenstand englischer Sentimentalität, wohlerhalten — Neue Verschanzungen neben der Stadt — Höhen dahinter. — Am Quai Spaziergänger, Damen und ein dänischer Offizier.

Vielerlei Gespräche mit Krohn; er findet Annexion bedenklich und selbst gefährlich, ist aber sehr übel auf den Augustenburger und noch übler auf Samwer zu sprechen — der ihm zu Folge nicht an das Land, sondern nur an das Haus Augustenburg denkt — und zwar um des eigenen Vortheils willen. — Von Friedrich Karl hat Krohn eine hohe Meinung.

Zurück zu Schanzen II und III. Kartätsch-Kugeln vom Schlachtfeld aufgelesen. — 24er marschiren ab, lustig, nach Broacker; General Röder ist schon aufgebrochen über Gravenstein, hat meinen Paletot mitgenommen.

Pferde und Wagen aufgesucht, Rückfahrt auf dem Umweg über Gravenstein, um Röder zu treffen — in Gravenstein im Schloß vergeblich nach ihm gefragt. — Um 10 Uhr wieder in Flensburg. — Einen

Boten mit Briefchen an Röder nach Broacker abgefertigt. — Gasthof „Stadt Hamburg".

11. Mai. Bleibe, um Willy Nostitz zu sehen. (Der ist beim Ausreiten aus Gravenstein gestürzt, hat ein Bein gebrochen, ist somit schwer verwundet ohne den Kampf mitgemacht zu haben, Adjutant bei Wrangel.) —

Bellevue, Johanniter-Hospital, Zedlitz-Tiefhartmannsdorf Director, weist mich in das katholische Hospital; da finde ich Willy im Garten, im Rollstuhl unter mehreren verwundeten Offizieren.

Diner an der table d'hôte, Eduard Ungern-Sternberg da, jetzt Mitarbeiter an der Flensburger Zeitung; will aber zurück nach dem Süden, sobald die Krisis hier vorüber ist. Das Land behagt ihm nicht: „Es wird nicht grün, es wird nicht warm!" — Bestätigt, daß die Preußen anfangs mit Ungunst und Mißtrauen aufgenommen wurden; das hat sich besonders nach dem Sturm auf Düppel sehr geändert, die „vielen tausende dänische Gefangene", die durch die Stadt defilirten, haben einen sehr großen Eindruck gemacht. In Beziehung auf den Herzog hat Ungern-Sternberg seine Ansichten sehr modificirt.

Ich bin wenig erbaut von Dem, was ich in Kiel gesehen habe.

Ungern-Sternberg: Das glaube ich.

Sprechen von Samwers Unvernunft.

Ungern-Sternberg: Die Sache wird doch gehen.

Abends Abreise nach Altona, um von dort in den nächsten Tagen nach Berlin zurückzukehren.

Das Ende des deutſch-däniſchen Krieges und die Gaſteiner Convention.

Die Stimmung in Berlin und die Anerkennung der Rechte des Herzogs von Auguſtenburg.

Nach Berlin zurückgekehrt, nahm Bernhardi ſeine hiſtoriſchen und archivaliſchen Arbeiten wieder auf. Während er den größten Theil ſeiner Zeit dieſer Thätigkeit widmete, blieb er in lebhaftem Verkehr mit den politiſchen Freunden, und nahm regen Antheil an der weiteren Entwickelung der Dinge.

Seine Aufzeichnungen aus der Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes im Frühjahr und Sommer 1864 geben denn auch ein lebhaftes Bild von dem politiſchen Leben der Hauptſtadt — von den Hoffnungen, Befürchtungen und Erwartungen, die ſich in den national geſinnten Kreiſen an die politiſchen Ereigniſſe knüpften.

14. Mai: Früh um 5 Uhr 20 in Berlin eingetroffen. Zu meiner Ueberraſchung iſt Geffcken auf dem Bahnhof, mich am frühen Morgen zu begrüßen, da er um 1/28 Uhr nach Gotha reiſt. Eiliges Geſpräch. Ich ſetze ihn ausführlich über die Lage in England in Kenntniß, wie über die Wahrſcheinlichkeit, daß die Conferenzen ergebnißlos verlaufen werden.

Geffcken klagt, daß die Herren in Kiel ſeiner Anſicht nach falſche Wege eingeſchlagen haben. Die Sache wird aber dennoch gehen, die Macht der Verhältniſſe drängt dahin. Er meint: von hier aus wird man auch Nichts thun, um die Dinge auf den Conferenzen zum Abſchluß zu bringen. Der König will in ganz loyaler Weiſe den Auguſtenburger einſetzen, Bismarck dagegen möchte die Herzogthümer allerdings annectiren, er weiß aber, daß er das für den Augenblick nicht kann. Da wird er denn die Sache in die Länge ziehen in der Erwartung, daß die Leute ſich, wenn preußiſche Truppen im Lande bleiben, mehr und mehr an preußiſche Herrſchaft gewöhnen und in der Hoffnung, daß

die Zeit günstige Conjuncturen bringen wird. — Der König hat noch neulich geäußert: er würde gern die vollständige Unabhängigkeit der Herzogthümer verlangen, aber er könne das gegen ganz Europa nicht durchsetzen. — In diesem Glauben, daß die Sache in diesem Augenblick nicht durchzusetzen sei, erhält Bismarck den König, um ihn zunächst für seine temporisirende Politik zu gewinnnen — natürlich verspricht er sich in der Zwischenzeit auch die öffentliche Meinung in den Herzogthümern für Preußen zu bearbeiten.

Uebrigens hat Bismarck unerhörtes Glück; er ist wider seinen Willen in die Sache hinein getrieben worden — hat wider seinen Willen viel weiter darin gehen müssen, als er beabsichtigte — und nun schlägt der Erfolg zu seinem Vortheil aus. Seit Düppel ist ein sehr fühlbarer Umschlag in der öffentlichen Meinung bemerkbar, zu seinen Gunsten. Wenn er jetzt die Kammer auflöst, bekommt er in der neuen 100 Stimmen.

Und nun kommt ein Zweites hinzu, das ihm wieder sehr viel weiter helfen wird. Beust — der einzige von den kleinstaatlichen Ministern, der staatsmännische Einsichten hat — der hat vor seiner Abreise nach England noch eine Zolleinigung mit Preußen, auf Grundlage des unveränderten Handelsvertrags mit Frankreich unterzeichnet. — Damit ist der Kern zu dem neuen Zollverein gegeben. Mit den thüringischen Fürsten und Hessen wird nun wegen des Beitritts unterhandelt; sobald mit denen abgeschlossen ist, wird Hannover „die Pistole auf die Brust gesetzt" — man wird sehr peremptorisch fragen, ob Hannover beitreten will! — und ihm dabei die Hälfte seines bisherigen Präcipuums ebenso peremptorisch anbieten. Daß Hannover diese Art von ultimatum annehmen muß, ist nicht zu bezweifeln. Damit ist der neue norddeutsche Zollverein gebildet. Dann kann man Bayern und Württemberg getrost ihrem Schicksal überlassen; sie werden bald genug um Aufnahme bitten müssen. — Dieses neue und wichtige Gelingen wird aber natürlich Bismarcks Herrschaft und Stellung abermals fester begründen.

Nebenher wiederholte Gefficken auch, daß der Kronprinz sich eine bedeutende Stellung in der Armee und ein gutes Ansehen erworben. Der Kronprinz allein hat Sinn für die großen strategischen Combi-

nationen im Ganzen gezeigt; er hat allein bei den vielfachen Reibungen zwischen Wrangel, dem Prinzen Friedrich Carl, General Vogel von Falckenstein und Gablentz, die Dinge in Ordnung und in Gang erhalten; er hat auch nach der Einnahme von Düppel, da der Zwiespalt vollends zum Ausbruch kam, den König veranlaßt nach Schleswig zu eilen, um die Einheit im Haupt-Quartier herzustellen.

Gefficken sprach mir auch noch mit großem Lobe von dem Großherzog von Oldenburg. Der ist überzeugt, daß mit dem Aussterben der unmittelbaren königlichen Linie in Dänemark die Ansprüche seiner eigenen — der Gottorpischen — Linie wieder aufleben, macht aber seine Ansprüche nicht geltend, *um Deutschland nicht zu spalten*. Das ist allerdings sehr ehrenwerth.

15. Mai. Ich gehe zu Max Duncker, der mir zum ersten Mal ganz offen und ausführlich Auskunft giebt über die Stellung des Kronprinzen und seine eigene.

Der Kronprinz erkennt in mancher Hinsicht den Einfluß der Kronprinzessin an, und die hat einen sehr scharfen, schnellen Verstand, eine sehr rasche Auffassungsgabe — aber sie kann sich von englischen Vorstellungen nicht immer losmachen und überträgt dieselben bisweilen unverändert, ohne die Verschiedenheit der Sachlage ganz zu erkennen, auf die hiesigen Zustände. — Sie meint, *man müsse die Parteien regieren lassen*, wie in England, und erklärt, sie selbst gehöre zu der liberalen Richtung. Diese Art von Liberalismus aber steht in gewissem Sinne im Widerspruch mit ihrer Stellung, wie Joseph II. das treffend aussprach, der, zu Anfang der französischen Revolution um seine Meinung befragt, antwortete: „que voulez vous, je suis royaliste de mon métier.“ Außerdem liegt eine gewisse Gefahr darin, Erwartungen zu erregen und Versprechungen zu machen, die man nachher vielleicht nicht erfüllen kann.

Max Duncker hat mit Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß man in Preußen überhaupt nicht mit einer Partei, am allerwenigsten mit der Fortschrittspartei regieren kann. Es handelt sich hier nicht um einen Kampf der Parteien, sondern leider um einen Kampf der Stände, und dieses Verhältniß ist durch die unglückliche Bildung des Herrenhauses gesteigert worden, da der Landadel ein Haus und ein

Veto für sich bekommen hat, und die Elemente der städtischen Betriebsamkeit nun das Abgeordnetenhaus bilden, wo der Landadel eigentlich hingehört.

Unter diesen Bedingungen, da nicht blos Partei gegen Partei, sondern Stand gegen Stand steht, muß der König über den Parteien stehen und sie alle beherrschen und einigen, sonst wird Preußen nie die gehörige Macht entfalten können. Die Thaten des Jahres 1813 wären nicht möglich geworden, wenn damals nicht die Reaction, die Goltz und Voß, ebenso thätig gewesen wären wie Hardenberg und Stein.

Ich: Sie hätten noch hinzufügen können, daß die Verfassung noch keineswegs bei uns, wie in England, der anerkannte gemeinsame Boden ist, der sich von selbst versteht; daß wir vielmehr zwei Parteien im Lande haben, die ganz und gar aus der Verfassung hinaus wollen und gern den ganzen bestehenden gesellschaftlichen Zustand geradezu umkehren möchten, und daß man solchen Parteien unmöglich die Regierung überlassen kann.

Max Duncker: Die Kronprinzessin läßt sich aber von ihrer Mutter von England aus berathen, wo man natürlich von falschen Voraussetzungen ausgeht und unsere Zustände nicht begreift. Auch den Herzog von Coburg hält sie für eine Art von Autorität. — Seitdem das liberale Ministerium beseitigt, die Reaction am Ruder ist, hat die Gothaische Gesellschaft (NB. die durchaus in Hirngespinnsten lebt und webt) sich der Fortschrittspartei angeschlossen, und Alles aufgeboten, um den Kronprinzen mit der Fortschrittspartei zu identificiren.

Diesen Bemühungen hat sich Max Duncker beharrlich und entschieden widersetzt. Er hat dem Kronprinzen stets gerathen dem Ministerrath beizuwohnen, dort seine Meinung über die einzelnen Regierungsmaßregeln, besonders über diejenigen, die im Sinne der Reaction beabsichtigt werden, entschieden auszusprechen und nachhaltig zu vertheidigen. Einmal gefaßte Beschlüsse, wenn sie auch gegen die eigene Ueberzeugung seien, dürfe man aber in der Ausführung nicht weiter „contrecarriren", denn das heiße die Regierung lähmen und der Macht des Reiches Eintrag thun. Die Ausführung solcher Beschlüsse, insofern sie sich namentlich auf die äußere Politik beziehen, müsse man vielmehr nach

Kräften fördern und öffentlichen Demonstrationen gegen die Regierung fernbleiben. Das Alles war nun ganz und gar nicht nach dem Sinn der Herren in Gotha, und es sind von dort aus vielfache Intriguen angesponnen worden, um Max Duncker von dem Kronprinzen zu entfernen und Samwer an dessen Stelle zu bringen. Die Rathschläge, die man von England und von Gotha her dem kronprinzlichen Paar an die Hand gab, gingen aber immer von der Voraussetzung aus, daß infolge der Einführung eines reactionären Ministeriums in Preußen eine Revolution unmittelbar bevorstehe. Der Kronprinz müsse sich also von der Regierung durchaus fernhalten, und dann, im Augenblick der Revolution, an der Spitze der Fortschrittspartei hervortreten, um die Dynastie zu retten.

In Folge dieses Treibens ist Max Duncker mit den Leuten in Gotha immer weiter auseinander gekommen. Auch mit Gustav Freytag, der in seinen „Grenzboten" heftig gegen die neue Organisation der Armee schrieb und das Heil der Welt von dem Treiben der Fortschrittspartei erwartete.

Samwer äußerte, als er im Winter 1863 in Berlin war, das Abgeordnetenhaus habe sich schon viel zu viel gefallen lassen; man hätte in Preußen von rechtswegen schon längst Revolution machen müssen — jetzt aber bleibe in der That gar nichts Anderes mehr übrig; und im März 1863 übergab er dem Kronprinzen eine Denkschrift, in der er darzuthun suchte, die Revolution sei unvermeidlich und in der That unmittelbar vor der Thüre. Von England aus rief man den Kronprinzen dorthin; man wollte ihn dort haben, um ihn der, wie man meinte, nahe bevorstehenden Revolution zu entziehen, damit er dann, ganz unbetheiligt bei den Ereignissen, von dort zurückkehren und sich an die Spitze der neuen Ordnung der Dinge stellen könne.

Auf seiner militärischen Inspections-Reise in Preußen that dann der Kronprinz die bekannten mißbilligenden Aeußerungen; Max Duncker mißbilligte diese Demonstration. — Das setzte man aber natürlich von Seiten Bismarcks nicht voraus. Man ging ihm von der Seite vielmehr sehr ernsthaft zu Leibe und wollte wissen, ob er den Kronprinzen zu solchen Aeußerungen veranlaßt habe? — Er antwortete,

daß er sich nicht berechtigt glaube, ohne Ermächtigung des Kronprinzen Auskunft darüber zu geben, in welchem Sinne er den Herren berathen habe.

Von England und Coburg her ist dann der Kronprinz in der Absicht bestärkt worden, dem König die bekannten Briefe über die gegenwärtige Politik Preußens zu schreiben, die seither gedruckt worden sind. Als sie in den Zeitungen erschienen, wurde Max Duncker amtlich vernommen, ob er den Druck veranlaßt habe! — Er konnte der Wahrheit gemäß nein sagen. Die Briefe waren entweder von England her, wohin der Kronprinz sie auch mitgetheilt hatte, oder (wahrscheinlicher) von Coburg aus der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Auch mit Samwer, der ihm nicht die Offenheit bewies, auf die er Anspruch zu haben glaubte, war Max Duncker in Folge dieser Brief-Affaire auseinander gekommen. Wahrscheinlich in Folge dessen hat auch Stockmar sich von Max Duncker zurückgezogen.

Als nun aber König Friedrich VII. starb, schrieb Max Duncker an Samwer, ihr persönliches Mißverständniß dürfe keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sache Deutschlands üben; er sei daher bereit, Hand in Hand mit Samwer und den Uebrigen zu gehen und die Sache des Herzogs und der Herzogthümer auf das Thätigste zu fördern. „So glaube ich mich nach allen Seiten hin redlich und correct benommen zu haben!" So schloß dieser Theil seines Berichtes.

Vollkommen redlich und correct — hochachtungswerth und charakterfest gewiß!

Im Stillen aber mußte ich mir sagen, daß Max Dunckers Stellung beim Kronprinzen von allen Seiten untergraben ist, und da sowohl von Seiten Bismarcks und seiner Anhänger als von Seiten des Herzogs von Coburg und der dortigen Coterie dahin gearbeitet wird, ihn zu entfernen, da sich auch Stockmar feindlich gegen ihn gestellt hat, eine sehr precäre geworden ist und sich auf die Länge schwerlich wird behaupten lassen.

Noch erzählte Max Duncker: Der Kronprinz äußerte den Wunsch, von Berlin weg in eine Provinzstadt versetzt zu werden; er wollte dort bei einer „Regierung" arbeiten. (NB. Die Königin Vic-

toria hat mir davon etwas gesagt.) — Max Duncker machte ihn darauf aufmerksam, daß man ihn ohne Zweifel an die Landesregierung in Potsdam verweisen werde, wenn er den Wunsch ausspräche, bei einer solchen Behörde zu arbeiten, daß es ihm also nicht gelingen würde, von Berlin wegzukommen.

Nun kam der Krieg; da fühlte der Kronprinz die unbedingte Nothwendigkeit, sich der Armee anzuschließen. Und glücklicher Weise hat er sich da über alle Erwartungen bewährt.

Die Führung der Armee, sagt Duncker, hat sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Bis zum 3. April war die Belagerung von Düppel nur Schein, bestimmt die Dänen zu beschäftigen, und ihre Aufmerksamkeit von der wirklichen Absicht — der Landung auf Alsen, einem jedenfalls sehr gewagten Unternehmen — abzulenken. Erst als dieses Unternehmen mißlungen war, wurde die Belagerung, von General Hindersin geführt, wirklicher Ernst.

Max Duncker erklärt seinen Standpunkt in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit: „Wir haben im ersten Augenblick den Herzog vorgeschoben als Bollwerk" — weil das das einzige Mittel war, die Sache in Gang zu bringen, Bismarck zu zwingen, daß er es nicht bei dem Londoner Vertrag ließ und die Herzogthümer den Dänen preisgab. Er selbst ist auch jetzt noch, trotz aller Fehler, die der Herzog begangen hat, dafür, ihn einzusetzen, und, aus Gründen der Zweckmäßigkeit, gegen die Annexion. Er wird, um seine Meinung befragt, stets gegen die Annexion stimmen, — sollte sie aber dennoch beschlossen werden — fest — dann wird er sie nicht weiter „contrecarriren" — vielmehr nach Kräften mitarbeiten an der Ausführung und sie zu fördern suchen.

Der Herzog Friedrich hat sich freilich durch Manches geschadet. Gleich zu Anfang hat man ihm von hier aus gerathen, nicht nach Gotha zu gehen und sich mit der dortigen Gesellschaft nicht einzulassen, da Gotha hier, in Folge der Reise des Herzogs von Coburg nach Wien, seiner Intriguen mit Oesterreich und der Fortschrittspartei, ganz und gar nicht in gutem Ansehen steht. — Man rieth dem Herzog, nach Frankfurt a. M. zu gehen, wo er mehr an seiner Stelle war und mehr bewirken konnte.

Der Herzog hörte darauf jedoch nicht und ging gerade nach Gotha. Er rechnete im Anfang auf Das, was man im Allgemeinen Begeisterung zu nennen beliebt, d. h. auf den „Nationalverein" und die Wunder, welche die Fortschrittspartei thun sollte. Später, als das allein nicht ausreichend gefunden wurde, rechnete man auf den Bundestag und auf die Mittelstaaten — Preußen blieb immer vernachlässigt — und selbst jetzt, wo die Entscheidung offenbar unbedingt in Preußens Händen liegt, ist der Herzog nicht dahin zu bringen, daß er entschieden Schritte zu einer Verständigung mit Preußen thut. „Gefficken schreibt sich vergebens die Finger krumm."

Ich erwähne wieder meine Erlebnisse in Kiel, was Sammer immer von den „Fühlern" spricht, die ausgestreckt worden sind.

Max Duncker: Diese Fühler bestehen darin, daß er sich an den Kronprinzen wendet, an den schreibt und durch den vorbringen lassen will, daß er wohl geneigt wäre, Dieses und Jenes zu thun, diese und jene Concessionen zu machen. Das ist aber nicht der richtige Weg; gerade den Kronprinzen sollte er aus dem Spiel lassen; denn er schwächt durch dieses Treiben die Stellung des Kronprinzen. Wenn nun der Kronprinz im Ministerrath aus Gründen der Zweckmäßigkeit zu Gunsten des Augustenburgers spricht, so wird das nicht mehr so beachtet, als wenn er außerhalb aller Verbindungen mit dem Herzog stände; Niemand hält das nun für eine selbständige Meinung; man sagt: das ist der Augustenburger selber, der da spricht.

Ob die Annexion der Herzogthümer überhaupt möglich ist oder nicht, das ist schwer zu sagen. Es kommt darauf an, wie wir mit Frankreich stehen, „und das weiß Niemand!" — Der Herzog hat nun noch neuerdings den Fehler begangen, die Verfassung von 1848 anzuerkennen — ohne alle Nothwendigkeit — und dadurch hier von neuem verletzt.

Uebrigens ist ihm auch Bismarck gerade nicht entschieden und unversöhnlich feind; er hat vielmehr noch neulich geäußert, man könne auch den Augustenburger einsetzen, die Hauptsache sei gewesen, die Demokratie und die Mittelstaaten bei dieser Gelegenheit auf den Kopf zu schlagen; das sei geschehen — nun könne man sich den Herzog gefallen lassen.

Wäre mir im vorigen November die Lage der Dinge so gezeigt worden, so wäre ich wohl nicht nach London gegangen.

16. Mai. Stockmar bei mir, fragt nach allerhand, will vor allen Dingen wissen, ob die Irritation in England wirklich so groß und die Gefahr eines Krieges so dringend sei? — Der König der Belgier habe sehr ängstliche Briefe hierher geschrieben.

Ich antworte, der möchte wohl absichtlich ein wenig übertrieben haben, um die Conferenzen zu Stande zu bringen, an denen ihm sehr gelegen war. Daß er selber die Dinge nicht ganz in einem so trüben Licht sah, geht wohl daraus hervor, wie er in London meiner Ansicht der Lage zustimmte. — Im Ganzen und Großen kann ich die Gefahr eines Krieges mit England nicht für so nahe drohend halten. —

Den Abend Graf Henckel bei mir.

Er fordert mich auf, die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift zu unterschreiben. (Bitte um gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark, sei es unter einem eigenen Fürsten und dem Schutz einer deutschen Großmacht, sei es unmittelbar mit dieser vereinigt.) — Ich hatte mir schon die Frage vorgelegt, ob ich nicht meinerseits Schritte thun sollte mich dieser Bittschrift anzuschließen, um mich dadurch von der Gothaischen Gesellschaft, vom National-Verein — und dergleichen — und zumal von den Coburgischen Intriguen, scharf und bestimmt gesondert hinzustellen. — Ich unterschrieb natürlich.

Uebrigens glaubt auch Henckel, daß wir die Herzogthümer nicht selber bekommen können, die Schwierigkeiten seien zu groß. Ich bestätige das und füge hinzu, selbst wenn die Annectirung möglich wäre, würde ich in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit Zweifel haben. Preußens Ziel muß in der gegenwärtigen Zeit nicht sein, sich durch einzelne Provinzen im Kleinen nach und nach zu vergrößern — sondern mit einem Schlage an die Spitze Deutschlands zu kommen. In diesem Streben werden wir mehr gefördert, wenn wir uns als die uneigennützigen Vertheidiger deutscher Interessen bewähren, als durch die Erwerbung einer mäßigen Provinz, die im übrigen Deutschland Mißtrauen und Neid erregen könnte. — Henckel geht sehr darauf ein.

17. Mai. Früh morgens Geffcken bei mir, aus Gotha zurückgekehrt.

Holtzendorf sagte ihm: Samwers eigentliches Ziel ist Preußen; „er will an Dunckers Stelle kommen" — und träumt sich dann weiter als preußischer Minister und setzt sich sein ideales Ministerium aus Leuten wie Usedom u. s. w. zusammen — (d. h. er denkt sich als preußischer Premier-Minister an der Spitze der Fortschritts-Partei).

Geffcken meint, es habe keine Gefahr. — Als Samwer das letzte Mal hier war und von einer Audienz beim König zurückkam, bat er Geffcken an Luckner (des Herzogs Gesandten in Dresden) zu schreiben — denn er selber habe dazu nicht mehr Zeit; er möge schreiben, Samwer habe den König gar nicht gesehen! — Samwer war sehr verwundert, daß Geffcken sich dessen weigerte. — (NB. Habe ich doch selber Geffcken auffordern müssen, dem Herzog unmittelbar zu schreiben, weil ich keineswegs sicher war, ob Samwer Dinge, die nicht in seine Pläne taugten, auch wirklich dem Herzog vorlegen, ob er sie nicht unterschlagen würde.)

Geffcken hat erfahren — zuverlässig —, daß im Ministerrath förmlich von der Annectirung der Herzogthümer die Rede gewesen ist, und daß der König sich ganz entschieden dagegen ausgesprochen hat. — General Schack hat das in einem befreundeten Hause in Magdeburg erzählt und sich sehr ungehalten darüber ausgesprochen, daß man also für den Augustenburger werde gekämpft und gearbeitet haben.

Gustav Freytag, der „edle Idealist", wie ihn Geffcken mit Recht nennt, scheint nun zur Besinnung gekommen zu sein und die Hohlheit der Fortschrittspartei erkannt zu haben. Wenigstens erscheint jetzt in den „Grenzboten" eine Reihe sehr scharfer militärischer Briefe, in denen dargethan wird, daß man die zweijährige Dienstzeit nur vermöge gewichtiger Compensationen annehmen könne, zu denen namentlich stehende Lager und eine genügende Anzahl Capitulanten — Berufs-Soldaten — gerechnet werden. —

Nach Tisch Droysen besucht; der ist in gehobener Stimmung und erklärt die Einnahme von Düppel sei — nicht blos des Erfolges an sich

wegen, sondern vorzugsweise wegen der „Eleganz", mit der die Sache durchgeführt worden ist — eines derjenigen Ereignisse, die Epoche machen in dem Leben einer Nation. Die Armee hat eine solche Zuversicht gewonnen, ein solches Selbstvertrauen, daß sie nun jedem Feind gewachsen ist; sie weiß nun, was sie vermag. Die Bevölkerung hat Liebe und Vertrauen zur Armee gewonnen; sie hat gezeigt, welchen Antheil sie an dem öffentlichen Wesen, an der Ehre der preußischen Waffen nimmt. Es war merkwürdig, wie die Düppeler Soldaten geehrt worden sind, die mit den eroberten Geschützen und Fahnen herkamen. Es hat sich eine große Tüchtigkeit der Armee und der ganzen Bevölkerung gezeigt. — Auch die Landwehr-Officiere, die zu den Linien-Regimentern einberufen waren, haben sich sehr tüchtig bewährt.

Ich: Samwer und seines Gleichen sind auch über diese Dinge vollständig im Irrthum; er ist Kleinstaatler und hat keinen Begriff von dem Selbstgefühle der Bevölkerung eines Großstaats, der eine ruhmreiche, mit dem Volksleben eng verbundene Geschichte hat. Er hat kein anderes Bild als das einer Bevölkerung, der ihr gegenwärtiger staatlicher Zustand gleichgültig oder mißfällig ist, die theils gern, theils ohne Widerstreben in den ersten besten anderen übergehen könnte und würde, und bildet sich ein, Preußen könne ungefähr so wie Lippe-Detmold in ein fortschrittliches Deutschland hinein verarbeitet werden.

Droysen: Sehr richtig! — Er begeht auch stets neue Fehler; so hat er neuerdings die Verfassung von 1848 anerkannt, ohne alle Nothwendigkeit; und wem hat er damit einen Gefallen gethan? Niemanden als ein paar Advokaten in den holsteinischen Städten und „dem Jan Hagel im übrigen Deutschland, der jubelt, wenn er das Jahr acht und vierzig nennen hört" — dagegen hat er die Ritterschaft und die Landbevölkerung vor den Kopf gestoßen, durch diese dumme Verfassung; „denn sie ist dumm! — sie ist dumm!"

Hiesige Lage; es hat allerdings ein Umschwung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden. Auch hat Bismarck wirklich bedeutende Eigenschaften. Er (Droysen) hat noch neulich zu Gruner gesagt: „Wenn Ihr noch am Ruder wärt, stünden wir noch an der Eider!" —

Bismarcks keckes, ja freches Auftreten den fremden Mächten gegenüber hat sein Gutes. So hat er sich, seitdem auch der vertrauliche Briefwechsel im Blaubuch veröffentlicht ist, alle vertraulichen Mittheilungen von Seiten Sir Andrew Buchanans verbeten.

(Unwohl und verhindert selbst zu kommen, hatte Sir Andrew eines Tages Lowther zu Bismarck geschickt, und dieser weise Thebaner hatte sich da in echt englischer Weise benehmen, brutal und grob auftreten wollen, gedroht; da hat ihm Bismarck ganz einfach gesagt, er solle gehen — und dann an Sir Andrew geschrieben, er solle ihm künftig in ähnlichen Fällen jemand anders schicken, nicht Mr. Lowther. Das ist in der Stadt bekannt geworden; Droysen bestätigt es mir.)

Droysen: Auch das Seegefecht bei Rügen, wo sich die preußischen Fahrzeuge den Dänen so kühn in den Weg warfen, hat einen sehr glücklichen Eindruck gemacht. „Die Leute haben nun den Durst nach der See bekommen" — auch der König schwärmt für die Marine. Die Seemacht wird jetzt einen raschen Aufschwung nehmen.

19. Mai. Geffcken bei mir, liest mir einen Brief aus London vor, demzufolge die Politik des Hinhaltens und Verschleppens, die Bismarck befolgt und die Preußen in den Ruf der Unredlichkeit bringt, ihre großen Gefahren hat, da der Bruch mit Oesterreich jeden Augenblick erfolgen kann. Er sagt, die Deputation mit der Arnim-Boitzenburgischen Adresse wird erst übermorgen ihre Audienz beim König haben. — In der officiösen Zeitung von heute Abend steht eine Depesche Bismarcks vom 15., in der Preußen sich förmlich von dem Londoner Traktat lossagt. In der Conferenz hat Preußen nicht die Personal-Union verlangt, sondern die vollkommene Selbständigkeit der Herzogthümer, ohne dabei zu erwähnen, wer als Landesherr betrachtet werden soll. „Damit sind wir wieder um Vieles weiter; so wirkt die Macht der Umstände."

Beust geht nach Paris, auf ausdrückliche Einladung Napoleons; „da werden sie wohl einen Plan verabreden."

Veränderungen in der Armee; Wrangel zum Grafen ernannt und abberufen; selbst als Gouverneur von Berlin beseitigt.

20. Mai. — Diner tête à tête mit dem alten Nostitz. — Wageners Rede gelesen. Welche elende Heuchelei. Der eigentliche Inhalt ist: Der deutsch-dänische Streit muß nicht so entschieden werden, wie das Recht gebietet, sondern ganz abgesehen davon, sowie es im Interesse unserer Partei ist. Aber wie denn eigentlich? — Das sagt der Mann nicht; er schließt ganz ohne auf eine practische Folgerung zu kommen; so ist leicht Kannegießern! —

Nostitz sagt mir, daß die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift zwischen Armin-B. und Bismarck verabredet ist; — sie ist sogar zwischen Beiden Gegenstand vieler Berathungen gewesen. Bismarck will auf der Conferenz sagen können, er werde getrieben, gezwungen diese und diese Forderungen zu stellen; und er will etwas aufweisen können, wodurch eine solche Behauptung bestätigt wird. —

Zu Max Duncker.

Der Herzog Friedrich hat darin unvorsichtig gehandelt, daß er die ganze Sache auf zwei Individuen stellt, von denen man hier weiß, daß sie — im Verein mit dem Herzog von Coburg — die Fortschritts-Partei aufgemuntert und angetrieben haben immer weiter zu gehen; ja geradezu aufgefordert Revolution zu machen. (Doch hat das im Grunde nur Samwer gethan; Francke ist nicht unmittelbar bei diesen Umtrieben betheiligt.)

Der Herzog Friedrich wird aber Samwer nicht entlassen so lange die Sache nicht ganz beendigt ist; denn durch Samwer und Stockmar unterhält er seine Beziehungen zu dem kronprinzlichen Hause. — Stockmar hat aber ebensowenig wie Samwer einen Begriff von preußischem Wesen und preußischem Bewußtsein. — Den Kronprinzen hat der Herzog nun wieder in Hamburg unnützer Weise compromittirt; sie sind da zusammen auf der Elbe gefahren, und das ist natürlich überall besprochen worden, wenn es jetzt auch officiös geleugnet wird.

21. Mai. Um 2 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof; — der Kronprinz erscheint, Fahrt mit ihm allein im Wagen. —

Der Kronprinz sagte Einiges um sein Benehmen, das geräuschvolle zur Schau tragen seiner Freundschaft für den Herzog Friedrich zu rechtfertigen. Die Zeitungen hätten ihm deshalb Vorwürfe gemacht, er aber glaube, daß er so habe handeln müssen u. s. w.

Ich berichtete wie die Sachen in England stehen. Lord Derby hat sich gegen die Königin verpflichtet keinen Krieg zu führen, und eben deshalb will er nicht Premier-Minister werden, solange die deutsch-dänischen Händel nicht in einer oder anderen Weise beseitigt sind. Davon lebt das gegenwärtige Ministerium.

Die Conferenzen werden wahrscheinlich zu keinerlei Ergebniß führen, denn es liegt namentlich nicht in Napoleons Interesse, daß auf ihnen die Sache zum Abschluß kommt. Schon ist ihm Manches mißlungen: der beabsichtigte neue Rheinbund sowohl als der Plan, das suffrage universel als anerkanntes Princip in das europäische Staatsrecht einzuführen —: nun sollen ihm die Conferenzen als Mittel dienen, um zu dem gewünschten allgemeinen Congreß zu gelangen, und das kann nur geschehen, wenn die Conferenzen nicht zum Ziel führen. Napoleon wird also ganz gewiß Nichts thun, um den Gang der Unterhandlungen zu fördern, und es wird ihm ganz recht sein, wenn die Sache in sich zerfällt. Das englische Ministerium freilich bedarf der Conferenzen als eines Schutzes gegen das Parlament, und deshalb werden sie wohl im Gang erhalten werden, solange die Sitzung des Parlaments dauert. Positiv ist aber von ihnen nur das Eine zu erwarten, daß der Gedanke, man müsse die Herzogthümer selber befragen, sich Bahn bricht, und immer festere Wurzeln faßt. —

Uebrigens liegt die Entscheidung in Preußens Hand. Um sie Preußen aus der Hand zu nehmen, müßte die eine oder die andere der europäischen Mächte geneigt sein, einen Krieg mit Preußen anzufangen — dazu ist aber keine von ihnen auch nur im Mindesten geneigt; Frankreich jetzt, seit Düppel, seitdem Berichte französischer Officiere über die preußische Artillerie vorliegen — sogar weniger als je zuvor. — Palmerston hätte es zwar gern zum Krieg getrieben, gerne Napoleon zum Kriege gegen Preußen veranlaßt, aber natürlich vergebens, wie denn seine Verblendung, der Glaube, daß Napoleon, dessen Pläne ganz andere Ziele verfolgten, sich auf dergleichen einlassen würde, geradezu unbegreiflich ist. Außerdem findet er in England selbst, von Seiten der Königin und der Friedenspartei im Cabinet, einen Widerstand, den er nicht beseitigen wird, besonders von Seiten Gladstone's — vor Allem aber geht England nicht ohne Ver-

bündete in den Krieg, und Verbündete findet es nicht. Preußen ist also Herr der Situation.

Ist nun aber auch im Großen und Ganzen keine Gefahr — so können doch im Einzelnen und Besonderen gefährliche Momente hervortreten, in denen die Aufregung der unverständigen Masse der staatsmännischen Besonnenheit und der Staatsmänner Herr zu werden droht; Momente, die mit Schonung behandelt sein wollen. Ein solcher war jetzt eingetreten, und deshalb der Waffenstillstand wünschenswerth — ja nothwendig.

Besonders verweile ich aber dabei, daß der Herzog Friedrich in Kiel nicht gut berathen ist und nicht die richtigen Wege einschlägt. Ich beklage, daß die Herren „idealisiren" — zu sehr auf ideale Mächte bauen — und die nüchterne Wirklichkeit, die realen Verhältnisse nicht genug in das Auge fassen.

Der Kronprinz spricht wenig, hört sehr aufmerksam zu. Ankunft in Potsdam, fahre in einer Kalesche mit dem Kronprinzen durch Stadt und Park zum neuen Palais, wo ich seit 30 Jahren nicht war.

Diner. Gesellschaft, außer dem kronprinzlichen Paar, und dem Dienst — Schweinitz, Lucadou, Stockmar — Fräulein v. Dobeneck und Comtesse Röder — der Prinz Carl von Hohenzollern (Garde-Dragoner) — der Minister Bethmann-Hollweg und ich. —

Der Kronprinz erzählt bei Tisch von dem Sturm auf Düppel, wo die Truppen in der bekannten Weise über die Disposition hinausgingen. Der Prinz Friedrich Carl erklärte ihm eben die Nothwendigkeit „morgen" den Brückenkopf zu beschießen, damit man ihn übermorgen stürmen könne, als die Nachricht kam, daß er bereits genommen sei. General Hindersin sagte: „Wenn Sie befehlen, kann ich die Artillerie so disponiren, daß wir den Uebergang nach Alsen morgen ausführen können." Prinz Friedrich Carl antwortete: „Sie sind hierher geschickt um die Belagerung zu leiten; das Uebrige ist meine Sache."

Nach Tisch Gespräch mit der Kronprinzessin. Sie fragt nach England, nach Lady William Russell; erzählt von deren unglücklicher Ehe mit einem sehr einfältigen Mann, der ihr nicht treu war; — wundert sich, daß ihr Bruder Garibaldi besucht hat — und meint,

es habe mir ohne Zweifel ſehr gut gefallen in England; wenn man einmal dort geweſen ſei, verlange man gewiß dorthin zurück.

Ich ſagte: „Ja, das Leben iſt reich in England!“ — und ſie bemerkte dazu mit einem eigenthümlichen Ausdruck: „Ja; das vermißt man hier!“ —

Ich dachte dabei im Stillen: nur die materiellen Intereſſen ſind großartiger und weitumfaſſender als bei uns; in mancher Beziehung iſt das Leben hier reicher als dort. —

Beim Nachtiſch kamen nach engliſcher Sitte die drei Kinder ſchönſtens herausgeputzt zum Vorſchein; hübſche Kinder, die bald im Nebenzimmer einen recht kindlichen Lärm verführten.

Während des Diners war ein Gewitter herangezogen; es regnete. — Im Wagen zum Bahnhof, mit Bethmann-Hollweg und mit ihm auf der Eiſenbahn nach Berlin zurück; er läßt ſich viel erzählen.

Dem Kronprinzen hatte ich auch die ganze Garibaldi-Epiſode erzählt, wie auch, daß Max Schleſinger mir den geheimen Bericht Manteuffels an Bismarck vorleſen konnte, was ihn nicht wenig in Verwunderung ſetzte.

24. Mai. E. Vincke bei mir. — Iſt bei der Abgeordneten-Verſammlung in Frankfurt a. M. geweſen — hat ſich aber da, gleich Simſon und anderen preußiſchen Abgeordneten, außerordentlich mißfallen; — die Beſchlüſſe waren ſo unſinnig, daß man ſie unmöglich mit unterſchreiben konnte; thut dergleichen nicht wieder. — Seit er im Hauſe von den ſchmählichen Wahlmanövern der Regierung geſprochen hat, ignorirt ihn der König. Dergleichen müſſe man ſich gefallen laſſen.

26. Mai. Alfred Auerswald bei mir. Er beſtätigt mir, daß ein großer Umſchwung der öffentlichen Meinung zu Gunſten Bismarcks ſtattgefunden hat — und erklärt mir durch ein Wort, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die widerſprechenden Nachrichten über den Ruf, den der Prinz Friedrich Carl ſich erworben hat —: die Garden und die weſtphäliſchen Regimenter ſind erbittert über ſeine Bevorzugung der Brandenburger. —

Später Geffcken bei mir, mit der großen Neuigkeit des Tages: Preußen erkennt den Herzog Friedrich an, als Herzog

von Schleswig-Holstein. — Die Arnim-Boitzenburgische Bittschrift hat wesentlich beigetragen, dieses Ergebniß herbeizuführen, indem sie in die Nothwendigkeit versetzte, sich entweder offen zu der Annexions-Politik zu bekennen, oder sie aufzugeben. — Mich überrascht die Sache nach den heutigen Zeitungsartikeln ganz und gar nicht.

Den Ausschlag hat Beusts Reise nach Paris gegeben. Napoleon III. und Beust haben da einen Plan verabredet, der wohl darauf hinauslief, daß Frankreich die Anerkennung des Augustenburgers vorschlagen, oder Beust sie vorschlagen und Frankreich ihn dabei sofort unterstützen sollte. — Fürst Metternich telegraphirte aus Paris, alarmirend und warnend; Bismarck sah in der elften Stunde ein, daß er in dieser Beziehung keinem anderen Staat die Initiative überlassen dürfe; daß Preußen unmöglich dabei die Rolle eines bloß zustimmenden Staats spielen dürfe — und erklärte am Dienstag (24.) im Ministerrath: Es sei nun die Zeit gekommen, den Schritt zu thun, der von Anfang an das Ziel seiner Politik gewesen sei, und den Herzog anzuerkennen. — Was für Gesichter mögen seine Collegen bei dieser Erklärung gemacht haben!

Gestern bei dem diplomatischen Gala-Diner, das Sir Andrew Buchanan dem Geburtstage der Königin Victoria zu Ehren gab, war es unter den Diplomaten schon bekannt, daß Preußen — und Oesterreich, mit dem deshalb hin und her telegraphirt worden ist — den Herzog anerkennen werde.

Oubril — Geffckens Nachbar an der Tafel — war darüber in der allerübelsten Laune. Da Geffcken bemerkte, die Anerkennung der Rechte des Herzogs stehe bevor, antwortete Oubril: „On ne peut pas reconnaître le néant!“ — und meinte, die beiden Linien des Hauses Gottorp (Oldenburg und Rußland) müßten sich einigen, um ihre Rechte geltend zu machen. Geffcken konnte natürlich als Oldenburgischer Minister nicht antworten „on ne peut pas faire valoir le néant“, er sagte nur, der Herzog von Oldenburg habe aber ausdrücklich befohlen, seine Ansprüche nicht zur Sprache zu bringen, um Deutschland nicht zu spalten. Da wendete ihm Oubril den Rücken und sprach nicht weiter. —

So sind wir denn nun endlich über den Berg! —

Die politische Lage bis zum Wiederausbruch des Krieges.

28. Mai Geheimrath X. besucht. Will nicht glauben, daß in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zu Gunsten Bismarcks stattgefunden habe. — Findet die Lage im Innern bedenklich. Streit zwischen Bismarck und dem Justizminister v. d. Lippe. Durch Verordnung des jetzigen Königs ist festgestellt, daß der früheren Praxis gemäß, die unter Manteuffels Ministerium verletzt worden war, die richterlichen Beamten streng nach der Anciennität in das höhere Gehalt einrücken sollen, wie das durch die Rücksicht auf die Unabhängigkeit des Richterstandes geboten ist. Bismarck will diese Verordnung umstoßen, um das höhere Gehalt, nach politischen Rücksichten, denjenigen Kreisrichtern zuwenden zu können, die sich politisch geschmeidig erweisen; um diejenigen, die mit der Opposition stimmen, dadurch strafen zu können, daß er ihnen das höhere Gehalt vorenthält. v. d. Lippe hat sich dem opponirt, der König dennoch in diesen Tagen Bismarcks Vorschlag unterzeichnet.

Ich: Wird nun der Justizminister seine Entlassung einreichen?

X.: Ich bin sehr gespannt, was er thun wird; noch hat er nicht gegengezeichnet.

X. erwartet nun nach solchen Proben, daß die Regierung ein neues Wahlgesetz octroyiren wird, und daß dann Bismarck mit Hülfe eines gefügigen Abgeordnetenhauses die Verfassung verändern, namentlich das Budgetrecht der Landes-Vertretung „lahm legen" werde.

So weitgehende Besorgnisse habe ich noch Niemanden äußern hören. —

Treffe Duncker; der meint, Napoleon habe offenbar auf Annexion der Herzogthümer an Preußen speculirt, um dann auch mit seinen Ansprüchen hervorzutreten.

31. Mai. Zu Max Duncker. Der sagt mir, daß die Dinge eine unerwartete, für Preußen nicht günstige Wendung nehmen. Daß Oesterreich den Augustenburger anerkannt hat — noch ehe Preußen das thun konnte — ist natürlich nur geschehen, um jede Möglichkeit fernzuhalten, daß Preußen die Herzogthümer für sich erwerben könnte. — Nun werden alle Bemühungen dahin gehen, daß Preußen

auch nicht mittelbare Vortheile gewinne, kein Besatzungsrecht in Rendsburg, keinen Hafen in Kiel — keine Militär-Convention. — Mit diesem Streben Oesterreichs ist natürlich England vollkommen einverstanden — und nun ist auch Frankreich „ganz auf Englands Seite getreten". — Daß die deutschen Kleinstaaten sich feindselig gegen Preußen gesinnt zeigen und diese österreichisch-englischen Intriguen mit aller Macht und dem größten Eifer unterstützen, versteht sich von selbst.

So ist die Stellung allerdings, gleichsam über Nacht, eine sehr ungünstige geworden. Max Duncker meint, aus unserer eigentlichen Position sind wir schon dadurch heraus, daß wir nicht zu rechter Zeit — d. h. von Anfang an — uns entschieden des Augustenburgers angenommen und ihm erklärt haben, der Bund, die deutschen Mittelstaaten könnten ihn nicht einsetzen; Preußen dagegen könne es, und wolle es auch unter gewissen Bedingungen, die man ihm dann förmlich stellen mußte.

2. Juni. Die Großfürstin Helene ist heute früh angekommen, ich gehe nach der russischen Gesandtschaft mich einzuschreiben und erfahre, daß Andreas Rosen hier ist.

4. Juni. Nach 10 Uhr ein Paar Stunden bei Andreas Rosen, der morgen mit seiner Großfürstin weiter reist. — Auch von Polen und Rußland gesprochen. Rosen sieht in Polen ein unheilbar krankes Glied des russischen Reichs. — Die als Majorats-Besitzer dorthin versetzten Russen sind schon in der nächsten Generation, schon jetzt, meistentheils „enragirte Polen" geworden (NB. das war vorher zu sehen!) — besonders aber wird die Zeit fehlen, Polen dem russischen Reich zu assimiliren, denn das russische Reich wird sich in seiner gegenwärtigen Gestalt wohl nicht so lange erhalten als dazu nöthig wäre. — Rußland wird in sich zerfallen. — Der Nationaldünkel ist auf eine sehr hohe Stufe gestiegen; die Leute sprechen, als hätten sie Wunder gethan auf jedem Gebiet; sie sprechen von einer „russischen Wissenschaft", als ob es so ein Ding gebe. — Die Dynastie wird sich nicht halten können. Das Streben der Unreife und Halbbildung geht auf eine Republik.

Murawieff, der in Litthauen herrscht, sucht das Land von dem

adeligen Proletariat zu säubern, von der sogenannten Szlachta. Jeder Edelmann, der keinen Grundbesitz hat, nicht ansässig ist und kein bestimmtes Gewerbe betreibt, ist nach seiner Theorie ein Proletarier.

Geffcken bei mir. Er hat den Herzog Friedrich auf dessen Durchreise hier gesehen — aber immer in Mitten fürstlicher Zerstreuung — auf dem Bahnhof, beim Frühstück, und dann spät Abends, d. h. in der Nacht um Ein Uhr, zu welcher Stunde der Herzog von einem Gespräch mit dem König oder mit Bismarck zurück kehrte.

Bismarck hat ihm ins Gesicht gesagt, es sei von Anfang an seine Absicht gewesen, die Rechte des Herzogs anzuerkennen und zu vollständiger Geltung zu bringen. Uebrigens hat er die ganze Schleswig-Holsteinische Sache aus großer Höhe herab, als nicht sehr bedeutend obenhin besprochen. Der Concessionen, deren Preußen bedarf — Rendsburg, Kiel, Elbe-Ostsee-Canal und Militär-Convention — hat er gar nicht erwähnt. Dagegen hat er — ganz wie Max Duncker sah und sagte — dem Herzog sehr dringend zugeredet, die Demokratie gehörig nieder zu halten in den Herzogthümern, und vor allen Dingen keine gemaßregelten preußischen Beamten bei sich anzustellen. — Der Herzog hat ihm geantwortet, er werde überhaupt nicht in den Fall kommen preußische Beamte anzustellen, er werde in den Herzogthümern selbst das nöthige Personal finden.

Was der König mit dem Herzog gesprochen hat, weiß Geffcken nicht. — Von der Conferenz erfährt Geffcken, daß die Gesandten Preußens, Oesterreichs und des Bundes in vollkommener Eintracht und Uebereinstimmung vorgehen. Beust ist, als der gescheidteste, den Engländern, Russen und Dänen ganz besonders unbequem. Lord Russell und Brunnow sollen neulich geweint haben aus Aerger über ihn. Beust hat nämlich mit großer Ueberlegenheit auseinander gesetzt, daß es sich gar nicht darum handelt, was etwa der König von Dänemark den Deutschen abtreten wolle, sondern lediglich darum, was Deutschland von seinem rechtmäßigen Eigenthum — den beiden Herzogthümern — dem König von Dänemark abzutreten einwilligt.

Geffcken: Die Theilung Schleswigs haben nun auch

die Dänen im Prinzip angenommen — aber sie bieten naiver Weise die Grenzlinie: Friedrichstadt-Eckernförde an. England schlägt die Linie Husum-Schleswig vor — Deutschland besteht auf der Linie Tondern-Apenrade — aber man meint, daß wir uns wohl mit der Linie Tondern-Flensburg werden begnügen müssen, obgleich der König, der strategischen Wichtigkeit wegen, darauf besteht Sundewitt und Alsen zu haben.

Ob Preußen das Besatzungs-Recht in Rendsburg und Kiel erhalten wird, scheint sehr zweifelhaft. Es muß durch Bundes-Beschluß darüber bestimmt werden, und die Klein- und Mittelstaaten sind natürlich aus Neid und Eifersucht dagegen. Es wird nicht gelingen, wenn man sich nicht vorher mit Oesterreich darüber verständigt hat.

Ich: Oesterreich ist aber jetzt gerade sehr leicht zu haben; die Oesterreicher sind um die Finger zu wickeln, denn die Leute leben in Wien in sehr großer Angst. Unter Anderen auch des Fürsten Cusa wegen, der sehr unangenehm wird.

Geffcken vertraut mir ein Geheimniß: er weiß aus sehr zuverlässiger Quelle, es soll bereits ein geheimes Abkommen zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen sein, vermöge dessen Oesterreich darein willigt, daß Preußen das Herzogthum Lauenburg für die Kriegskosten behält — wenn Preußen seinerseits den Oesterreichern ihre Kriegskosten ersetzt. — Die Oesterreicher liquidiren 8 Millionen Gulden Kriegskosten.

6. Juni. Max Duncker besucht und nicht sehr Erbauliches erfahren. Die Unterredung des Herzogs mit Bismarck ist ganz anders verlaufen, als mir Geffcken erzählt hat.

Bismarck hat dem Herzog sehr bestimmt gesagt, was er haben will, der Herzog aber hat ausweichende Antworten gegeben: er habe die Preußen gar nicht gerufen; — der deutsche Bund würde ihn auch ohne Preußen eingesetzt haben, und ohne ihm drückende Verpflichtungen auferlegen zu wollen; — man thäte besser, sein Herz zu gewinnen, anstatt ihm die Hände binden zu wollen.

Max Duncker bemerkte: Bismarck behält Recht; er hat immer gesagt: wozu sollen wir da einen neuen Herzog einsetzen, der mit

Oesterreich und dem Bundestag gegen uns intriguiren wird. Der Junker behält Recht.

8. Juni. In den Zeitungen ist viel davon die Rede, daß der Herzog Friedrich auf die Forderungen Preußens nicht eingehen will — und in den liberalen Blättern mit ziemlicher Entrüstung. Bismarck scheint die Sache selbst in die Oeffentlichkeit zu bringen — wie könnte man sonst wissen, was unter vier Augen zwischen ihm und dem Herzog vorgegangen ist? — Aber er thut recht daran! Welch einen Grund könnte es geben, schonend darüber zu schweigen? — Es kann sogar von Nutzen sein, die Entrüstung Preußens gegen den Herzog wach zu rufen, und ihm zu zeigen, daß er es mit ganz Preußen, nicht blos mit Bismarck zu thun hat.

Gefficken glaubt, gleich mir, daß die Conferenzen nicht zum Frieden führen werden; der Terrorismus, den der Pöbel in Kopenhagen übt, ist von der Art, daß Niemand von Frieden zu sprechen wagt.

England spricht zwar immer noch von der Schlei-Linie — unter der Hand aber wird von Seiten Englands bereits sehr viel mehr geboten, nämlich die Linie Flensburg-Bredstedt. — Von Seiten Preußens wird als Ultimatum die Linie Tondern-Flensburg verlangt, und zwar so, daß der ganze Flensburger Hafen — Nord- und Süd-Ufer, sammt Broacker — auf den deutschen Antheil käme. Für den Fall, daß der Krieg wieder ausbrechen sollte, erklärt Bismarck, daß man alsdann nur mit Dänemark direct unterhandeln, und daß man den Dänen nur genau so viel von Schleswig überlassen werde, als Lauenburg und die jütländischen Enclaven betragen.

Gortschakow hat auf der Durchreise vergebens versucht, ihn versöhnlicher zu stimmen.

18. Juni. Max Duncker bei mir. Politik; Lage besprochen.

Es scheint nun bereits entschieden, daß die Conferenz scheitert. (Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie scheitern würde.)

Lord Palmerston hat in der letzten Zeit die wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht, um Frankreich zum Krieg gegen uns zu bewegen — natürlich vergebens.

Die Königin von England schreibt nun aber wiederholt und

dringend, man möge nachgeben; ſie vermöge die Sache nicht länger zu halten.

Ein eben eingetroffenes Telegramm berichtet, daß Lord Ruſſell im Oberhauſe auf Lord Ellenboroughs ſehr kriegeriſche Interpellation geantwortet hat: Frankreich und Rußland ſeien nicht gewillt die Aufrechterhaltung des Vertrags von 1852 zu erzwingen, England ſei auf ſeine eigenen Hülfsmittel angewieſen — die Canal-Flotte in Bereitſchaft — auf das Nähere könne er ſich nicht einlaſſen.

Wenn die Conferenz ſich zerſchlägt, müſſen wir uns allerdings darauf gefaßt machen, daß die engliſche Flotte unſere Häfen blokirt. —

Ich fragte, ob man ſich bei uns auch nicht durch dieſe Drohungen und ſolche wirkliche Maßregeln werde einſchüchtern laſſen.

Max Duncker: Durchaus nicht! — Man ſagt ſich, daß es keinen weſentlichen Unterſchied macht, ob unſere Häfen von den Dänen blokirt ſind oder von den Engländern. Wir gehen nun zunächſt nach Fünen hinüber.

Ich: möchte Alſen nicht vernachläſſigt ſehen; es iſt da eine ſtrategiſche Poſition, die ſehr wichtig werden kann, wenn fremder Beiſtand den Dänen etwa Muth und Mittel giebt, wieder die Offenſive zu verſuchen.

Max Duncker legt darauf wenig Gewicht — iſt aber mit mir darüber einverſtanden, daß von einer Theilung Schleswigs nicht mehr die Rede ſein kann, wenn der Krieg wieder beginnt; daß wir dann das ganze Schleswig bis zur Königsau haben müſſen — und meint, die Sache könne nun wohl mit dem Untergang Dänemarks enden.

Max Duncker ſpricht mit einer Verwunderung, deren man ſich freilich nicht erwehren kann, von der wunderbaren Dummheit der Engländer — die jede Vorſtellung überſteigt. Napoleons Spiel, ſagt er, iſt ſehr einfach und ſehr durchſichtig: er will England mit Deutſchland verfeinden und gegen einander hetzen — und wenn ihm das gelungen iſt — was ſein großer Onkel nie vermocht hat — wenn er auf dieſe Weiſe England vollſtändig iſolirt hat, dann wird er es bis in den Staub demüthigen. Er wird nicht landen in England — aber er wird die Engländer in allen allge-

meinen Angelegenheiten seinem Willen unterwerfen. — Sie arbeiten ihm in ihrer Dummheit in die Hände, ganz nach Wunsch!

Der Herzog Friedrich hat wirklich Bismarck gegenüber die Aeußerung gethan, die ihm die Kreuz-Zeitung zur Last legt: „Es wäre für ihn besser gewesen, wenn sich Preußen gar nicht in seine Sache gemischt hätte." — Er hatte übrigens Anfangs wirklich die Absicht, die Sache mit dem National-Verein zu versuchen; mit Freischaaren in die Herzogthümer einzudringen u. s. w., es waren dazu bereits eine Menge hoffnungsvoller Genies, wie sie sich eben zu Freischaaren zu finden pflegen, in Hamburg angeworben.

(NB. Das sagte mir zur Zeit auch Eduard Ungern-Sternberg, so wie, daß der Herzog in Lübeck ansehnliche Vorräthe von Waffen und Ausrüstungs-Gegenständen besitze. — Das also war deren ursprüngliche Bestimmung! — Wie unglücklich wäre ein solcher Versuch abgelaufen!)

Professor Georg Beseler bei mir, der selbst Schleswig-Holsteiner ist. Er berichtet, daß man in Schleswig das Verhalten des Herzogs keineswegs billigt. Man will vor Allem von Dänemark los. Ihn hat man als „das incarnirte Landrecht" aufgenommen; daß er jetzt das strenge Recht aufgeben und in eine Theilung des Landes willigen will, das hat man ihm sehr übel genommen.

Daß der Sturm auf Düppel nicht schon aus der 2. Parallele erfolgt ist — wie Prinz Friedrich Carl wollte — sondern daß man noch näher heranging — das verdanken wir dem Kronprinzen — der den betreffenden Befehl vom Könige erwirkt hat.

Das stimmt mit dem, was mir Blumenthal in Gravenstein erzählt hat.

22. Juni. Ich besuche Gefficken. — Der sagte mir, der Wieder-Ausbruch des Krieges sei bereits so gut wie gewiß. — Das Gerücht, die Verlängerung des Waffenstillstandes sei angenommen, müsse jedenfalls ein falsches sein — denn in der letzten Sitzung am 18. sei es nicht geschehen, und von den Ergebnissen der heutigen Conferenz-Sitzung, die erst um 1 Uhr beginne, könne hier noch Niemand etwas wissen.

Den Waffenstillstand, und auch die Entscheidung durch Spruch

eines Schiedsrichters haben sowohl Dänemark als Preußen verworfen. — Bei der Erneuerung des Kampfes laufe man freilich Gefahr in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden — aber darauf müsse man es ankommen lassen, und man sei hier auch entschlossen es darauf ankommen zu lassen.

Bernstorff hat in der Conferenz Fehler gemacht. — Er hat in die Verlängerung des Waffenstillstands um 14 Tage gewilligt ohne Instruction — und besonders: er ist in der Conferenz mit der Theilungslinie Tondern-Flensburg „herausgeplatzt", ohne dazu autorisirt zu sein, und während selbst Oesterreich noch an der Linie Tondern-Apenrade festhielt. — Bismarck und sein Anhang waren wüthend über ihn, der gesammte Ministerrath beantragte Bernstorffs Entlassung. Zu einer so strengen Maßregel wollte sich aber der König nicht entschließen, und so ist Bernstorff dem Schlimmsten noch entgangen.

Preußen verlangt jetzt folgerichtig, daß die Bevölkerung der Herzogthümer selbst befragt werde, wovon vorläufig weder England noch Dänemark hören wollen. — Da die Dänen in der Conferenz behaupteten, die Schleswiger seien „les sujets les plus fidèles de Sa Majesté" ihres Königs, bemerkte Beust: es freue ihn sehr das zu vernehmen; da könnte die dänische Regierung ja gar Nichts dagegen haben, daß man die Bevölkerung selbst befrage. Quaade und Krieger schwiegen dazu.

So weit wären wir also, und damit ist viel gewonnen; aber was wird nun England thun?

24. Juni. Der Großherzog von Oldenburg ist nun doch — wohl von Rußland veranlaßt — officiell mit seinen Ansprüchen auf die Herzogthümer bei dem Bundestage hervortreten. Das wäre früherhin sehr verdrießlich gewesen; in der gegenwärtigen Lage der Dinge aber kann es von einigem Nutzen sein. Der Krieg beginnt nun wieder.

Bei dem Abendessen erzählt mir Max Duncker: der „Altonaer Merkur" sagte vor einigen Tagen, er sei ermächtigt zu erklären, daß der Herzog Friedrich die Worte: es wäre besser für ihn gewesen, wenn sich Preußen gar nicht in die Sache der Herzogthümer gemischt hätte, nie gesprochen habe.

Heute Abend bringt nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" — als Bismarcks Organ bekannt — einen Artikel in gesperrter Schrift: sie sei ermächtigt zu erklären, daß der Herzog die berüchtigten Worte allerdings gesprochen hat. —

Ich: Warum thut Bismarck das? — Das Dementi im Altonaer Merkur war doch von Seiten des Herzogs ein Schritt, um einzulenken; das müßte man ihm doch nicht unnützer Weise erschweren.

Max Duncker: Er thut es, um den Herzog in Preußen zu ruiniren, und im Lande (in den Herzogthümern) — denn es regt sich auch im Lande schon eine Partei gegen den Herzog. Bei Bismarck ist Alles persönlich, der schenkt dem Herzog die Demüthigung nicht. Wenn man mit einem solchen Mann zu thun hat, muß man sich das sagen, vorsichtig sein und sich keine Blößen geben.

Uebrigens ist es mit dem Einlenken noch nicht so weit her; in seinen neuesten Briefen hierher hat der Herzog erklärt: er wollte durchaus mit Preußen und Oesterreich gehen — und das ist denn doch nur eine neue Form jedes nähere Verhältniß zu Preußen abzulehnen.

25. Juni. Die Zeitungen bringen in Telegrammen den Abbruch der Conferenz und den Wieder-Ausbruch des Krieges, wie ich das von Anfang an erwartet hatte.

Der Sturm auf Alsen und der Friede mit Dänemark.

29. Juni. Von Kehler erfuhr ich, daß unsere Truppen heute früh siegreich nach Alsen hinüber gegangen sind; oder wie man das nennt, daß Alsen erobert ist. — Doch ist das Gelände dort so weitschichtig, daß die Sache wohl nicht in ein paar Stunden abgemacht sein kann. — „Geringer Verlust, viele Gefangene" sagt das Telegramm. In der Stadt zeigen nur wenige Häuser preußische Fahnen, Alles still und alltäglich.

30. Juni. Max Duncker meint, in der letzten Zeit habe Bismarck die Dinge gut gemacht; er hat trotz österreichischer und bayerischer Intriguen den Zollverein wieder zu Stande gebracht, in diesen Tagen;

— er hat Rußland dahin gebracht, ſich von dem Londoner Protocoll oder Vertrag los zu ſagen und einzuwilligen, daß Oldenburg — mithin Deutſchland — ſeine Anſprüche auf ganz Schleswig ausdehnt — und er weiß Oeſterreich immer weiter zu führen, immer weiter mitzuſchleppen, worin eine gewiſſe Sicherheit liegt in Beziehung auf die mögliche europäiſche Verwicklung.

Das Kunſtſtück, vermöge deſſen er das bewirkt, iſt ein ſehr einfaches. Die Oeſterreicher möchten gern, gleichviel wie, aus der Sache herauskommen, und ſind daher ſtets bereit auf jeden Vorſchlag der Neutralen einzugehen. So wollten ſie auch neuerdings wieder darauf eingehen, daß die Grenzlinie in Schleswig durch den Spruch eines Schiedsrichters beſtimmt werden ſollte. — Bismarck geht dann bei ſolchen Gelegenheiten ſcheinbar auf alle Bedenken Oeſterreichs ein, und erklärt, er begreife ſehr wohl, daß Oeſterreich ſich aus wichtigen Gründen ſo bald als möglich ganz aus der Sache zu ziehen wünſche; man möge demnach die Sache Preußen allein überlaſſen. — Auf eine ſolche Aufforderung hin ſtürzt ſich dann Oeſterreich jedes Mal mit verdoppeltem Eifer in die Sache.

England hat ſich aber wieder auf die allerſchmählichſte Weiſe blamirt. Noch in den letzten Tagen hat Sir Andrew Buchanan hier die allerverwegenſten Drohungen ausgeſprochen; der Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen verſtand ſich demnach von ſelbſt, die Intervention Englands ſtand unmittelbar bevor —: und darauf folgen nun, da man es darauf hat ankommen laſſen, die friedlichen Erklärungen der engliſchen Miniſter im Parlament! —

2. Juli. Droyſen begegnet. Der ſpricht davon, wie über alle Begriffe England ſich blamirt hat, und wie glänzend dagegen unſere Angelegenheiten gehen. — Nun iſt Alſen ſo „glatt und elegant" genommen — und ganz nebenher auch der Zollverein auf Grundlage des Handelstractats mit Frankreich neu geſchloſſen!

5. Juli. Abends Geffcken bei mir. Er iſt geſtern aus Knauthain bei Leipzig zurückgekehrt, wo er bei dem Geſandten Hohenthal einige Tage zum Beſuch war.

Geffcken erzählt, wie die Darſtellung der Conferenz-Verhandlungen zu Stande gekommen iſt, die Lord Ruſſell in der letzten Sitzung vor-

gelesen hat, und die so ganz im dänischen Sinne gehalten ist. *Sie ist das Werk des russischen Botschafters Brunnow* — und der übersendete sie arglistiger Weise Russell erst eine Stunde vor der Eröffnung der Schlußsitzung. Auch Latour d'Auvergne ist dupirt worden und hat sie nicht geprüft; so ist sie denn als eine gemeinsame Darstellung von Seiten der neutralen Mächte vorgetragen worden. Latour d'Auvergne hat aber gleich darauf bei Bernstorff einen Besuch gemacht und sich und die Sache entschuldigt.

Aber daß Lord Russell sich seine Staats-Schriften von einer fremden Regierung machen läßt, der er mißtraut; — und daß er deren Elaborat gemüthlich vorträgt, ohne es vorher durchgesehen zu haben; daß er in demselben Augenblick, wo er im Namen Englands erklärt, man werde Dänemark seinem Schicksal überlassen, eine so dänische Gesinnung ausspricht — ohne es recht gewahr zu werden —: das übersteigt doch Alles, was man von staatsmännischer Unfähigkeit irgend erwarten kann!

8. Juli. Zeitungen. *Die falschen Depeschen, die jetzt in der Morning Post veröffentlicht werden.* Ich erkenne darunter den Brief des Generals Manteuffel an Bismarck, den mir Max Schlesinger in London vorgelesen hat, und dieser Umstand erweckt eine Reihe von Folgerungen, die zu einer bestimmten Ansicht über den Ursprung und die Bestimmung dieser Depeschen führen.

Sie sind nicht durch Lord Palmerston veranlaßt und in London fabrizirt worden, wie unsere Zeitungsschreiber glauben; *sie sind nicht in London fabrizirt, sondern im Kreise der österreichischen Revolutionairs.* — Max Schlesinger hatte den Brief, den er mir theilweise vorlas, aus der Fremde. Die Depeschen waren vom Continent aus nach England gesendet und kamen dort zum Vorschein, *gerade zur Zeit als Garibaldi's Ankunft ganz England in eine wunderseltsame Begeisterung versetzte.* — Dieses Zusammentreffen ist natürlich nicht zufällig — es wirft vielmehr ein helles Licht auf die Berechnung, die dabei zum Grunde lag. Die Absicht war ohne Zweifel, England und Frankreich in einen Krieg hinein zu ziehen, bei dem Dänemark — die Herzogthümer — und selbst Preußen ganz gewiß nicht als das eigentliche Object wären

aufgefaßt worden, der vielmehr zunächst vorzugsweise gegen Oesterreich gerichtet worden wäre und zum Zweck gehabt hätte, Venetien, Ungarn und Polen zu emanzipiren! — Um das linke Rheinufer als Lohn für Frankreich, als Mittel zum Zweck hätte es sich wohl nebenher gehandelt. Garibaldi wurde nach England geschickt oder gebracht, um die Volksbegeisterung, den Enthusiasmus, hervorzurufen, der die Sache in den gehörigen Schwung bringen konnte. Die Berathungen der kosmopolitischen Schwefelbande, die zu Garibaldi's Zeit in London stattfanden, hatten wohl den Zweck diese Pläne zu fördern.

9. Juli. Carl Frederichs, meinen alten russischen Bekannten, besucht. Vor der preußischen Armee hat er einen gewaltigen Respect. — Viel Wunderbares aus Rußland: der Trunk nehme überhand, seitdem das Branntwein-Monopol der Krone aufgehoben ist. — Die Großfürstin Constantin soll nicht etwa blos galant sein, sondern „dépravée dans l'âme avec raffinement"! Der Großfürst Constantin hat bei seinem Bruder, dem Kaiser, angefragt, was er thun solle, im Fall ihm die Krone Polens angeboten würde, und die Antwort erhalten: es sei durchaus unziemlich, daß ein Unterthan eine solche Frage an seinen Herrn richte.

10. Juli. Langes Gespräch ex parte mit Max Duncker. Er fordert mich auf zu Roon zu gehen und darauf zu dringen, daß wir nach Fünen übergehen. Das scheint ihm unerläßlich — und er kann zwar mit Roon über solche Dinge sprechen, wenn er am dritten Ort mit ihm zusammentrifft, nicht aber zu ihm gehen.

Es kommt nämlich darauf an, die Dänen durch empfindliche Schläge, die man gegen sie führt, dahin zu bringen, daß sie entmuthigt unmittelbar hier in Berlin bei uns den Frieden nachsuchen, ehe irgend eine Vermittelung dazwischen treten kann, — die England natürlich unterstützen würde. — Dem muß vorgebeugt werden. Denn Preußens Ehre erfordert, daß der Friede unmittelbar mit uns geschlossen werde, und daß wir Schleswig ganz und ungetheilt erhalten. Höchstens ein Aequivalent für Lauenburg könnte man den Dänen im Norden von Hadersleben lassen. — Ja, womöglich muß man es dahin bringen, daß Dänemark die Herzogthümer uns abtritt — nicht dem

Herzog von Augustenburg — gerade wie Oesterreich die Lombardei in dem Frieden von Villafranca nicht den Italienern abtrat, sondern dem Kaiser der Franzosen; dann hätte Preußen über die Herzogthümer zu verfügen. — Dahin ist es zu bringen, wenn wir nach Fünen hinüber gehen. — Und das läßt sich ganz gut ausführen; wenn etwa die Oesterreicher nicht mit wollen, braucht man eben nur die alte Taktik zu beobachten, mit der Bismarck sie nach Jütland gebracht hat; wenn er ihnen wieder sagt: „Er sehe ein, daß die Sache für sie sehr mißlich sei — sie möchten daher ihre Truppen zurückziehen und die Sache uns allein überlassen!" Darauf gehen sie überall hin. Und übrigens, wenn sie diesmal wirklich nicht wollen, haben wir Truppen genug in Schleswig, um das Unternehmen allein auszuführen.

Gneist unter dem Brandenburger Thor begegnet. Er gestand mir, daß er sehr „verstimmt" sei. Er sehe keine Aussicht, daß es irgendwo so gehen könnte, wie es eigentlich müßte.

Es geht mit der Fortschrittspartei eben mächtig bergab — auch in den Municipal-Angelegenheiten Berlins, deren sie sich ganz bemächtigt hatte.

12. Juli. Morgens um 10 Uhr bei Roon; langes und merkwürdiges Gespräch mit ihm. Wir sprachen zuerst von den falschen Depeschen, die erfunden worden, um England damit bange zu machen, daß Bismarck die Erneuerung der heiligen Allianz beabsichtige.

Roon: Sie sind im Ganzen so schlecht erfunden, daß man unmöglich dadurch getäuscht werden konnte. Es ist darin das gerade Gegentheil der wirklichen Verhältnisse vorausgesetzt. Nichts liegt so fern als eine Wiederherstellung der heiligen Allianz, davon muß man überzeugt sein, wenn man weiß, wie sehr man in Oesterreich jede europäische Verwicklung fürchtet, wie ängstlich man dort Alles zu vermeiden sucht, was dazu führen könnte, — wenn man weiß, wie sehr Rußland und Oesterreich noch immer gereizt und erbittert gegen einander sind, mit welchem Mißtrauen sie sich gegenseitig beobachten, so daß nur wir es sind, die ein leidliches Verhältniß zwischen beiden erhalten; — wenn man weiß, wie sehr man auch in Rußland eine europäische Verwicklung scheut — wie sehr der Kaiser von Rußland

während seines Besuches hier bemüht gewesen ist, unseren König klein zu machen — ihm Besorgnisse einzuflößen, ihn von großen Gefahren zu überzeugen — ihn zum Nachgeben zu bestimmen — und daß der Fürst Gortschakow noch immer an dem Gedanken einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich hängt! — Da ist keine Neigung zur heiligen Allianz! — und wir! wir sind Herren der Situation! wozu sollen wir uns die Hände binden?

Ich erzählte ihm von Garibaldi's Anwesenheit in England — von den kosmopolitischen Revolutionärs, die zu gleicher Zeit eintrafen, von der Rathsversammlung bei Mazzini, der Garibaldi präsidirt hat, wer dabei gewesen — und wie dann mit der Anwerbung von Freischärlern der Anfang gemacht wurde. Das Alles ist ihm neu und interessirt ihn auf das Höchste, ebenso was ich von dem Zustand der englischen Armee zu berichten habe. Nebenher erwähne ich, daß ich mit mehreren Parlamentsmitgliedern, namentlich Kinglake, Grant Duff und Bernal-Osborne, in freundschaftlichen Beziehungen stehe, auf ihre Reden einen gewissen Einfluß geübt und zum Theil das Material dazu geliefert habe.

Ich theile ihm dann mit, was mir Duncker über die Vermittlerabsichten Napoleons gesagt hat, und welche Stellung England voraussichtlich zu denselben einnehmen wird. — Napoleon wird die Vermittlung übernehmen — als Vermittler alsdann auf einer Theilung Schleswigs, und zwar auf der Linie Tondern-Flensburg bestehen. Nicht aus irgend einem besonderen Wohlwollen für Dänemark, sondern damit nicht das Princip des positiven geschichtlichen Rechts zur Geltung komme, das wir vertreten, sondern das der souveränen Nationalität, mit dem er auftritt. Er wird dabei England gern zu Hülfe rufen, und England wird ihm beistimmen. Es wäre wünschenswerth, Dänemark durch rasche Schläge zum Frieden zu zwingen, ehe diese Vermittlung sich eindrängen kann.

Roon behandelt das Alles mit einer gewissen Geringschätzung und spricht geflissentlich, als habe die Politik Preußens von Anfang an immer folgerichtig ein und dasselbe Ziel im Auge gehabt, nämlich die gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark (!!). —

„Der Vermittlung Frankreichs werden wir uns principiell nicht widersetzen, die Vermittlung Englands aber werden wir sehr entschieden ablehnen. — Daß Napoleon sehr gern bereit sein wird die Vermittlung zu übernehmen, daran ist nicht zu zweifeln — denn der Arbiter Europa's zu sein, das ist ja sein Ziel! — Aber von solchen Friedensbedingungen kann nicht mehr die Rede sein. — Daß wir davon gesprochen haben, das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten, daß wir die Personal-Union hingestellt haben, daß wir von einer Theilung Schleswigs gesprochen haben — das Alles ist geschehen, um nicht vor Europa das Odium auf uns zu nehmen. Jetzt aber sind das Alles überwundene Standpunkte; von einer Theilung Schleswigs kann nicht mehr die Rede sein: will Napoleon deshalb Krieg mit uns führen, so mag er!" (NB. Wenn sich diese Entschlossenheit bewährt, soll sie mich gar sehr freuen.)

Ich: Doch wäre immerhin sehr wünschenswerth, es durch eine energische Führung des Krieges dahin zu bringen, daß die Dänen sich unterwerfen, ehe weitere Verwicklungen aus der Sache entstehen können.

Roon: Was nun weiter geschehen soll, hängt größtentheils von Oesterreich ab. Wenn die Oesterreicher jetzt in der Nordsee ernsthaft vorgingen, wo sie den Dänen vollkommen gewachsen sind, nach den Verstärkungen, die sie erhalten haben, kämen die Dänen in die Lage, daß sie entweder die Blokade der Ostsee aufheben müßten, um die Schiffe von dort an sich zu ziehen, oder daß sie sich in der Nordsee nicht behaupten könnten. Ziehen sie ihre Schiffe aus der Ostsee an sich, dann kommt es darauf an, ob unsere Ostsee-Escadre ihnen in die Nordsee folgen kann, und ob es ihr gelingt, sich dort mit der österreichischen Flotte zu vereinigen.

Es ist unbegreiflich, daß die Oesterreicher nicht energisch vorgehen in der Nordsee, um so mehr, da der Ruhm ganz ihnen anheim fallen würde, denn wir stehen zur See immer untergeordnet neben ihnen. Der „Adler" bedarf einer Reparatur, er muß einen neuen Kessel bekommen; so haben wir denn in der Nordsee, außer ein paar Kanonenbooten, nur die Corvette „Augusta" und eine zweite Corvette, die

wir in vierzehn Tagen erwarten. — Was die Oesterreicher zurückhält, ist immer die Furcht vor einer europäischen Verwicklung und dann auch der Geldmangel. Aber man kann doch am Ende nicht glauben, daß sie ihre Stellung in Deutschland darüber werden verlieren wollen.

Ich: Dem gegenwärtigen Zustand der dänischen Armee gegenüber läßt sich sehr viel unternehmen. Ich glaube nicht, daß die Dänen ihre Flotte daran wagen werden, den kleinen Belt zu vertheidigen. Sie haben es im Alsensund nicht gethan, noch weniger werden sie es im Belt thun, wo die Sache viel schwieriger ist.

Roon: Sehr viel schwieriger!

Ich: Der Gedanke, daß ihnen die Mittel fehlen könnten, Seeland zu vertheidigen, wenn sie ihre Flotte verlieren, um den Uebergang nach Fünen zu verhindern, wird die Dänen abhalten, sie im kleinen Belt auf das Spiel zu setzen.

Roon leitet das Gespräch auf den Herzog Friedrich über. Bei seiner Schwäche sei gar kein Abkommen in zuverlässiger Weise mit ihm zu treffen. Wenn er auch bestimmte Verpflichtungen gegen Preußen übernimmt, er läßt sich davon wieder dispensiren.

Ich: Durch wen?

Roon: Durch das Orakel aller constitutionellen Fürsten: durch das Parlament!

Ich: O, das hat keine Noth! In Holstein ist seine Sache bis zu einem gewissen Grade Sache des Gefühls, da hat man ein Gefühl für ihn; in Schleswig aber gar nicht, da wird die Lage des Landes sehr nüchtern beurtheilt, und er gilt als Mittel zum Zweck. Man erkennt in Schleswig sehr bestimmt, daß man des preußischen Schutzes bedarf, und Sie werden sehen! So wie das Land seine Stimme erheben und mitreden kann, wird gerade das Land dem Herzog sehr scharf zu Leibe gehen und sehr bestimmt darauf dringen, daß er Preußen die nöthigen Concessionen macht.

Roon gesteht, daß Deputationen aus den Herzogthümern, die bei ihm gewesen sind, ihm ganz in diesem Sinn gesprochen haben.

Um auf die Nothwendigkeit energischer Kriegsoperationen zurückkommen zu können, thue ich zunächst der allgemeinen Demoralisation

in Dänemark Erwähnung; es werde mich nicht überraſchen, wenn das ganze Drama mit einer Revolution in Kopenhagen endet, wenn die Partei der Eiderdänen zuletzt gemeinſchaftliche Sache mit der ſkandinaviſchen macht.

Roon: Das könnte um ſo eher geſchehen, als zwiſchen den Eiderdänen und den Skandinaviern von einem principiellen Gegenſatz nicht die Rede iſt. — Er hält eine ſolche Revolution ebenfalls für möglich.

Ich: Ich erwarte ſie einigermaßen, entweder unmittelbar vor dem Frieden, wenn ernſthafte Anſtalten gemacht werden die Herzogthümer abzutreten, oder unmittelbar nach dem geſchloſſenen Frieden.

Roon: Ich erwarte ſie jetzt! — Roon ſagt mir dann, daß unſere Truppen über den Lim-Fjord gegangen ſind.

Ich: Ich fürchte, wir finden Nord-Jütland verlaſſen.

Roon: General Hegermann ſoll dort ſechs Regimenter Dragoner haben; denen werde man hoffentlich beikommen. (NB. Die Hoffnung, einen Theil dieſer Reiterei zu Gefangenen zu machen, hat alſo zu dieſer Operation geführt, und das könnte allerdings gelingen, da die Einſchiffung von Reiterei eine ſehr umſtändliche Sache iſt und nicht ſchnell geht. Meines Wiſſens aber zählt die däniſche Armee überhaupt nur fünf Reiter-Regimenter.)

Roon: iſt nicht ganz zufrieden mit der Art, wie General Vogel von Falckenſtein dieſe Operation ausgeführt hat; man habe den Uebergang begonnen, ohne im Augenblick mehr als vier Boote zur Verfügung zu haben; das ſei denn doch zu viel gewagt.

Ich: Die Dänen ſind wohl in dem Zuſtand, daß man ſo ziemlich Alles und Jedes gegen ſie unternehmen kann. Sie wiſſen ſo gut und beſſer als ich, daß der echte, wahre ſtrategiſche Calcül — wovon freilich ſolche Doctrinärs wie der Erzherzog Carl und Jomini keine Ahnung hatten — daß dieſer Calcül größtentheils ein pſychologiſcher iſt!

Dieſer Gedanke macht ſichtlich großen Eindruck auf ihn. Mehrere Mal wiederholt Roon, das ſei wahr, ſehr wahr!

Ich: Eigentlich wünſchenswerth iſt, es dahin zu bringen, daß Dänemark die Herzogthümer uns abtreten muß, damit wir dann über ſie zu verfügen haben.

Roon: Das iſt unſer Ziel!

Ich (indem ich mich verabſchiede): Ich wünſche ſehr, wir gingen bald nach Fünen!

Roon antwortet, daß er dieſen Wunſch theilt.

Ich bin leidlich zufrieden mit dieſem Geſpräch. Die Operation nach Nord-Jütland gefällt mir aber nicht ſonderlich. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn wir dort das Neſt nicht leer fänden, und einen Stoß in das Leere thäten! Oder ſollten die Dänen wirklich thörichter Weiſe eine bedeutende Truppenmacht in Nord-Jütland haben, ſo wäre das ein Grund mehr nach Fünen hinüber zu gehen. Denn Alles, was ſie in Jütland haben, wird ihnen in Fünen fehlen.

22. Juli. Beſetzung von Rendsburg. Die Mittelſtaaten werden ein Zetergeſchrei darüber erheben. Doch ſcheint mir das Ereigniß erwünſcht, das uns zum Herrn in den Herzogthümern macht.

Max Duncker, den ich beſuche, iſt ſehr unzufrieden mit dem Polenprozeß. Der Hochverrath wird den Beſchuldigten ſchwer nachzuweiſen ſein. Von Seiten unſerer angenehmen Berliner Demokraten werden ſchon allerlei Anſtalten getroffen, die erloſchenen Sympathien für die Polen wieder anzufachen.

Was mich aber in die äußerſte Verwunderung ſetzt, iſt, daß Gneiſt ſich zudrängt als freiwilliger Vertheidiger der Polen. Man macht ihm Schwierigkeiten, er aber läßt ſich nicht abweiſen und ſetzt es durch, daß er als Vertheidiger der Polen vor Gericht ſchöne Reden halten kann.

31. Juli. Der Präliminarfrieden iſt geſchloſſen. Dänemark tritt die drei Herzogthümer vollſtändig ab. Das iſt ein ſchöner Erfolg, der Demokraten und Fortſchrittsmännern ſehr mißfallen wird.

14. Auguſt. Ich muß oft an Gneiſt und den Polen-Prozeß denken. Die Art, wie er die Sache betreibt, ſetzt ſeinem Benehmen die Krone auf. Wenn er ſie in großartiger Weiſe führte, als ſei das Streben der Polen, ihr Vaterland herzuſtellen, in ſeinen Augen keine Schuld — oder auch, als halte er ſie in einem engeren juriſtiſchen Sinn des Worts für unſchuldig, als glaube er nicht an das Daſein der Umtriebe, die ihnen zur Laſt gelegt werden: dann hätte die Sache Art. Aber er vertheidigt die Leute, als halte er ſie für

schuldig, und sucht ihnen durch allerhand armselige Advokatenkniffe durchzuhelfen!

Cunnersdorf. 28. September. Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Florenz; könnte wohl die Einleitung zu einem neuen Kriege mit Oesterreich sein.*)

14. Oktober. General Grant gefällt mir mit seiner energischen Ausdauer vor Richmond. Von allen Generalen, welche die Nordstaaten bis jetzt ins Feld geschickt haben, scheint dieser ohne allen Vergleich der tüchtigste zu sein. Uebrigens ist auch das einleuchtend, daß von Seiten der Nordstaaten in diesem Augenblick die alleräußersten Anstrengungen gemacht werden, nicht sowohl um die Entscheidung herbeizuführen, als um die Wiederwahl Lincolns zum Präsidenten durchzusetzen. Grant wird sich auf jeden Fall, auch wenn er gar keine Aussicht hat Richmond zu erobern, ja wenn seine Lage auch eine bedenkliche werden sollte, auf jede Gefahr hin in seiner Stellung vor der südstaatlichen Hauptstadt zu behaupten suchen, bis Lincolns Wiederwahl erfolgt ist.

26. Oktober. Zeitungen: Rechberg hat seine Demission gegeben; Schmerling hat den Sieg über ihn davongetragen —: was bedeutet das? — was wird es für Folgen haben? — Daß es eine Folge der „Convention" vom 15. September ist, unterliegt keinem Zweifel; aber wie hängt das Ereigniß mit dieser Convention zusammen? — Ich muß darüber an Max Duncker schreiben und mich zu orientiren suchen. Die Convention ist in Abwesenheit der Kaiserin Eugenie geschlossen worden; es scheint, daß sie, nach ihrer Rückkehr nach Paris, der französischen Politik eine veränderte Richtung gegeben hat, die auch aus der Convention etwas wesentlich Anderes macht, als sie anfänglich wohl sein sollte.

30. Oktober. Politik. Die Wendung, welche die Dinge in Wien genommen haben, macht mir große Sorgen und ist mir sehr be-

*) Am 15. September war unter dem Eindruck der Schlacht bei Aspromonte und der Gefangennehmung Garibaldi's durch Pallavicini der französisch-italienische Vertrag, betreffend Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz, allmähliche Zurückziehung der französischen Occupationstruppen aus Rom und Aufrechterhaltung der Autorität des Papstes, zum Abschluß gekommen.

denklich. Schmerling, der dort nun endlich seine Gegner verdrängt hat und als Herr der Situation dasteht, ist ein sehr arger und sehr gefährlicher Feind Preußens. Wir werden den Rückschlag sofort in Schleswig-Holstein spüren. Die Berather des Herzogs Friedrich sind ganz die Leute dazu, sich mit ihrem nationalvereinlichen, fortschrittlichen, mittel- und kleinstaatlichen Particularismus allenfalls auch auf Herrn von Schmerling und seine Intriguen zu stützen.

2. November. Zeitungen: der Friede ist also unterzeichnet! und Stenderup bleibt den Dänen! Hoffentlich ist doch wenigstens festgesetzt, daß sie dort keinerlei Befestigungen anlegen dürfen.

15. December. Bemerkenswerther Brief von Max Duncker; in Beziehung auf die Convention vom 15. September weiß er nur, was die Zeitungen bringen, ist übrigens ganz meiner Meinung:

„Von Wien aus hat man sich bemüht der Convention ein möglichst freundliches Gesicht zu machen und dem Papst gerathen, seine Stütze in Paris zu suchen. Bis jetzt sollen indes die Bemühungen Metternichs, Oesterreich und Frankreich auf guten Fuß zu setzen, keinen Erfolg gehabt haben."

(NB. Die europäische Welt wiegt sich in einem seltsamen Sicherheits-Schlummer — und doch ist gar sehr einleuchtend, daß der allgemeine Friede durchaus nicht auf die Länge gesichert ist, und mir scheint es sehr fraglich, ob das Jahr 1865 in Frieden vergeht. Ich zweifle eher daran!)

„Von Kiel weiß ich Ihnen gar Nichts zu sagen. Ahlefeldt aber sagte mir vor einigen Tagen, daß er den Abschluß für sehr weitaussehend halte. Die Erledigung der Succession könnte sich noch sehr lange, vielleicht Jahre hinausziehen. Die Stimmung in Preußen werde dazu sichtlich annexionistischer und in den Herzogthümern fange dieser und jener an zu rechnen. Da der Bund nun aus Holstein hinausgeworfen ist, wird man seine Hoffnungen wohl vorzugsweise auf Oesterreich richten und es vielleicht dadurch erreichen, die Annexion möglich zu machen. Ließe sich Oesterreich z. B. zur Anerkennung des Herzogs, d. h. zu einseitiger Disposition über das gemeinsame Eigenthum treiben, so würde man hier ebenfalls einseitig disponiren. Be-

sondere europäische Schwierigkeiten würden der Annexion schwerlich im Wege stehen; nur die Rücksicht auf den Rechtspunkt und die Bevölkerung in Schleswig-Holstein können von derselben zurückhalten.

Bismarcks Absicht ist, wie es scheint, die Sache in die Länge zu ziehen, die Leute mürbe zu machen, so daß sie sich zuletzt in die Annexion fügen. Er soll sich aber wohl vorsehen, ob er das auch durchführen kann; wenn nicht, wenn wir uns am Ende doch mit einer Militär-Convention, Besatzungsrecht und dergleichen begnügen müssen, dann ist es ganz und gar nicht gleichgültig, ob der Herzog und die Bevölkerung vorher erbittert worden sind oder nicht. —

Was die Kieler Gesellschaft betrifft, so fürchten die Leute die Annexion — suchen deshalb anderswo Schutz, zumal bei der Ohnmacht — verhalten sich mißtrauisch — abwehrend, feindselig gegen Preußen — und können und wollen nicht begreifen, daß sie gerade dadurch die Gefahr der Annexion heraufbeschwören; daß die Rettung einzig und allein in dem entgegengesetzten Verhalten, in einem offenen, vertrauensvollen Anschluß an Preußen lag. — Denn Preußen kann unmöglich den Krieg geführt haben, um einen Feind in Schleswig-Holstein einzusetzen oder auch nur, um einen neuen particularistischen Kleinstaat zu gründen.

Der Wunsch zu annektiren, muß wohl in Preußen sehr um sich gegriffen haben, wenn selbst ein Fortschrittsmann, wie der Oberbürgermeister Seydel, in seiner Anrede an die Truppen darauf hindeutet! Und dadurch wird die Sache ernsthafter, als wenn Bismarck allein sich mit solchen Plänen trägt!"

Einsame Studien in Cunnersdorf bis in den Beginn des Jahres 1865.

Schon nachdem die schleswig-holsteinsche Angelegenheit in dem Präliminarfrieden einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, war Bernhardi (Mitte August) von Berlin abgereist und in seine schlesische Land-Einsamkeit zurückgekehrt, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Es liegt die Annahme nahe, daß er vornehmlich

mit der Fortsetzung seiner, in der Hirzel'schen „Staatengeschichte der neuesten Zeit" veröffentlichten „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" beschäftigt gewesen. Der erste Band dieses merkwürdigen Buches war im Jahre 1863 erschienen und hatte — entsprechend seinem Titel — nicht sowohl die Geschichte Rußlands, als die Theilnahme Rußlands an den europäischen Ereignissen der Jahre 1813 und 1815, im Besonderen die Verhandlungen des Wiener Congresses und den Gang des Feldzuges von 1815, zum Gegenstande gehabt. — Es darf beiläufig bemerkt werden, daß der zweite Band dieses — leider unvollendet gebliebenen — Werkes erst viele Jahre später (1874) erschien und nach einem wesentlich veränderten Plane gearbeitet war. Auf eine etwa 12 Bogen starke Einleitung, welche die Summe westeuropäischer Entwickelung seit den Tagen der Kreuzzüge zog, folgte in den nächsten Abschnitten eine Darstellung der älteren russischen Geschichte, welche in das Chaos der wenig bekannten und aus anscheinend incohärenten Episoden zusammengesetzten Historie von der Verwandlung des ursprünglich normannischen, dann halbasiatischen, erst durch die Moskauischen Theilfürsten zusammengeschweißten Zarenreichs in eine europäische Monarchie, Licht und Ordnung brachte und die entscheidenden Momente dieses schwer verständlichen, geschichtlichen Prozesses zum ersten Male deutlich aufwies. — Auf die einzelnen Theile dieses, bis zum Jahre 1818 fortgeführten, bis jetzt unübertroffen gebliebenen Werkes und auf die an demselben gemachten Ausstellungen werden wir in der Folge zurück kommen.

Die wenigen Mußestunden, die er sich gönnte, füllte Bernhardi damit aus, sich in die altgriechische Literatur zu versenken.

„Ich will," schreibt er am 17. August, „die griechischen Tragiker gleichzeitig mit dem Thukydides lesen und den Aristophanes dazu, um den vollen Eindruck griechischer Cultur zu haben."

Nebenher las er Livius und Anderes, was auf seine historischen Studien Beziehung hatte. — Wenn — wie schon die letzten Seiten des vorigen Kapitels zeigen — die politischen Aufzeichnungen dieser Periode sehr vereinzelte sind, so finden sich andererseits zahlreiche im Verfolg dieser Lectüre niedergeschriebene Bemerkungen, von denen einige auf den nachfolgenden Blättern Platz finden mögen.

Thukydides.

Nur Quellenschriftsteller, unmittelbare Zeugen, geben einen wirklichen Begriff, ein lebendiges Bild ihrer Zeit. — Wunderbar ist es in der unsrigen, wo alle Verhältnisse sich in die Weite ausdehnen, zurückzublicken auf die Contraste der griechischen Periode — auf den Gegensatz zwischen der räumlichen Enge, der materiellen Kleinheit, in der sich Alles bewegt, und der Größe der weltgeschichtlichen Aufgabe, die Griechenland zu lösen hatte; — der Höhe geistiger Bildung, die erreicht war, und dem kindischen Ungeschick in jeder materiellen Thätigkeit des Lebens, z. B. im Belagerungskriege und der Schifffahrt. — Wie seltsam nehmen sich diese Flotten aus, die zweimal täglich landen müssen, damit die Mannschaft ihre Mahlzeiten auf dem Lande bereiten und einnehmen kann.

Im Thukydides lernen wir unter Anderem auch die griechische Civilisation, die man leicht überschätzen könnte, wenn man sie nur von der ästhetischen Seite betrachtet, auf ihren wahren Werth zurückführen. — Hier stehen wir mitten im griechischen Leben der perikleischen Zeit — dem Höhepunkt griechischer Cultur —: und wieviel nichtswürdige Roheit entfaltet sich vor unserem Blick. — Wieviel Roheit namentlich — die Niemand dafür erkennt, was sie ist — kommt in dem übermüthigen Gebrauch des Sieges zum Vorschein!

Es geht eben das gesammte Staatswesen des Alterthums von der Vorstellung aus, daß der Zustand der Rechtlosigkeit und Gewalt der natürliche, jeder andere ein künstlicher, ein Ausnahmezustand ist, der nur in einer besonderen bestimmten Verabredung und übernommenen Verpflichtung seine Berechtigung haben kann.

Wir lernen da die Civilisation der Neuzeit schätzen; wir erkennen, was die christliche Religion dem Menschengeschlecht gebracht und gewährt hat.

Gerade in der objectiven Darstellung des Thukydides wird es überzeugend anschaulich, daß der Entscheidungskampf zwischen Athen und Sparta unvermeidlich war — und die wirkliche Lehre, die dieses großartige Gemälde giebt, liegt darin, daß es den Krankheits- und

Todeskeim erkennen läßt, der in einem ſolchen Staatsculturweſen, wie das griechiſche, liegt.

Merkwürdig iſt die geringe Intenſität, mit welcher der peloponneſiſche Krieg eigentlich geführt worden iſt. Die Erſcheinung hat ihren Grund in den ſozialen Zuſtänden; in dem Mangel an einem ſtehenden Heer und an den Mitteln, ein ſolches zu unterhalten. — Die Mannſchaften, aus denen die Heere zuſammengeſetzt waren, konnten ſich, wenigſtens in ihrer Geſammtheit, nur auf kurze Zeit von Hauſe entfernen.

Alkibiades' Zug nach Sicilien exemplificirt die Kleinheit der griechiſchen Verhältniſſe; wie koloſſal erſcheint den Söhnen jener Zeit eine Expedition von 6450 Mann; und welch' ein fernes Ziel Sicilien! — Freilich war das, was ſich in dieſen engen Verhältniſſen bewegte, Weltgeſchichte und das gleichzeitige maſſenhafte Treiben der Barbaren war es nicht. — Aber, wenn wir damit die Plane der heutigen Politik vergleichen, müſſen wir uns doch geſtehen, daß der Horizont der gebildeten Menſchheit ſich gewaltig erweitert hat.

Belagerung von Syrakus. Wer den Thukydides als Militär lieſt, der überzeugt ſich bald, daß Demoſthenes — nicht der Redner ſondern der Krieger — einer der allertüchtigſten Feldherren war, die Griechenland je gehabt hat. — Und wie wenige Menſchen wiſſen etwas von ihm! — Der Ruhm iſt nicht immer gerecht, und hängt zum Theil auch von Zufälligkeiten ab. Die große Maſſe der ſogenannten Gebildeten weiß Nichts von dieſem großen Feldherrn, zum Theil auch wohl deswegen, weil Plutarch ſein Leben nicht beſchrieben hat, und der konnte es für ſeinen Zweck nicht brauchen, weil es ſich nur für eine wirklich geſchichtliche, nicht für eine rhetoriſirende und dramatiſirende Darſtellung eignet. —

Merkwürdig iſt es, wie alle Ariſtokratien der Welt in gewiſſen Beziehungen einander ähnlich ſehen. Rom war zur Zeit der Belagerung von Syrakus ſo unbedeutend, daß ſich keine der in Sicilien kämpfenden Parteien um dieſen Staat bekümmerte; Rom hatte damals keine andere Geſchichte als das Streben der Patrizier, die Plebejer nieder zu halten. — An dem Aufſchwung des Staats, dem ſie angehörten, war den Patriziern, gerade wie den mecklenburgiſchen

Junkern, weit weniger gelegen als daran, daß sie immer die gnädigen Herren im Staat bleiben.

Aeschylos und Sophokles.

Die Eumeniden des Aeschylos gelesen: die politische Tendenz des Dichters wird in der Oresteia sehr evident. Es handelt sich zuletzt gar nicht mehr um das Haus der Pelopiden, sondern lediglich um Athen, seine Verfassung und sein Verhältniß zu den Göttern. — „Die Perser." Thöricht wäre es, wenn man ein solches Denkmal vergangener Zeit beurtheilen wollte, als ob von einem Ereigniß der Gegenwart die Rede wäre. Es kommt vielmehr darauf an, es in seinen Beziehungen zu seiner eigenen Zeit zu begreifen. Da ist mir Eines nicht recht begreiflich. Wie paßt zu den allgemeinen Vorstellungen der Griechen von dem Zustande der Abgeschiedenen, der Schatten im Hades, die aus dem Lethe getrunken haben, die plötzliche Erscheinung des Schattens des Dareios? Daß dagegen der Schatten der Klytämnestra nicht Menschen, sondern den Eumeniden erscheint, ist leicht verständlich und mußte damals wie heute den Eindruck des Großartigen und Erhabenen machen.

Den Abend „die Schutzflehenden" gelesen. So weit sich nach der Uebersetzung urtheilen läßt, scheinen die Danaiden hier mit einer mädchenhaften Anmuth aufzutreten, die man nach der allgemein herrschenden Ansicht von des Aeschylos großartigem titanischem Wesen von ihm gerade am wenigsten erwartet. — Ueberhaupt sind solche generalisirende Vorstellungen selten recht concret wahr. Die angebliche titanische Größe des Aeschylos bewährt sich auch in der Oresteia nicht; seine Elektra, sein Orest sind vielmehr viel milder und menschlicher gehalten, als die des Sophokles. Auch der Chor ist bei ihm keineswegs blos reflectirend, über der Handlung stehend, er ist eine handelnde Masse — in den Eumeniden eigentlich — in den Danaiden geradezu und ohne Widerrede die Hauptperson. — Gehört das Satyrspiel „Amymone" wirklich zu dieser Trilogie, dann ist hier auch die „Ironie", von der Ludwig Tieck so viel spricht ohne sich selbst oder An-

deren einen recht klaren Begriff davon beibringen zu können, wohl in ſehr ſcharfer und unübertrefflicher Weiſe ausgeprägt.

Im Ganzen aber macht die äſchyleiſche Kunſt den Eindruck einer noch nicht vollſtändig entwickelten. Von ihr zum Sophokles iſt allerdings ein Fortſchritt — ein großer. —

Des Aeſchylos „Grabesſpenderinnen" geleſen. Großartig und ſchön, wenn auch das Gemälde bei Weitem nicht ſo ſorgfältig ausgeführt iſt, als des Sophokles Elektra. — Merkwürdig iſt auch die Rolle der Kiliſſa, der Amme. Die vor Allem hätten die Franzoſen beherzigen ſollen, um darüber in das Klare zu kommen, daß ihre rhetoriſche Stelzengeherei himmelweit verſchieden iſt von der griechiſchen Tragödie.

Den „gefeſſelten Prometheus" in Droyſens Ueberſetzung geleſen. — Die Prometheia mag wohl überhaupt das ſchönſte und herrlichſte ſein, was Aeſchylos je gedichtet hat — ohne Zweifel gehört es zu dem Großartigſten und Schönſten, was der menſchliche Geiſt je hervorgebracht hat. — Von dem philoſophiſchen Gedanken ſelbſt abgeſehen: wie künſtleriſch ſchön iſt der Gegenſatz des titaniſchen, ſtolzen Willens und der Alltagsnaturen, die ihm in Hephaiſtos, Okeanos und Hermes gegenüber ſtehen, und die Prometheus mit titaniſcher Verachtung behandelt. Wie ſchön, daß der ſtolze Prometheus gerade von den zarten anmuthigen Okeaniden umgeben iſt — wie ſchön, daß gerade dieſe zarten, mädchenhaften Weſen ein wahres Verſtändniß haben für ſeine heroiſchen Leiden und ſich einer idealen Aufopferung fähig erweiſen — die Alltagsnaturen nicht; der ungern gehorchende Hephaiſtos und der gute Freund nach der Weiſe der Welt, Okeanos, ſo wenig wie der willfährige und mit ſeiner Willfährigkeit prahlende Diener der Tyrannei — Hermes nämlich.

Ich las unter Anderem Droyſens Didaskalien zum Aeſchylos — geiſtreich und lehrreich! Und doch ſchimmert da auch beiläufig die Ueberſchätzung Schillers durch, die mir bei einem ſo geſcheidten Mann wie Droyſen vollkommen unbegreiflich iſt. Schiller iſt in ſeinen Augen unſer großer National-Dichter.

Ich leſe „Elektra" des Sophokles — in Solgers Ueberſetzung.

Es fällt in die Augen, daß ſich in Sophokles eine andere Zeit abſpiegelt als im Aeſchylos, eine weiter entwickelte. Das Leben iſt vielſeiti-

ger geworden, bewegter, leidenschaftlicher; die Motive aller menschlichen Handlungen complicirter. — Beim Aeschylos muß Oreſtes den Vater auch an der Mutter rächen, weil die Götter es geboten haben —: beim Sophokles wird die That durch menschliche Leidenschaften bestimmt — durch die Leidenschaften der Handelnden — und besonders Elektra befriedigt ein persönliches Gefühl.

Auch die tragische Kunst ist dementsprechend eine andere geworden; bei dem Aeschylos ist das Ganze noch durchaus durch den Chor getragen, der den überwiegenden Raum einnimmt — bei dem Sophokles tritt der Chor zurück, die handelnden Personen treten viel bedeutender hervor; der Dialog nimmt nicht nur einen größeren Raum ein, sondern er wird auch vielseitiger und bewegter. —

Sophokles' „Oedipus in Kolonos", übersetzt von Solger. Von allen griechischen Trauerspielen, die uns geblieben sind, hat mir keines je so zugesagt, als des Aeschylos Prometheus und dieses.

Man sagt, Sophokles motivire gar nicht, daß Oedipus trotz der drohenden Götterſprüche erzeugt wurde. Mir scheint, seine Entstehung wird erklärt und das Unheil, das die Labdakiden betrifft, wird gerechtfertigt durch die frevelnde Geringschätzung, mit der Jokaste Götterſprüche und Seher-Warnungen behandelt.

In diesem zweiten Stück der Trilogie — wie lieblich erscheint da Antigone — wie edel Oedipus — wie glänzend und erhaben die Gestalt des Theseus! — wie heiter großartig der Schluß.

Sophokles' „Antigone". Wie schön, daß Antigone's Klagen sich nicht auf Hämons Liebe beziehen, sondern auf das Leben und seine Freuden überhaupt; unumwunden auch auf die Freuden der Liebe — und in Verbindung damit auf die Freuden des Mutterberufs. Das ist die Naivität einer sittlich gesunden Zeit. Wie superfein, sentimental, der Natur und ihren Forderungen ausweichend, mit der zarten Scheu eines bösen Gewissens, hätte das so mancher Dichter der Neuzeit eingerichtet.

Hämon, der sich aus Liebe zu einem Mädchen das Leben nimmt, ist eine moderne Figur — vergleichungsweise. In dem Ideenkreiſe, in dem sich Homer bewegt, und selbst noch Aeschylos, ist für eine solche krankhafte Leidenschaft kaum Raum. —

Sehr merkwürdig ſind alle Einzelheiten der Verſe 264—267, die auf ein Gottesgericht im Sinn des Mittelalters deuten; — und Antigone's Ausſpruch V. 74—75, daß ſie den Göttern der Oberwelt nur kurze Zeit, nur für die Lebensdauer zu gefallen habe — den Göttern der Unterwelt aber für immer.

Livius.

Ich fange den Livius an, den ich ganz durchleſen will, und leſe den Anfang mit großem Genuß. — Dieſer Anfang iſt natürlich nicht Geſchichte, ſondern Sage — und Livius hat keinen Sinn für Sage. Er erzählt ſie weder mit der verſtändigen naiven Gläubigkeit Herodots, noch mit dem echt geſchichtlichen Sinn des Thukydides — ſondern wie der Sohn einer nüchternen, ſkeptiſchen, blaſirten Zeit, als Fabel, um die es eigentlich nicht der Mühe werth iſt ſich zu kümmern — und dennoch iſt das Colorit dieſer Erzählung, der geſellſchaftliche Zuſtand, der vorausgeſetzt iſt, gewiß hiſtoriſch. Er tritt uns da ſehr lebendig entgegen. — Das liegt ſo mächtig in der Sage ſelbſt, daß Livius es nicht hat vertilgen können.

Die Geſchichtſchreibungsweiſe der Alten hat im Vergleich mit unſerer kritiſch ſichtenden und zuſammenfaſſenden Methode ihre eigenthümlichen Vorzüge, die ſie uns immer unentbehrlich machen wird. — Die Darſtellungsweiſe iſt plaſtiſch und lebendig; das iſt ihr Vorzug und ihr Reiz. Sie führt uns immer nur das äußere Leben der Individuen vor und läßt durch die Handlungen und Aeußerungen, aus denen dieſes zuſammengeſetzt iſt, das innere Leben errathen, ohne je dieſes unmittelbar zum Gegenſtand der Darſtellung zu machen. — So behandelt auch Livius ſeinen Gegenſtand, bei großer Sorgfalt, die er unverkennbar eben auf die künſtleriſche Behandlung verwendet. —

Dabei ſieht man auch wohl, daß er ſich mit Bewußtſein einer kritiſchen Geſchichtſchreibung befleißigt — und er geht dabei in der That ehrlicher zu Werke, als ſo mancher unter den allerneueſten Franzoſen. — Nicht ſelten läßt er uns Blicke in ſeine Quellen und in ſeine Methode thun. So können wir ihn beurtheilen, und es ergiebt

sich, daß ihm eben der Geist echter Kritik fehlt, der dem Thukydides in so großartiger Weise eigen ist. —

Daß der Krieg mit Porsenna sehr unglücklich und ein sehr wunder Fleck in den Erinnerungen Roms war, geht schon daraus hervor, daß so viele verschönernde, mildernde Sagen — die doch alle nicht von einem Sieg zu berichten wagen — sich um diese Ereignisse gelagert haben. — Hin und wieder glaubt man auch zu errathen, wie die Sage entstanden ist. Wahrscheinlich hat der Beiname Scaevola, den die Mucier führten und den man zu erklären suchte, die Sage veranlaßt. Gerade wie die Schildsagen im Mittelalter aus den Wappen hervorgingen, deren Entstehung sie zu erklären vorgaben. — In Rom stand seit alter Zeit eine Reiterstatue, eine Jungfrau zu Pferde; was sie bedeutete, war vergessen; sie veranlaßte die Sage von der Cloelia. —

Mommsens Ansicht, daß Rom die hervorragende Stellung, die es gleich von Anfang an in Latium einnahm, dem Umstande verdankte, daß es eine Handelsstadt war, hat etwas Befremdendes; man kann sich nicht sofort hineinfinden, sich das alte Rom als Handelsstadt zu denken, wenn man auch von dem Handels-Vertrag mit Karthago weiß, den uns Polybius bewahrt hat. — Da ist denn die Notiz bei Livius II, 27 sehr merkwürdig, daß es schon zur Zeit, als die Könige vertrieben wurden, zu Rom eine Kaufmanns-Gilde, ein consilium mercatorum gab. —

M. Manlius Capitolinus. — Merkwürdig ist, wie die Patrizier den Einzelnen, der sich als Privatmann dem Volk geneigt erweist, zu vernichten wissen. Das stehende Mittel ist die Beschuldigung: „er strebt nach der Krone!" — Daß ein so obscurer Mann wie Manlius — dem Anschein nach ein reicher Kaufmann — gehofft haben sollte, sich zum König von Rom zu erheben, ist nichts weniger als wahrscheinlich.

Livius gesteht denn auch zu, daß gar kein eigentlicher Beweis gegen ihn vorgelegen zu haben scheint. — Aber natürlich ist zu allen Zeiten ein dem Standesgeist ungetreu gewordener Standesgenosse den Aristokraten immer am meisten, am unversöhnlichsten verhaßt. — Ganz entschieden aber liegt in allen diesen Verurtheilungen das Geständniß, daß die Plebejer alle Ursache hatten sich einen König zu wünschen,

der ſie gegen die Tyrannei der Patrizier ſchütze. — Die „adelige" Geſinnung der Patrizier zeigt ſich dann auch darin, daß die Herren Wucher trieben.

Mit der Wiederaufbauung der Stadt nach der Zerſtörung durch die Gallier beginnt die eigentliche Geſchichte Roms. Was von den früheren Begebenheiten erzählt wird, iſt ſagenhafte Tradition, und höher hinauf ganz Sage. — Aber wie in dieſem Sagengewebe denn doch ohne Zweifel ein guter Theil ernſter, wirklicher Geſchichte ſteckt — ſo bleibt nun auch die Geſchichte nicht frei von eingewebten Sagen. Dahin gehört Curtius.

Das Talent der Darſtellung, das Livius beſitzt, muß als ein ſehr großes anerkannt werden. Wie lebendig, greifbar, tritt uns das ungeſchlachte Weſen des Manlius Torquatus entgegen! — Freilich verdankt ſeine Heldenthat die Geſtalt, in der ſie auf die Nachwelt übergegangen iſt, auch mehr der Sage als der Geſchichte.

So anſchaulich die Erzählungsweiſe dieſes Autors aber auch iſt, ſo bedeutend das Talent, die Gegenſtände zu vergegenwärtigen — ſo wenig prägt ſich doch dem Gedächtniß ein, was er erzählt. Die Ereigniſſe ſind eben gar nicht gruppirt.

Dann iſt aber auch eine eigenthümliche Unwahrheit in der ganzen Auffaſſung leicht zu erkennen. Unmöglich können z. B. die Kriege mit den Italikern, mit den Samnitern ſich ſo zugetragen haben, wie ſie hier geſchildert werden. Wenn ſolche rieſenhafte, blutige Kämpfe ſich Jahr aus Jahr ein wirklich wiederholt hätten, müßte wohl ſehr bald auf beiden Seiten Niemand übrig geblieben ſein. —

Der Stolz der Römer wird mitunter kleinlich. An den Niederlagen, die ſie erleiden, iſt niemals Hannibals Feldherrngröße Schuld. Die Römer werden beſiegt, weil der Conſul eine Schlacht annimmt, obgleich die heiligen Hühner nicht freſſen wollen u. ſ. w. Das erinnert an die franzöſiſchen Schriftſteller einer neueren Zeit. —

Livius XXIII zu Ende geleſen. Konnte Hannibal wirklich nach dem Sieg bei Cannä Rom erobern und vernichten? — Sind die Vorwürfe begründet, die man ihm macht, weil er es nicht that? — Die Zeit liegt uns zu fern, wir ſind zu unvollſtändig unterrichtet, um darüber mit Beſtimmtheit abſprechen zu können. Aber ſoweit wir

urtheilen können, scheinen diese Vorwürfe wohl unbegründet. — Hannibal hatte seine Siege, wie das in der Natur der Dinge liegt, auch mit großen Opfern erkauft, und seine Kräfte reichten wohl nicht mehr aus für ein so großes Unternehmen, wie die Belagerung von Rom unter allen Bedingungen blieb — namentlich, wenn man erwägt, wie unzureichend die technischen Hülfsmittel waren, die bei einer Belagerung zur Anwendung kommen konnten, und welche Widerstandsfähigkeit damals ein Graben und eine starke Mauer besaßen.

Der Senat zu Karthago und der Einfluß, den in ihm eine dem Hannibal und den Barkiden überhaupt feindliche Partei übte — die haben eigentlich das Mißlingen der großartigen Pläne Hannibals verschuldet, das sieht man deutlich genug. Karthago hätte in dem Augenblick Alles aufbieten, die höchsten und äußersten Anstrengungen machen müssen, um Hannibal für die Belagerung von Rom gehörig auszurüsten. Darauf mußten alle Anstrengungen gerichtet sein, anstatt daß man die Kräfte zersplitterte und Truppen nach Sizilien, nach Sardinien, nach Spanien hinschickte — überall hin, nur nicht in Hannibals Lager.

Daß dieser ohne eine solche Erneuerung seines Heeres nicht Rom erobern konnte, davon müssen wir uns wohl überzeugen, wenn wir sehen, daß es ihm selbst nicht gelang, sich Neapels zu bemächtigen.

Er strebte nach seinem Siege zunächst darnach, einen Seehafen in der Nähe von Rom zu gewinnen —: natürlich um die Verstärkungen, deren er bedurfte, und die ihm den höchsten Siegespreis gewinnen konnten, auf dem kürzesten Wege zu sich heran und in die Nähe von Rom bringen zu können. Das war ohne Zweifel das Richtige. —

Gar merkwürdig aber ist es, zu sehen, *wie schnell Rom lebt*, d. h. wie schnell sein Leben sich entfaltet und wie schnell die Lebenskraft dann auch wieder verbraucht wird.

Nach der Vertreibung der Könige war Rom dürftig und klein; 120 Jahre später konnte es von den Galliern verwüstet und zerstört werden; kaum 100 Jahre später tritt Pyrrhus auf, und Rom steht mit einem Mal als Weltmacht da! — Wieder nur etwa 70 Jahre später finden wir in Rom — während des zweiten punischen Krieges

— einen weit entwickelteren Zuſtand, der hin und wieder bereits zur Corruption neigt —: große Vermögen — ungeheuer reiche Leute — Steuerpächter — öffentlichen Credit — Entrepreneurs und Lieferanten, welche die Verpflegung des Heeres als ein großartiges Geſchäft übernehmen und betreiben (lib. XXIII). — Wie ſchnell folgt das Alles auf einander.

Wie bald nach dem ſagenhaft verherrlichten Fabricius erſcheinen die publicani, die das Vaterland betrügen.

Man ſagt, unſere Zeit lebe ſchnell. Darin mag etwas Wahres ſein, ſofern man dabei germaniſches Leben einer früheren Periode als Gegenſtand der Vergleichung denkt. Sonſt muß man wohl geſtehen, daß die Republiken der alten Welt — Athen und Rom — ganz anders ſchnell lebten, ganz anders ſchnell ihre Lebenskräfte verbrauchten als unſere Zeit.

Schickſal von Capua; grauenhaft! — Es iſt gar ſeltſam, wie vollſtändig dem Alterthum der Begriff der moraliſchen Würde des Menſchen und der Menſchenrechte fehlt. Das Alterthum kennt nur Würde und Rechte des Bürgers. Eben darum geht die furchtbarſte Roheit mit der höchſten Bildung Hand in Hand. —

Livius XXIX zu Ende geleſen.

Wie der gebildete, phantaſtiſche, etwas theatraliſche Scipio Africanus iſt auch der Quinctius Flamininus ein modern römiſcher Charakter, wie er im älteren Rom nicht möglich war. Ein feiner Diplomat. — In der alten Zeit war auch die römiſche Unredlichkeit plumper. Es iſt eben wunderbar, wie raſch ein verändertes Weſen in Rom hereinbricht. —

Was den Römern die Weltherrſchaft ſicherte, war nicht blos die militäriſche Tüchtigkeit —: es war mehr noch die ſtaatsmänniſche Ueberlegenheit über ihre Gegner, die ſich in allen Dingen zeigt. —

Wie kläglich iſt z. B. dagegen das ſtaatsmänniſche Gebahren des Antiochus, des Aetoliſchen und des Achäiſchen Bundes. Was die Weltherrſchaft der Römer mächtig förderte, war, daß ſie es nach dem Fall Karthago's durchaus nur mit verkommenen Völkern und abſterbenden Staaten zu thun hatten. So wie ſie dann auf Parther und Germanen ſtießen, blieb die Eroberung ſtehen.

Den Abend im Livius den Prozeß wegen der bacchischen Mysterien gelesen. — Da dergleichen im Verein mit der aus der Fremde erborgten Bildung zur Erscheinung kam, ist es wohl zu erklären, daß einem Cato die Bildung selbst als Verderb erschien.

Roms Geschick wurde großentheils dadurch bestimmt, daß es die Bildung nicht allein aus der Fremde entnahm, sondern von einem verkommenen, entarteten, absterbenden Volk borgen mußte.

Livius XLIII zu Ende. — Was für Zustände! — Der frühere Streit im Inneren Roms war zwischen Stand und Stand, er hat etwas großartiges, und Ueberzeugung und Tüchtigkeit stand auf beiden Seiten — wenn auch eine zum Theil unvernünftige Ueberzeugung. — Jetzt, zur Zeit des macedonischen Krieges dreht sich Alles um persönliche Interessen der einzelnen Großen. Und wie hat gleich zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Stadt die Plünderung der Provinzen durch einzelne Optimaten um sich gegriffen! — Die ganze civilisirte Welt war damals lumpig — da der beginnende, ja schon weit vorgeschrittene Verfall des römischen Charakters mit dem vollendeten Verfall des Hellenenthums zusammentraf. Die beiden weltgeschichtlichen Völker jener Tage waren entartet. — Wenn wir die Gegenwart mit einer solchen vergangenen Zeit vergleichen, dann können wir wohl mit Stolz auf unser Jahrhundert sehen.

Livius XLV zu Ende gelesen, und damit überhaupt Alles, was von diesem Schriftsteller noch übrig ist. Es ist mir von großem Werth und ein bleibender Gewinn, daß ich ihn ganz gelesen habe. Das Erstaunen über die Geschwindigkeit, mit der das Verderben einreißt, erneuert sich stets. Und doch ist dies rasche Umsichgreifen der Fäulniß eben auch ein Schauspiel das sich öfter wiederholt im Lauf der Weltgeschichte. Plötzliche Bereicherung durch Raub und Plünderung hat gewöhnlich eine solche beinahe plötzlich einreißende Verderbniß zur Folge.

* * *

Gustav Freytags „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes" zu Ende gelesen. Ein lobenswerthes Werk, im Ganzen! — Die eigentliche Absicht tritt hier deutlicher hervor als in den beiden

erſten Bänden —: das Bürgerthum und Preußen, das ſind die Mächte, auf die er uns für die Zukunft verweiſt. — Sehr gut iſt nachgewieſen, wie nach den Verwüſtungen des dreißigjährigen Kriegs alle Stände in Deutſchland tief geſunken waren — und in den Geſchichten aus Grenichen iſt zum Schluß darauf hingewieſen, wie das Mittel zur gänzlichen Erſtarkung und Geſundung darin liegt, daß man das Leben überall entſchloſſen ſelbſt in die Hand nimmt.

Daß er die „Abenteuer des armen Mannes aus Toggenburg" für buchſtäbliche Geſchichte hält, iſt Mangel an Kritik. Der Umſtand, daß der „arme Mann" die Capitulation der Sachſen im Lager bei Pirna (1756) vor der Schlacht bei Loboſitz erlebt, daß er, der angeblich bei Loboſitz deſertirt iſt, ſie überhaupt mit angeſehen haben will, hätte den Verfaſſer aufmerkſam machen ſollen. — Indeſſen, da die „Abenteuer" im Ganzen recht gut im Coſtüme der Zeit erfunden ſind, thut das dem Werk im Allgemeinen wenig Eintrag. Für den Augenblick freilich iſt es nicht gerade wünſchenswerth, daß über den Werth der Berufs-Soldaten und einer Volksbewaffnung noch mehr irrige Vorſtellungen verbreitet werden. —

Die Bemerkung, daß in den älteren deutſchen Romanen das politiſche Geſpräch eben ſo breit hervortritt, wie in den ſpäteren das äſthetiſche. — Ich muß dabei an L. Tiecks Phantaſus denken. — Ich habe dieſe Zeit noch mit erlebt — und doch vermögen wir uns jetzt eigentlich gar nicht mehr in Zuſtände zurückzudenken, in der die äſthetiſchen Intereſſen als die eigentlich allein berechtigten der Menſchheit beſprochen wurden.

Reinhold Pauli's „Geſchichte Englands ſeit den Friedensſchlüſſen von 1814 und 1815." Das iſt eigentlich ein ſchlechtes Buch und hat dennoch auf mich einen ſehr großen Eindruck gemacht! — Es war mir nie ſo klar entgegengetreten, daß England ein durchaus Anderes geworden iſt, als es noch zur Zeit meiner Jugend war. England hat, ſeit Caſtlereaghs Tod, der zufällig ungefähr den Wendepunkt bezeichnet, eine Revolution durchgemacht — glücklicher Weiſe auf dem Wege der Reform — und ſtückweiſe; die Emanzipation der Katholiken und Diſſenter — Parlaments-Reform — Auf-

hebung der Korngesetze — Umgestaltung der Armengesetze — veränderte Eintheilung und Verwendung des Einkommens der Kirche — veränderte sociale und ökonomische Verhältnisse, indem die Interessen der Industrie die des Ackerbaus bei Weitem überflügelt haben — Freihandel —: das sind die Stufen dieser Umwälzung.

Der Militär-Etat und die Lage in den Herzogthümern im Februar 1865.

Hatte sich Bernhardi während des Spätsommers und Herbstes 1864 andauernd seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen können, so brachten schon die ersten Wochen des Jahres 1865 eine abermalige Unterbrechung. Zu Beginn des Februar war der preußische Landtag zusammengetreten und die Frage, ob der Streit um die Militär-Reorganisation zu einem bleibenden Hinderniß für die deutsche und europäische Entwickelung des preußischen Staats werden sollte, war eine brennende geworden.

Diese Frage hatte von ihrem ersten Auftauchen an Bernhardi's Interesse in höchstem Maße in Anspruch genommen; er hatte bezüglich ihrer eine gesonderte Stellung innerhalb der liberalen Partei eingenommen und betrachtete, wenn er auch nicht alle Forderungen des extremen Militarismus gut heißen konnte, ihre Lösung im Sinn der Regierungsvorlage als schlechthin entscheidend für die Zukunft Preußens. Da nun auch mit der schleswig-holsteinschen Angelegenheit die geschichtliche Entwickelung Preußen-Deutschlands in ein kritisches Stadium getreten war, so drängte es den warmherzigen preußischen Patrioten, in den Mittelpunkt der Ereignisse zu eilen und, so viel an ihm lag, zu günstiger Gestaltung der Dinge mitzuwirken.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten dachte er dabei keineswegs gänzlich zu vernachlässigen, vielmehr sollten ihm die Berliner Archive neue Ausbeute gewähren.

Mit den Umrissen der Lage durch einen Brief seines Freundes Max Duncker bekannt gemacht, verließ daher Bernhardi seine Land-Einsamkeit, um am Morgen des 8. Februar 1865 in Berlin einzutreffen. Duncker hatte unter Anderem das Folgende geschrieben:

„Der Fortſchritt iſt ſo ſtark herabgeſtimmt, daß er augenblicklich Frieden machen würde, wenn man ihm mittelſt des Wehrgeſetzes eine leidliche Brücke baute. Dieſes Geſetz iſt berathen; man hat von Seiten der Miniſter dem König mehr zugeſtanden, als man von dem Landtage verlangen wollte; dennoch kann man ſich höchſten Orts nicht entſchließen die Vorlage zu zeichnen. Wartet man noch 14 Tage, wie es den Anſchein hat, um neue und immer neue Berechnungen aufzuſtellen, ſo echauffiren ſich natürlich die unbeſchäftigten Vertreter gegenſeitig und montiren ſich durch Incidenzfälle. Und doch könnte man morgen eine Friedensſtärke von 200,000 Mann und ein Budget von 40 Millionen für die Armee votirt erhalten! — Andererſeits wüthen die Doktrinairs der Kreuzzeitung ſchon über die Ausſicht eines Compromiſſes. Und was hinge nicht für die auswärtige Politik von der Beſeitigung des Conflikts ab!"

„Oeſterreich iſt bereit die Annexion zuzugeben, wenn Preußen einen guten Preis zahlen will. Auch Rußland und Frankreich ſind unter gewiſſen Bedingungen bereit. England würde mit derſelben völlig einverſtanden ſein. Aber für die Bevölkerung Schleswig-Holſteins iſt Herzog Friedrich, wie vor einem Jahr das Mittel der Ablöſung von Dänemark, ſo heute das Bollwerk des Partikularismus; und wenigſtens in Holſtein wird man aus demſelben nicht weichen."

9. Februar. Geſtern Morgen angelangt. Heute ſuchte ich Paul v. Rennenkampff, den Finanz-Attaché der ruſſiſchen Geſandtſchaft auf. Er zeigte mir ruſſiſche Zeitungen, und darin die Adreſſe des Moskauiſchen Adels an Alexander II. — Sie iſt ſtärker und entſchiedener im Original als in den Ueberſetzungen, die in unſeren Zeitungen zu leſen ſind. Die Herren — der Adelsmarſchall Graf von Orlow-Dawydow an der Spitze — verlangen in wenig verſtellter Weiſe ein Zweikammerſyſtem, und vor allen Dingen für ſich ſelbſt erbliche Pairieen, was in den Ueberſetzungen ſo ziemlich verſchwindet.

Weiter berichtet Rennenkampff: Roon hat die Militär-Vorlagen ohne alle und jede Modification, genau wie das vorige Jahr in das Haus gebracht! — (NB. Alſo hat beim König der Prinz Carl mit ſeiner Coterie ſelbſt über Bismarck und das jetzige Miniſterium den Sieg davon getragen! — Das iſt ſehr

schlimm!) — Ich sage darüber natürlich Nichts, da Paul Rennenkampff von dem dessous des cartes Nichts zu wissen scheint. Im Stillen bin ich überzeugt, daß Grabows taktlose Rede, die eigentlich jede Versöhnung, jeden Compromiß von der Hand wies und den König verletzen mußte, nicht wenig dazu beigetragen hat, diese unselige Wendung herbeizuführen.

Paul Rennenkampff sagt weiter: In der Arbeiterfrage wird die Regierung weiter gehen, als den Liberalen lieb ist, weiter selbst, als Schulze-Delitzsch will; sie wird nicht nur die §§ 181 und 182 des Gewerbe-Gesetzes aufheben, sondern auch die §§ 183 und 184; sie wird den Arbeitern das Coalitions-Recht — das Recht zu strikes — einräumen. Die Kreuz-Zeitungs-Partei geht hier Hand in Hand mit den Radikalen, den Lassalleanern! —

Abends um 6 Uhr kommt eine Einladung zu dem Ball im Palais.

Einer der ersten, mit denen ich auf dem Balle verkehren konnte, war Droysen, dann Saucken-Julienfelde, der nun endlich wieder Mitglied der Kammer oder des Hauses der Abgeordneten ist — und der sich gereizt äußerte über das Ministerium — namentlich über Bismarck, weil man von Versöhnung und Entgegenkommen gesprochen habe und nun doch wieder die Militär-Vorlagen ganz ohne alle und jede Veränderung einbringe.

Droysen sucht ihn zu beschwichtigen, sagt — was mir auch Max Duncker geschrieben hat —: Bismarck trage im vollen Ernst das größte Verlangen nach einer Verständigung mit dem Abgeordneten-Hause — und zwar aus sehr naheliegenden Gründen; er will große auswärtige Politik machen, und das kann er nicht „mit diesem Klotz am Fuß". — (NB. Natürlich! er muß dem übrigen Europa gegenüber in der Lage sein, daß er eine Anleihe bewilligt erhalten kann, und daß man das weiß.)

Droysen fährt fort: Aber „man" hat sich nicht entschließen können. — Es sind drei- oder viermal neue Berechnungen angestellt worden. — Dann ist die taktlose Rede dazwischen gekommen, die der Präsident Grabow gehalten hat — die hat den König „stutzig" gemacht. —

Nebenher erfuhr ich auch, warum Grabow eigentlich dieſe ſeine zweite Rede gehalten hat. — Er hatte in einer erſten Rede vernünftig und verſöhnlich geſprochen, — damit war die „Volkszeitung" nicht zufrieden; ſie brachte einen Leitartikel, in dem Grabow getadelt wurde. Das konnte der tapfere Mann nicht vertragen; es wurde ihm ſofort bange um ſeine Popularität — er hatte nichts Eiligeres zu thun, als gleich wieder auf die Tribüne zu laufen um den Anfall von Vernunft, den er gehabt hatte, in den Augen der Volkszeitung dadurch wieder gut zu machen, daß er zu ſehr unrechter Zeit eine taktloſe, verletzende Rede hielt, die ſehr viel verdorben hat.

(NB. Grabows Rede war in der That, als ob ſie der Prinz Carl bei ihm beſtellt hätte. — Unſere Liberalen haben es überhaupt an der Art, immer genau gerade Das zu thun, was die Reaction wünſchen muß und wünſcht. — Dieſe charakterloſe Feigheit aber, die Grabow auch hier wieder bewährt, die macht unſere Liberalen abhängig von jedem lumpigen Literaten, der in der Zeitung ſchreibt.)

Die Königin ließ mir durch ihren Kammerherrn Grafen Pückler ſagen, ſie wünſche mit mir zu ſprechen. — Ich mußte mich in der Rotunde an einer Säule aufſtellen, in der Nähe der Sofas, wo die bleibenden Plätze der Damen des königlichen Hauſes waren. — Da leiſtet mir der alte Wrangel Geſellſchaft — der mich ohne Rückſicht auf meine grauen Haare immer „mein Sohn" anredet und ſehr freundſchaftlich thut. Auch von meinen Söhnen war die Rede — da ſie zur Kavallerie wollen, werde ich ſie dem Feldmarſchall empfehlen — er meinte aber: „ich kann Niemanden mehr in die Welt einführen!" — und ſo ſchimmerte doch ein Gefühl ſeiner jetzigen Nullität und ein gewiſſes Mißbehagen durch; nebenher fragte er, ob der kühne Moskauiſche Redner, Orlow-Dawydow, nicht werde nach Sibirien geſchickt werden? —

Die Kronprinzeſſin ließ ſich auf dem Diwan vor mir nieder, bemerkt mich, redet mich an —: „der arme Herzog!" — der Auguſtenburger natürlich, dem gehe es ſchlecht. — Ich wollte wiſſen wie ſie die Situation beurtheilt und äußerte deshalb: „Ich glaube zum

Theil mag er wohl selber daran schuld sein!" — Ach nein! Das sei durchaus nicht der Fall.

Die wenigen Worte, die sie sprach, genügten mir; ich sah, daß sie das ganze Verhältniß noch immer ganz in weiblicher Weise auffaßt, bestimmt auf der einen Seite durch persönliche Freundschaft für den Herzog — auf der anderen durch Abneigung gegen Bismarck, ohne alles Verständniß für die Interessen des Staats, ohne Sinn dafür, daß die, und zwar ganz allein, maßgebend sein müssen. — Stockmar weiß nach wie vor diese Saiten zu behandeln — und durch ihn behauptet nach wie vor Sammer seinen Einfluß. Gegen Sammer darf man Nichts sagen; daß die Politik, zu der er seinen Herzog verleitet hat, eine verkehrte ist, darf man nicht geltend machen.

Der Kronprinz, der mich von Weitem bemerkte, eilte durch den Saal herbei, um mir die Hand zu schütteln, — fragte nach den Meinigen — u. s. w.

Es dauerte sehr lange, ehe die Königin mit mir sprach. — Sie bemerkte, daß sie mich sehr lange nicht gesehen habe — ich sei längere Zeit außer Landes gewesen; — in Brüssel, wie sie gehört habe; — wie sie im Herbst nach Berlin zurück gekommen sei, habe sie sich gleich erkundigen lassen, ob ich noch in der Stadt sei.

Nun aber wurde unsere Unterhaltung unterbrochen. Der König kam in die Nähe, kam heran, begrüßte mich — und schüttelte mir dabei recht gründlich die Hand — ich mußte Rechenschaft von meinem Befinden und über Manches Auskunft geben; als ich mich dann aber wieder nach der Königin umsah, war sie verschwunden.

10. Februar. Zu Vincke-Olbendorf. Der ist mit dem Pferde gestürzt. —

Ich fand ihn auf dem Sopha ausgestreckt — und da er nicht ausgehen kann, versammelt sich die Fraction der Alt-Liberalen bei ihm. Ich fand da Schwerin-Putzar — den Grafen Krassow und noch einen Deputirten, den ich nicht kenne; der Präsident Bonin kam etwas später — Sänger und Saucken-Julienfelde wurden noch erwartet. — Das ist jetzt die ganze, ehemals so zahlreiche und mächtige Fraction.

Man gab mir Recht in diesem Kreise, da ich Grabow seiner

zweiten Rede wegen tadelte — und fand es ſehr unpaſſend, daß er eine Bürgerkrone angenommen hat, die ihm von Köln aus zugeſendet worden iſt — und beſonders die geräuſchvolle Weiſe, in der er das ausdrücklich als Präſident des Hauſes gethan hat. —

Als ich aber auch Gneiſt tadelte, nahm Graf Schwerin den ſeltſamer Weiſe in Schutz. — Ich ſagte nämlich, die moraliſche Ueberzeugung, daß die Polen im Poſenſchen Hochverrath getrieben haben, die hat Gneiſt ſo gut wie wir Alle; es handelt ſich nur darum, ob ſich der juriſtiſche Beweis escamotiren läßt oder nicht. Gneiſt hat ſich als Vertheidiger der Polen ungerufen eingedrängt, um den juriſtiſchen Beweis womöglich zu escamotiren —: was verſprach er ſich für ſeine Partei davon, wenn das gelang? — Iſt es nicht ein großes Glück, daß alle Sympathien für Polen bei uns zu Lande vollſtändig todt und erloſchen ſind? — Wollte er etwa der revolutionären Partei helfen, ſie wieder anfachen? — Was wäre damit gewonnen?

Schwerin anwortete: daß es Gneiſt daran gelegen ſei, daß die ſtrenge juriſtiſche Beweisführung auch in dieſem Fall gefordert und das Urtheil nur auf ſtrengen juriſtiſchen Beweis geſprochen werde, das könne man ihm als Juriſten nicht übel nehmen.

(NB. Ich ließ darauf den Gegenſtand fallen; aber ſelbſt, wenn es nöthig geweſen wäre, für die Beobachtung der korrekten juriſtiſchen Formen in die Schranken zu treten — was beſtritten werden muß —: kann das denn wirklich in ganz Preußen Niemand, als er? — War er gerade dabei unerläßlich? — An tüchtigen Juriſten fehlt es uns am allerwenigſten. — Wenn ihn nicht die Eitelkeit verblendete, konnte ihm wohl nicht entgehen, daß er das einem Anderen überlaſſen mußte, der nicht parlamentariſcher Führer iſt.)

11. Februar. Droyſen iſt jetzt ein Anhänger Bismarcks geworden und ganz für die Annexion der Elbherzogthümer. Bismarcks Keckheit und Glück imponirt ihm, und was ihn mehr noch für Bismarck gewonnen hat, iſt ein Artikel in der Revue des deux mondes — von dem bekannten Polen Wolowski. Da iſt erklärt, ausdrücklich und unumwunden, daß es die Convention iſt, die Preußen mit Rußland abſchloß, die dem polniſchen Aufſtand ein Ende machte. — Darauf legt Droyſen großen Werth. — Dann aber, erzählt

Wolowski, im September 1863 hatten England sowohl als Frankreich eine gewisse Neigung gehabt, sich der Polen anzunehmen — Bismarck aber sehr entschieden erklärt, daß Preußen eine solche Einmischung nicht unthätig mit ansehen werde. Preußen werde dann zuerst und vor Allem die Elbherzogthümer besetzen. Daß Bismarck das im September 1863 erklärt hat, vor dem Tode des Königs von Dänemark — ja als Niemand ein solches Ereigniß erwartete, oder daran denken — darauf rechnen konnte: das rechnet ihm Droysen sehr hoch an.

Ich: Die Aktien des Herzogs von Augustenburg stehen in diesem Augenblick sehr schlecht, davon habe ich mich in den wenigen Tagen hier schon überzeugt — sie stehen in der That schlechter als je zuvor, und zwar durch seine eigene Schuld. Der Herzog hat seine Stellung auf das Gründlichste verdorben dadurch, daß er in dem Wahn lebte, er könne seine Sache ohne Preußen durchführen — mit Hülfe des National-Vereins und der Kleinstaaten — und daß er nun seine particularistischen Interessen zu wahren sucht, finassirt und Concessionen abzulehnen sucht. —

Droysen: Natürlich stehen seine Aktien schlecht, und durch seine eigene Schuld! Er hat wollen ohne Preußen seine Sache durchführen „und dann gegen Preußen die Zunge heraus strecken."

Ich: Wie ich in Kiel war, fürchteten die Leute dort die Annexion; es war ihnen aber nicht begreiflich zu machen, daß diese Besorgniß ein Grund mehr war, sich Preußen auf jede Bedingung anzuschließen; daß eben Niemand sie vor dieser Gefahr retten konnte als Preußen selbst. —

Droysen: Der Herzog hätte müssen ein weißes Papier hersenden, mit seiner Unterschrift versehen, und dabei erklären, Preußen möge darauf schreiben, welche Bedingungen es wolle; das wäre von seiner Seite der einzig richtige Weg gewesen.

Ich: Im Anfang war es nur Bismarck persönlich, und eine kleine Partei, die die Annexion wollten; wenn der Herzog aber noch lange zögert, wenn es das Ansehen gewinnt, als wolle er nur seine particularistischen Interessen wahrnehmen — finassiren — und die Concessionen nicht machen, die Preußen ein Recht hat zu fordern —:

dann wird er es dahin bringen, daß die neunzehn Millionen Preußen die Annexion fordern wie ein Mann!

„So weit sind wir ja beinahe schon!" rufen Droysen und seine Frau wie aus einem Munde.

Droysen: Selbst die Fortschrittspartei verlangt die Annexion ganz entschieden. — Uebrigens haben Oldenburgs Ansprüche auf den Gottorpischen Antheil an den Herzogthümern wirklich viel für sich — freilich nur auf den Gottorpischen Antheil, nicht etwaige Ansprüche auf das übrige Land. Namentlich liegt ein Reichshofrath-Beschluß aus dem Jahre 1773 vor, vermöge dessen der damals eben geschlossene Transact zwischen Rußland und Dänemark — Austausch der Gottorpischen Lande gegen Oldenburg — anerkannt und in dem festgestellt wird, daß im Fall des Aussterbens der direkten königlichen Linie von Dänemark das Haus Holstein-Gottorp in der Erbschaft der alten Gottorpischen Lande den jüngeren Zweigen der königlichen Linie vorgehen solle. — Hier ist also eine authentische, rechtskräftige Interpretation des Traktats von 1773, die zu Gunsten Oldenburgs spricht. — Die Verhältnisse der Herrschaft Pinneberg sind ganz verwirrt; unzweifelhafte, klare Ansprüche auf den Besitz dieser Herrschaft hat eigentlich keiner der Prätendenten.

Das Gutachten des preußischen Kron-Syndikats wird wahrscheinlich dahin lauten, daß nach strengem Erbrecht das Land — oder die Lande — unter mehrere Besitzer getheilt werden muß — und die Folgerung, die nahe liegt, ist: wollen die Herzogthümer „up ewig ungedeelt" bleiben, wie ihre Devise lautet, so giebt es dazu nur ein Mittel: die Vereinigung mit Preußen. Dazu, meint Droysen, wird man das Gutachten schließlich brauchen.

Abend bei Droysen. Langes Gespräch ex parte mit G. Beseler über die Fehler, welche die Gesellschaft in Kiel begangen hat, und die Irrsale in denen sie sich herumdrehen — aus denen man ihnen ein für alle Mal nicht heraus helfen kann.

G. Beseler ist im Lauf des Sommers in Schleswig gewesen und namentlich auch in Kiel. Dort hat er Samwer und Francke absichtlich nicht besucht, um dem Herzog seine Meinung um so freier

sagen zu können — und er hat sie ihm auch in einem langen Gespräch auf echt Schleswig-Holsteinisch, d. h. in sehr derber Weise gesagt; hat ihm die Nothwendigkeit des engsten Anschlusses an Preußen erklärt, die Fehler seiner finassirenden Politik vorgehalten, — diese seinen beiden Rathgebern Samwer und Francke zur Last gelegt — und hinzufügt: Diese beiden Herren seien das Unglück des Landes.

Der Herzog erwiderte, wenn man Samwer und Francke als die Autoren der von ihm befolgten Politik ansehe, so heiße das ihm selbst zu nahe treten, indem man damit eine geringe Meinung von seiner Selbständigkeit zu erkennen gebe — und darauf erhielt er von G. Beseler zur Antwort: „So! also Sie identificiren sich mit den Herren! das ist ja noch schlimmer!"

Der Herzog hat übrigens gestanden, daß er bei seiner Anwesenheit in Berlin Fehler begangen habe; das heißt, er giebt zu, da Bismarck ihn mit Zurückhaltung und ablehnend empfangen habe, sei auch er, mehr als eigentlich gerathen war, zurückhaltend und ablehnend aufgetreten.

Samwer treibt sein altes, kleinlich finassirendes und intriguirendes Wesen fort nach wie vor und hat keine Ahnung davon, daß er leeres Stroh drischt; er ist in seiner Weise thätig, Huldigungs-Adressen im Lande hervorzurufen und dergleichen, und hofft Wunder zu bewirken durch kleine Correspondenz-Artikelchen, die er hierhin und dorthin sendet an verschiedene Zeitungen. — Auch an der Kieler Universität hatte er allerhand Intriguen angesponnen; er wollte die Universität veranlassen sich mit förmlicher Eingabe um Anerkennung des Augustenburgers an den Bundestag zu wenden. Doch da hat G. Beseler „einen Strich durchgemacht" — er hat Einfluß bei seinen ehemaligen Collegen an der Kieler Universität und hat ihnen begreiflich gemacht, was eigentlich von Seiten Samwers beabsichtigt werde; daß aber diese fortgesetzten Bestrebungen die Ansprüche des Herzogs ohne Preußen, ja gegen Preußen durchzusetzen und zu vollständiger particularistischer Selbständigkeit zu gelangen, nur alle Verhältnisse mehr und mehr verderben können, und die Eingabe an den Bundestag ist unterblieben.

Uebrigens meint G. Beſeler, die Annexion ſei bei alledem bedenklich und habe ihre großen Schwierigkeiten. Das Land widerſtrebt dem Gedanken und hängt an ſeiner Selbſtändigkeit, ſelbſt perſönlich an dem Herzog, beſonders in Holſtein. Preußen würde an den Elbherzogthümern widerſtrebende Provinzen haben, widerſtrebende Unterthanen. Könne man allerdings auch auf das Aſſimilations-Vermögen einer Großmacht vielfach rechnen, ſo bleibe die Sache eben doch ſchwierig; mit der Zeit, „wenn man ſie erſt zehn Jahre hat", würden die Holſteiner ſich freilich wohl in den großartigeren Verhältniſſen gefallen, wie ſie ſich den Angehörigen einer Großmacht eröffnen — ſie würden ſich beſſer darin gefallen als in ihren engen, particulariſtiſchen Zuſtänden — aber in der Zwiſchenzeit bleibe die Lage precär — und was könne nicht Alles in zehn Jahren vorfallen!

Dann aber iſt auch der Herzog Friedrich zu berückſichtigen; er cedirt ſeine Rechte nicht gegen eine Entſchädigung, läßt ſich nicht mit Geld und Gut abfinden. Das thut er nicht, weil er zu tief empfunden, in welche ſchiefe Lage ſein Vater das ganze Haus durch eine ſolche Transaction gebracht hat, und was zu ſeiner Unehre darüber geſagt worden iſt. Alſo: „eine Verlegenheit wird es immer bleiben." Dann hat auch Bismarck in den Herzogthümern vielerlei falſche Schritte gethan und Fehler begangen, und die haben „viel böſes Blut gemacht" — beſonders ſeine Beziehungen zu Scheele-Pleſſen, der eine in den Herzogthümern ſehr verrufene Perſönlichkeit iſt. Und endlich ſind auch Unterlaſſungs-Sünden hinzugekommen. So hat Preußen die Poſt- und Telegraphen-Verwaltung in den Herzogthümern an ſich genommen. Das iſt als ein Eingriff in die Selbſtändigkeit des Landes empfunden worden — aber es hätte ſehr heilſam werden können, denn die Verwaltung der Poſt und der Telegraphen liegt dort in der That gar ſehr im Argen. Die Poſtmeiſter ſind meiſt invalide Offiziere, und ſie haben gar kein ſubalternes Perſonal; ſie miethen ſich kleine Jungens und zum Theil ſelbſt kleine Mädchen — die beſorgen die Briefe! — Bei dem Telegraphen-Amt geht es eben ſo primitiv zu. Das wäre nun eine Gelegenheit geweſen, den Leuten die Vortheile einer ſtricten, correcten, pünktlichen preußiſchen Verwaltung anſchaulich zu machen — den Eintritt in den großen

Weltverkehr. — Man hat aber anstatt dessen nur das Odium auf sich geladen, daß man sich der Sache bemächtigte — im Uebrigen aber Alles beim Alten und in seinem lässigen, unsicheren Betrieb gelassen.

G. Beseler hat einen höheren Beamten, der Einfluß auf die Dinge hat, darauf aufmerksam gemacht, wie viel da im Geist der Bevölkerung zu gewinnen wäre, wenn man da eine wirkliche preußische Verwaltung einführte — aber der Mann fiel aus den Wolken über eine solche Zumuthung und meinte, die Einrichtung in den Herzogthümern sei ja ein bloßes Provisorium — da könne man nicht eine Menge Beamter hinschicken u. s. w. — Die Beamten behandeln eben alle diese Fragen blos technisch — ohne politischen Blick; ohne Sinn für die politische Bedeutung der Dinge. —

12. Februar. Zu Max Duncker, den ich nun endlich treffe. Langes Gespräch; er belehrt mich ausführlich über die gegenwärtige Lage.

„Die Angelegenheiten des Herzogs Friedrich stehen allerdings sehr schlecht, und zwar durch seine eigene Schuld; er hat so schlecht operirt, daß er selbst die Sache ganz aus der Hand verloren und gar keinen Einfluß mehr auf ihren Gang hat. Er wird gar nicht mehr gefragt; es wird ganz ohne ihn unterhandelt und entschieden. — Was die Entscheidung betrifft, kommt es jetzt wesentlich nur darauf an, wie man mit Oesterreich einig wird, das principiell und im Allgemeinen Nichts dagegen hätte, daß Preußen die Elbherzogthümer annectirt, wenn es bei der Gelegenheit nur auch etwas gewinnt, wenn wir ihm auch nur eine Erweiterung seines Gebiets bewilligen und etwa die Grafschaft Glatz abtreten wollten."

Ich protestire sehr lebhaft gegen einen solchen Gedanken.

Max Duncker: „Wir können ihnen Nichts geben als Geld — und das wollen sie nicht haben (die Oesterreicher nämlich), und darin liegt die Hauptschwierigkeit. — Uebrigens ist der Herzog Friedrich auch nicht ohne allen Halt; sowie er im Anfang als Vertreter der nationalen Deutschen in den Herzogthümern eine nothwendige Person war und in diesem Verhältniß seine Stärke fand, so findet er jetzt seine

Stütze in dem derben Particularismus der Holsteiner. Das ist jetzt seine Position."

Im vergangenen Mai, als er hier in Berlin war, hätte er abschließen können mit Bismarck, aber damals „hielt er sich auf der Reserve" — war difficil und unzugänglich — und seitdem hat er eben gar keinen Einfluß mehr auf den Gang der Unterhandlungen. „Ich (Max Duncker) schrieb damals an Samwer, der Herzog habe den günstigen Augenblick versäumt und dadurch seine Sache sehr zweifelhaft gemacht." — Samwer antworete darauf: „man könne nicht ausschließlich mit Preußen allein gehen, man müsse auch auf Oesterreich und auf die Mittelstaaten Rücksicht nehmen!" —

„Seitdem correspondire ich nicht mehr mit den Leuten in Kiel. Gessken setzt die Correspondenz fort. — Die Annexion der Elbherzogthümer wäre für Preußen ein Gewinn von entscheidender Bedeutung; wichtiger noch als zu seiner Zeit die Erwerbung von Schlesien. Dafür hat aber leider das kronprinzliche Paar nicht den rechten Sinn; beide, der Kronprinz sowohl als die Kronprinzessin behandeln die Sache in gewissem Sinne als eine Frage persönlicher Freundschaft für den Herzog Friedrich. Bei der Kronprinzessin kommt noch die persönliche Abneigung gegen Bismarck hinzu, die sehr entschieden ist — und außerdem werden beide auch noch von England, von Belgien, von Coburg und von Carlsruhe aus in diesem Sinn bearbeitet."

Ich: Auch von Carlsruhe, von Baden aus? — Weswegen denn von dorther? — Was haben denn die Leute dort für ein Interesse dabei?

Max Duncker: „Von Carlsruhe wird geltend gemacht, daß mit Schleswig-Holstein der Anfang gemacht werden muß mit dem deutschen Bundesstaat" (der an die Stelle des Staaten-Bundes treten soll). — Das ist auch, was der König Leopold urgirt. — Uebrigens will auch der König die Annexion nicht. —

„Uebrigens, die auswärtige Politik macht mir keine Sorgen" — aber was soll im Innern werden, wie soll da eine Lösung des Conflicts herbeigeführt werden, und welche? —

Dieses Thema wird weiter besprochen, auch mit Schubert aus

Königsberg — (jetzt im Herrenhaus als Vertreter der Universität Königsberg — oder der Stadt?).

Eine Ausgleichung war möglich, Bismarck trug großes Verlangen darnach — Prinz Carl und seine Coterie arbeiteten dagegen, da den Leuten daran gelegen ist, daß der Zwist eben nicht beigelegt wird.

„Bei dem jetzigen Einfluß der fortschrittlichen Presse kann es dahin kommen, wie es 1848 in Wien war, wo von Journalisten und Studenten den Abgeordneten, von der Galerie herunter, die Anträge, die sie dann stellen mußten, schriftlich in die Hand gegeben wurden." — Die Fortschrittspartei geht übrigens mit großen Plänen um; sie haben uns all' die Jahre her gesagt, daß wir die Reorganisation der Armee nicht bezahlen können, daß wir kein Geld haben, — „jetzt haben sie andere Schmerzen"; sie haben die Entdeckung gemacht, daß wir zu viel Geld haben, und wollen 12 Millionen Steuern streichen.

Von Glienicke aus wird dem König immerfort wiederholt: „Mache keine Concessionen, es wäre doch vergebens, denn sie werden nicht angenommen!" — Diese Redensart ist die wirksamste Waffe der Herren und verfehlt ihren Eindruck nicht. Damit ein Compromiß möglich wird, muß man es also dahin bringen, daß die Geneigtheit der Abgeordneten auf einen solchen einzugehen, dargethan wird. Man muß es dahin bringen, daß im Hause der Abgeordneten selbst ein entgegenkommender, ein vernünftiger Vorschlag gemacht wird, auf den die Regierung eingehen könnte; der, wenn auch nicht gleich in dieser Sitzung, eine Möglichkeit gewährt, eine Verständigung anzubahnen.

Man muß es zu diesem Ende dahin bringen, daß einige vernünftige Leute in die Militär-Commission kommen, die nächsten Dienstag gewählt wird. Wir sollen alle Kräfte und allen Einfluß aufbieten, um einige vernünftige Leute hineinzubringen.

Ich: Das ist nicht möglich! — jeder Versuch wäre vergebens; die Fortschrittlinge und die Bockumiten lassen Niemanden in die Militär-Commission, der nicht zu ihrer Fahne schwört. — Man muß thun was möglich ist; nämlich man muß bewirken, daß im Plenum ein Antrag gestellt wird, auf den die Regierung eingehen kann.

Schubert stimmt dem bei, und bei diesem Beschluß bleibt es denn auch. Simson, Saucken u. s. w. sind die Leute, die man dabei im Auge haben muß.

13. Februar. Besuch bei General Moltke; langes und interessantes Gespräch mit ihm. Er erzählt mir viel merkwürdiges von dem Feldzug in Schleswig — und erwähnt dabei des Prinzen Friedrich Carl mit keinem Wort.

Ich bemerke, es sei schade, daß die Landung am 3. April mißglückte, die dem Kriege mit einem Schlage ein glänzendes Ende und in Europa noch größeren Effect gemacht hätte, als Alles, was nachher wirklich geschah.

Moltke: Es war allerdings sehr zu bedauern. Es war ein vortrefflicher Gedanke Blumenthals; dem gebührt die Ehre des Gedankens. — Man hatte gehofft, daß unsere Kriegsfahrzeuge, die Kanonenboote, uns dabei helfen würden. Die sollten sich von Swinemünde her, längs der Küste, im seichten Wasser, wo die dänischen Kriegsschiffe sie nicht angreifen konnten, bis zum Alsensund heranschleichen; aber das gelang nicht. Es zeigte sich, daß die Kanonenboote dazu nicht zu brauchen sind; sie haben einen schlechten Gang, und es ist überhaupt gar Nichts mit ihnen anzufangen.

Ich: Admiral Eden sagte mir in England, daß sie nichts taugen. Wir hätten an der Fregatte Thetis, die wir in England eingetauscht haben, ein sehr gutes Schiff bekommen, die zwei Kanonenboote dagegen, die wir ihnen dafür gegeben haben, taugten gar Nichts, sie gehorchten dem Steuer schlecht und kämen nicht von der Stelle.

Moltke: Man ist auch ganz von diesem System zurückgekommen und wird keine Kanonenboote mehr bauen. Unmittelbar nach dem Waffenstillstand war eigentlich die Absicht, zu gleicher Zeit nach Alsen und nach Fünen überzugehen; in der Ueberzeugung nämlich, daß die Dänen nur an einem dieser beiden Punkte mit hinreichender Macht aufgestellt sein könnten (NB. der gleichzeitige Angriff auf den anderen also gelingen müsse). Das wurde uns aber nicht erlaubt — die Politik war dagegen und gestattete den Angriff auf Fünen nicht. Es blieb also Nichts übrig, als der Angriff auf Alsen allein. Nach Alsen war aber eigentlich sehr viel schwerer zu

kommen, als nach Fünen; die Landung auf Fünen wäre leichter gewesen; man hatte da Nichts von der dänischen Flotte zu befürchten, sie hätte sich gewiß nicht in den kleinen Belt hineingewagt, um ihn zu vertheidigen, da er leicht — durch Batterien am Strande — der Länge nach bestrichen werden kann. — Uebrigens, wenn der Schlag auf Alsen nicht genügt, den Frieden nicht herbeigeführt hätte, wären wir doch nach Fünen hinübergegangen — obgleich die Oesterreicher gar keine Lust hatten, mitzugehen. Es war Alles dazu vorbereitet.

Moltke fügt noch mancherlei zum Lobe der dänischen Soldaten hinzu, von deren Ausdauer in Mühsal und Beschwerden. Im Gefecht zeigte sich freilich, daß die Leute durch Arbeiten erschöpft waren. — Die Werke bei Düppel hatten den Fehler, daß die Grabenvertheidigung fehlte.

Dann spricht Moltke auch seine Ansicht über die gegenwärtige Lage aus, und was nun nach seiner Ansicht weiter geschehen müsse, und zwar das Alles viel offener und bestimmter, als sonst seine Art ist. — Es ist überhaupt seltsam, daß dieser im Allgemeinen so überaus schweigsame, verschlossene, vorsichtige Mann sich immer gegen mich mit großer Offenheit ausspricht.

Moltke, der von Geburt ein Holsteiner ist und seine Laufbahn als dänischer Offizier in der dänischen Armee begonnen hat, verlangt auf das Entschiedenste die Annexion der Elbherzogthümer, und mir wurde sehr bald klar, daß das nicht eine bloß persönliche Ansicht von seiner Seite sei, daß vielmehr die ganze Armee die Annexion mit derselben Bestimmtheit verlangt; das ist von Bedeutung.

Eine Militärconvention mit den selbständigen Elbherzogthümern kann uns nicht genügen, sagte Moltke; wir haben ja eine Militärconvention mit Coburg — hätten wir nun können das coburgische Contingent nach Schleswig marschiren lassen? — Nein! das ist Nichts. Die Annexion ist das Einzige, was uns helfen kann! Und sie ist auch möglich, es kommt nur darauf an, Oesterreich dafür zu gewinnen und dahin zu bringen, daß es einwilligt; aber freilich, da liegt auch die Schwierigkeit. Oesterreich verlangt für seine Einwilligung auch seinerseits eine Vergrößerung, eine Abtretung von Land und Leuten.

Ich: Oesterreich möchte die Grafschaft Glatz gewinnen, wie ich

höre; die können wir ihnen aber unmöglich geben, es hieße die preußische Monarchie in ihren Grundfesten erschüttern, wenn man einen solchen Theil ihres Gebiets abtreten wollte. Preußen hörte damit auf, ein Vaterland zu sein, und wäre nur noch ein gleichgültiger Ländercomplex.

Moltke gibt das mittelbar zu, indem er sagt: die Hohenzollernschen Lande könnten wir ihnen allenfalls geben, wenn sie die haben wollen; freilich ist auch das unangenehm, des Namens wegen.

Ich halte auch diese Abtretung für verderblich, für unmöglich, und nicht bloß des Namens wegen. Preußen würde dadurch seinen Charakter als Staat aufgeben, und der moralische Verlust wäre groß und unersetzlich. Wir können den Oesterreichern Nichts geben, als Geld.

Moltke: Das ist ihnen bereits geboten worden, aber abgelehnt. Das wollen sie nicht, sie wollen Land!

Ich: Die Abtretung eines Gebiets ist aber unmöglich.

Moltke: Die Erwerbung der Elbherzogthümer wäre aber doch sehr wichtig.

Ich: Gewiß! — und sehr wünschenswerth! Aber man muß sie doch nicht dadurch erkaufen, daß man sich moralisch zu Grunde richtet.

Moltke läßt den Gegenstand fallen und geht auf die Einrichtungen über, die in Schleswig getroffen werden müssen. Kiel wird wohl nicht Kriegshafen werden können. Man wird den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen müssen, weil der Kanal, der die Nordsee mit der Ostsee verbinden soll, nicht wohl nach Kiel geführt werden kann. Da müßte ein Landrücken von 250 Fuß Höhe durchstochen werden, und der Kanal würde fünf Millionen Thaler mehr kosten, als auf der Linie von Brunsbüttel nach Eckernförde. Auf dieser letzteren bleibt man immer im Marschlande, und man hat die Wassermasse der großen Seen, um den Canal zu speisen. — Daß man den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen muß, hat freilich sein Unangenehmes, denn der Hafen von Eckernförde ist nicht so leicht (fortificatorisch) zu schließen, als der von Kiel.

Ich bedauere, daß Rendsburg in fortificatorischer Beziehung sehr veraltet ist.

Moltke: Rendsburg ist für uns von gar keiner Bedeutung; aber auf Alsen müssen wir festen Fuß fassen; Sonderburg muß befestigt werden; es muß den Dänen unmöglich gemacht werden, auf Alsen zu landen, was immer sehr unbequem wäre.

Er geht dann auf die seltsame Weise über, in der die Ereignisse dieses Feldzuges von unseren Abgeordneten beurtheilt werden, und das führt auf die Militärorganisation und den Zwist im Innern. — Moltke sagt, die Leute sind so unvernünftig und verblendet, daß sie behaupten, unser altes Militärsystem, die Landwehr habe sich in diesem Kriege vortrefflich bewährt; da sehe man, daß man weiter nichts brauche, als unsere Landwehren.

Ich: Das ist nicht zu leugnen, denn es ist buchstäblich wahr; buchstäblich diesen Unsinn hat Lette im vergangenen Frühjahr gegen mich ausgesprochen. Die Verblendung ist eine hoffnungslose.

Moltke: Mit den Leuten ist Nichts anzufangen; man muß sie gehen lassen; sie müssen sich ableben.

Ich: Ein Compromiß wäre bei alledem sehr wünschenswerth, besonders der auswärtigen Politik wegen, in der man doch nur dann energisch auftreten kann, wenn man gewiß ist, über die Finanzkräfte des Landes verfügen zu können.

Moltke: Es geht auch so; kommt kein Budget zu Stande, so leben wir ohne Budget weiter; das geht auch und ist kein Unglück.

Ich: Es geht allerdings, aber doch nur bis zur nächsten ernsten Krisis und nicht weiter.

Moltke: Wenn uns die Franzosen in's Land marschiren, bekommen wir auch Geld!

Ich: Das ist doch nicht so ausgemacht! — und das Schlimmste ist, daß eine Auflösung des Abgeordnetenhauses zu gar Nichts helfen würde. Bessere Wahlen sind nicht zu hoffen. Unmittelbar nach der Einnahme von Düppel und Alsen wäre ein günstiger Augenblick gewesen — denn die Ereignisse hatten allerdings einen großen und günstigen Eindruck im Lande gemacht — aber das ist jetzt schon längst wieder verwischt und spurlos verschwunden. Die Maßregelungen von unbedeutenden kleinen Beamten, mit denen die Regierung seitdem vor-

gegangen ist, haben viel böses Blut gemacht. Sie sind es, die den günstigen Eindruck der großen Ereignisse verwischt haben. Denn man darf sich darüber nicht täuschen, die politische Erziehung ist bei uns im Lande noch nicht sehr weit vorgeschritten; die Leute haben gar keinen Maßstab für die relative Wichtigkeit der Dinge; ihre Ansichten erinnern uns an die chinesische Landschaftsmalerei, es ist keine Perspective darin, und Grashalme und Palmen haben dieselbe Bedeutung. So sagen sie jetzt: Die Erwerbung der Elbherzogthümer — was kann uns das helfen! — Da in Goldberg ist der Kreisrichter Schmidt gemaßregelt worden, und dieser gemaßregelte Kreisrichter Schmidt in Goldberg, der ist der große Gegenstand, der die Gemüther in Bewegung setzt, über den werden die Elbherzogthümer vergessen.

Moltke giebt zu, dem könne wohl so sein; wiederholt aber seinen Refrain in Beziehung auf die Abgeordneten: Die müssen sich ableben.

Ich: Man müßte aber diesen Zustand politischer Unreife berücksichtigen und die Leute demgemäß behandeln. Ich halte diese kleinlichen Maßregelungen unbedeutender Individuen für einen Fehler, den die Regierung begangen hat; es kommt dabei gar Nichts weiter heraus, als daß die Stimmung im Lande immer wieder eine gereizte wird und daß die Fortschrittspartei gewinnt.

Moltke scheint nicht geneigt, dem zu widersprechen. Da ich wiederholt darauf zurückkomme, daß man doch einen Compromiß mit dem Abgeordnetenhause zu treffen suchen müsse, namentlich wenn es vermöge einer unwesentlichen, vielleicht einer bloßen Scheinconcession geschehen könnte, erfahre ich, was die Leute — das Ministerium — en définitive haben wollen und worauf sie eingehen würden.

Moltke sagt: Sie sollen uns ein Procent der Bevölkerung geben, als Friedensstand der Armee, und in runder Summe ein Budget von 40 Millionen. Ein Procent der Bevölkerung, das wären 190,000 Mann, und wenn wir dann 10,000 aus den Herzogthümern dazu bekommen, so sind das die 200,000 Mann, die wir gebrauchen. Und ein Procent der Bevölkerung als Prinzip angenommen, so wächst das Contingent ganz von selbst, wie die Bevölkerung zunimmt, ohne daß es dazu eines neuen Gesetzes bedarf. Und ein Budget von 40 Millionen — was dann der Kriegs-

miniſter damit macht, ob er dafür Kanonen gießen oder Hoſen machen läßt, darum ſollen ſie ſich nicht bekümmern — ſie verſtehen auch Nichts davon. — Die dreijährige Dienſtzeit ſei Geſetz, daran brauche Nichts geändert zu werden.

Auf Rendsburg legt Moltke doch vielleicht zu wenig Gewicht — auf Sonderburg zu viel. — Um eine Landung der Dänen allein auf Alſen zu verhindern, wird unſere Flotte wohl bald genug ſtark ſein. Doch iſt ein neuer Krieg mit einem iſolirten Dänemark wenig wahrſcheinlich.

Auf einen Krieg mit einer ſkandinaviſchen Union — oder mit einem ſkandinaviſch-franzöſiſchen — oder mit einem ſkandinaviſch-ruſſiſchen Bündniß müſſen wir uns dagegen in Schleswig gefaßt machen — und in einem ſolchen Krieg wird es immer darauf ankommen, daß wir uns unter allen Bedingungen an der Eider behaupten können. Glücklicher Weiſe kann man aber — namentlich wenn der Canal von Brunsbüttel an Rendsburg vorbei nach Eckernförde geführt wird — die ſtärkſte Vertheidigungslinie herſtellen, die es in Europa giebt. Nur darf Rendsburg weder vernachläſſigt noch geſchleift werden. — Man denke ſich nur: Friedrichsſtadt, das durch einige Erdwerke und Ueberſchwemmungen leicht zu decken iſt, und an dem der Feind einmal nicht viel gewonnen hätte, wenn er es eroberte — von da der heutige Canal bis Rendsburg — dieſer Theil der Linie außerdem noch gedeckt durch die Ueberſchwemmungen längs der Treene — dann von Rendsburg bis Eckernförde der neue Canal — und was für ein Canal! tief und breit genug für Kriegsſchiffe, — und endlich als Abſchluß der Linie, am Meer, eine befeſtigte Hafenſtadt.

Man muß alſo dahin wirken, daß auch im Fall die Herzogthümer einen eigenen Staat bilden, Rendsburg eine preußiſche Feſtung und verſtärkt, nicht geſchleift wird.

Parteiungen im Inneren und auswärtige Politik im Frühjahr 1865.

14. Februar. Besuch bei General Alvensleben, der mir in mancher Beziehung sehr interessant wird. Das Gespräch kommt zuerst auf Polen. Alvensleben fragt, ob dort wohl eine neue Erhebung des Adels möglich sei?

Ich: Wohl kaum in der nächsten Zeit, da der Adel theils durch die Insurrection, theils durch die Emancipation der Bauern, die Separation u. s. w. gar sehr ruinirt ist. — Die Zukunft ist schwer zu berechnen, man kann kaum vorher sagen, wie sie sich unter dem Einfluß der neuen Verhältnisse gestalten wird. Doch läßt sich das wenigstens vorher sagen, daß der Adel schwerlich seinen alten Einfluß gewinnen wird — da bei der Art, wie die Auseinandersetzung erfolgt, wohl die Absicht zum Grunde liegt den polnischen Adel vollständig zu ruiniren. — Man thut jetzt, was der Kaiser Nicolaus meiner Ansicht nach schon vor 30 Jahren hätte thun müssen, als ihm der Krieg das Recht dazu gegeben hatte. — Schon damals — ja von Anfang an — hätte Rußland seine Stütze in Polen in den Städten und Bauernschaften suchen müssen, nicht in dem Adel, der ein für allemal nicht zu gewinnen war. — Die stets erneuerten Versuche den Adel zu versöhnen, die man anstatt dessen machte, während man ihn doch in seinen theuersten Interessen unheilvoll verletzen mußte, — das war ein verfehltes, von Hause aus hoffnungsloses Beginnen; es hieß das etwas Unmögliches versuchen. — Man studirt eben den Macchiavell nicht genug — den ich, beiläufig bemerkt, hoch verehre. — Eine seiner Hauptlehren ist, daß man das ein für allemal Unmögliche entschlossen dafür erkennen, und nie wollen — nie versuchen muß.

Alvensleben (sehr freundlich lächelnd): „Ueberreden Sie doch unseren König auch, daß er nicht auch das Unmögliche versucht, nämlich mit dem Haus der Abgeordneten zu regieren!“ — (NB. So? — also die Coterie Prinz Carl, Manteuffel, Alvensleben, Pückler u. s. w. glaubt jetzt schon so

weit zu sein, daß sie offen auf ihr letztes Ziel hinwirken kann, auf die Cassirung der Verfassung! — Es ist mir lieb, das zu wissen.)

Ich äußere mich schonungslos über das Haus der Abgeordneten, dessen Verblendung, Thorheit und characterlose Feigheit. — Ich fügte dann auch mit Absicht hinzu, daß von neuen Wahlen vor der Hand nichts Besseres zu erwarten sei — und da immer deutlicher hervortrat, daß nach Alvenslebens Meinung gar nicht wieder gewählt werden müsse — sage ich dann, es sei allerdings möglich die Verfassung aufzuheben und ein rein absolutistisches Regiment herzustellen, es frage sich nur, ob dies rathsam und zweckmäßig sei; ich glaube nicht, da die wiederhergestellten Zustände sich jedenfalls nur eine Zeit lang würden behaupten lassen, nur bis zu einer ernsten Krisis und Gefahr: „es darf uns dann kein Unglück begegnen! das ist die Bedingung! so wie uns irgend ein Unglück betrifft, sind wir verloren!" — denn dann werde die Wage wieder nach der entgegengesetzten Seite umschlagen, und die Bewegung wohl ohne Zweifel in entgegengesetzter Richtung ganz in das Maßlose gehen.

Alvensleben meint, ein Unglück dürfe uns überhaupt nicht begegnen — und das Volk könne sich wohl wieder den alten Zuständen zuwenden.

Ich: Bleibend nicht, das dürfen wir nicht hoffen; besonders auch weil der Landadel — was ich mit Bedauern sehe und sage — einen sehr geringen, beinahe gar keinen Einfluß auf Gemüth und Stimmung der Bevölkerung hat, vielmehr von der ländlichen Bevölkerung mit entschiedenem Mißtrauen betrachtet wird. Die Bauern sind eben von Jahrhunderten her gewöhnt in dem Landadel ihren natürlichen Gegner zu sehen — und so hat leider jeder erbärmliche Winkel-Advokat in einer Kreisstadt mehr Einfluß auf die Landleute als der gesammte Adel des Kreises. Alvensleben kann nicht leugnen, daß dem wirklich so ist. Ich fügte hinzu, daß die alten Zustände für uns auch eine sehr bedenkliche Seite haben. Bei der verhältnißmäßigen Armuth Preußens an materiellen Mitteln bedürfen wir vor Allem, selbst mehr als andere Staaten, einer regen lebendigen Theilnahme an dem öffentlichen Wesen; eine große Persönlichkeit wie Friedrich II., die Alles an sich fesselt und mit sich fortreißt, die der

Mittelpunkt aller Interessen wird —: die kann man nicht immer haben — und ohne eine solche Persönlichkeit könnten die alten Zustände wohl wieder dahin führen, wo wir im Jahre 1806 waren. Daß z. B., wenn der Feind in's Land rückt, die Einwohner von den Behörden ausdrücklich aufgefordert werden — wie damals geschah — dem Feinde recht „freundlich" und willfährig entgegen zu kommen.

Ich glaube keineswegs, wie die doctrinären Liberalen, daß dem Lande eine parlamentarische Verfassung ohne Weiteres eine bessere und weisere Regierung, eine bessere Verwaltung sichert. — In dieser Beziehung schlage ich im Gegentheil den Werth solcher Institutionen ziemlich gering an. Mit anderen Worten, sie haben in meinen Augen keinen großen Werth an sich. Aber wir bedürfen solcher Zustände, die eine rege Theilnahme der Bevölkerung an dem öffentlichen Wesen sichern — wir müssen uns sogar bemühen die Bevölkerung zu einer solchen regen und thätigen Theilnahme zu erziehen. Wir bedürfen *solcher Zustände, die Charactere bilden*, die unter allen Bedingungen den Aufgaben des öffentlichen, des Staatslebens, gewachsen bleiben. *Aus den bloßen Beamten gehen solche Charactere nicht* hervor.

Alvensleben stimmt dem sehr entschieden bei — da ich aber im weiteren Hin- und Herreden den Ausdruck „*mecklenburgische Zustände*" brauche, fragt Alvensleben mit der allermildesten Sanftmuth: „Halten Sie die denn wirklich für so unglücklich?" —

Ich: Darum handelt es sich eigentlich nicht; sie sind gefährlich — ein Staat, der nicht, wie Mecklenburg, unter allen Bedingungen seine Stütze auswärts suchen muß — der als Großmacht selbständig dastehen soll, könnte mit solchen Zuständen nicht bestehen. Sie haben in Mecklenburg dahin geführt, daß der Bauernstand ganz verschwunden ist. Selbst nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges gab es dort im Lande noch mehr als 20,000 Bauernhöfe — jetzt nur noch zwölfhundert.

Alvensleben ist sehr überrascht, hat das nicht gewußt; fragt wie es dahin gekommen ist. Ich deute an, daß die Herren sich selbst, vermöge eines Gesetzes, daß sie selber gemacht haben, das dominium utile der Bauernhöfe zugesprochen und dann die Bauernhöfe

und ganze Dörfer „gelegt" und die Fluren in herrschaftliche Vorwerke verwandelt haben.

15. Februar. Ball im kgl. Schloß. Ich bin viel mit Droysen, G. Beseler, v. Sänger — auch mit Knesebeck. — Längeres Gespräch mit Stiehle, über England, wo er in diesem Mai gewesen ist, bald nachdem ich abgereist war. Er hat die Stimmung dort sehr feindselig gefunden.

Die Königin spricht mit mir bei ihrer tournée in der Bildergalerie.

Alfred Auerswald erzählt mir von den Scenen, die sich hier ergaben, als in diesen Zimmern — im Rittersaal, wo der Thron steht — die Verfassung beschworen wurde. — Die Minister, zu denen Alfred Auerswald damals gehörte, traten einzeln vor den Thron um den Eid zu leisten. Die Schlußformel ist, nach unseren Gesetzen: „So wahr mir Gott helfe!" — es steht aber einem jeden frei, nach individueller Ueberzeugung noch hinzuzufügen, was seinen religiösen Anschauungen entspricht. — Keiner hatte etwas hinzugefügt, bis auf Alfred Auerswald, der die weiteren Worte sprach: „durch Jesum Christum zum ewigen Leben!" — und dieser Formel bedienten sich dann später noch einige Andere.

Arnim-Boitzenburg, auch einer der damaligen Minister, kam dann auf Alfred Auerswald zu und fragte, warum er das gethan habe; Auerswald erwiederte, er habe eben den Eid seiner Ueberzeugung gemäß gesprochen — und Arnim-Boitzenburg war unvorsichtig genug einzuwenden: „Einen so hohen Eid zu leisten, in einem Fall, wo man doch nicht weiß, ob er werde gehalten werden können" — das sei doch sehr bedenklich! — Als ob ein Eid nicht eben immer ein Eid sei! —

16. Februar. Bei dem Staats-Minister Bernuth finde ich Gruner, und beide sind — was jetzt selten vorkommt — sehr entschieden gegen die Annexion der Elbherzogthümer, die ihnen unmoralisch vorkommt und bloß als eine Schlechtigkeit Bismarcks. — Bernuth bedauert, daß unserer Zeit der Begriff des Rechts nur all zu sehr abhanden gekommen sei — und Gruner meint, nach der Erklärung, die man am 28. Mai auf der Londoner Conferenz abgegeben habe, sei die Annexion gradezu eine Schändlichkeit. Beide haben aber keine Ahnung davon, wie der Herzog von Anfang an gehandelt hat.

Sie meinen, Bismarck habe ihn zurückgeſtoßen und fahre fort alle Annäherungsverſuche abzuweiſen.

23. Februar. Abermals Ball im kgl. Palais. Ich traf Mr. Ward, den engliſchen Conſul in Hamburg. Er ſprach mir von Schleswig-Holſtein, natürlich in der Vorausſetzung, daß ich ganz unbedingt in den Intereſſen des Herzogs von Auguſtenburg ſei, und ſprach demgemäß davon, wie man dafür ſorgen müſſe, daß über die Bevölkerung nicht ohne ihre eigene Zuſtimmung verfügt werde: „there is a debate in the house of commons coming on; Mr. Duff Grant“ — (er meinte natürlich Grant Duff) — „is to bring it on“ — er wunderte ſich ſehr darüber, daß dieſes große Ereigniß nicht bereits ſtattgefunden hat, daß die heutigen Zeitungen nicht bereits darüber Bericht erſtatten.

Es war nicht ſchwer zu durchſchauen, daß dieſe beabſichtigte Parlaments-Debatte von Kiel aus veranlaßt iſt, und daß der würdige Mr. Ward ſie vermittelt! — Daran erkenne ich meine Kieler Freunde: nur nicht etwas Reelles thun; nur nicht den Weg einſchlagen, der grade zum Ziel führt! — Immer und immer ſoll im Dunkeln auf Nebenwegen gearbeitet, durch Schein-Thätigkeit, — durch weſenloſe Nichtigkeiten ſoll das Ungeheuerſte bewirkt werden! — Wie in aller Welt kann man über die gegenwärtige Lage Europas in dem Grade verblendet ſein, daß man glaubt, eine Debatte über Schleswig-Holſtein im engliſchen Unterhauſe habe irgend etwas zu bedeuten und könne irgend einen Einfluß auf den Gang der Dinge üben! Solcher Verblendung iſt nicht zu helfen.

Prinz Chriſtian von Auguſtenburg begrüßte mich und flüſterte mir zu: „Es ſteht ſchlecht;“ hier iſt ein ſtarkes Verlangen nach Annexion. „Allerdings“ — erwiederte ich, „die Gefahr iſt dringend geworden; vor ſechs Monaten war ſie ſehr gering.“ „O!“ erwiederte der Prinz „ich habe ſchon, als wir zuſammen in Gotha waren, immer gewarnt vor Preußen — ſchon damals.“

Viel mit Schweinitz, dem Adjutanten des Kronprinzen, geſprochen. Er ſpricht von meinem Werk; die Verhandlungen über den deutſchen Bund — auf dem Wiener Congreß — ſeien beſonders lehrreich. Fragt nach den Zuſtänden in Rußland, die ſeien wohl ſchlecht? — Aller-

dings, sie sind in der Gegenwart nicht sehr erfreulich, und versprechen in mancher Beziehung auch für die Zukunft nichts Gutes. —

Schweinitz: „Als guter Preuße muß ich mich darüber freuen!"

Langes Gespräch mit Stiehle, — unter anderem über den Machiavell, den ich gar sehr bewundere, namentlich auch wegen seines Werks dell' arte della guerra, in dem überraschend treffende Dinge über das Wesen des Krieges gesagt sind; — Anschauungen, zu denen die Theorie nach den wunderbarsten Verirrungen in das Abstruse erst in unseren Tagen wieder zurückgekehrt ist; wenn man nun bedenkt, daß der wirkliche Krieg zu Machiavells Zeit — der Krieg, den er kannte aus unmittelbarer Anschauung — dem naturgemäßen Begriff und Wesen des Krieges mehr als zu irgend einer anderen Zeit untreu — ganz zu einem Kampf in durchaus conventionellen Formen geworden war, unter der Leitung der Condottieri —: dann muß man wohl den Geist bewundern, der sich, über alle Erfahrungen seiner eigenen Zeit hinaus, zu so durchgreifend richtigen Anschauungen zu erheben weiß.

24. Februar. Den Abend kommt ganz überraschend Eduard Ungern-Sternberg zu mir. — Er hat schon im Oktober die Redaction der Flensburger Zeitung aufgegeben und Flensburg verlassen; ist seitdem wieder in Baden gewesen — und geht jetzt nach Esthland zur Hochzeit seiner Schwester, die dort heirathet. — Er will aber nicht dort bleiben, wo auch in der That für ihn kein Bleibens sein kann.

Ich finde ihn sehr verändert. In Gotha schwärmte er für den Herzog. Er wußte um die 6000 Gewehre, die der Herzog in Lübeck verborgen hatte — reiste mit Proclamationen des Herzogs im Mantelsack nach Holstein, und erwartete Wunder. — In Flensburg fand ich ihn gehörig abgekühlt in Beziehung auf den Herzog und zu der Einsicht gelangt, daß die Elbherzogthümer ihr Heil in dem Anschluß an Preußen suchen müssen. — Jetzt beseelt ihn, in Beziehung auf den Herzog, ein feindseliges Gefühl, und was die Herzogthümer betrifft, ist er ganz unumwunden und entschieden Annexionist.

Er sagt mir, daß die Partei der Annexion in den Herzogthümern gewachsen ist; viele bedeutende Männer dort sind jetzt für

die Annexion und halten sie für den besseren Ausweg, — aber sie können sich nicht offen dazu bekennen, weil sie sich einmal, gleich zu Anfang, für den Herzog erklärt und ausgesprochen haben. — Um consequent zu bleiben fahren sie fort in seinem Sinn und für ihn zu sprechen.

Ball bei Roon. C. Vincke erzählte mir ein Gespräch, das er mit dem König gehabt, dem er seine neueste Schrift über die Militär-Organisation zugesendet hatte. Der König hat die ersten dreißig Seiten gelesen und zeigte sich sehr zufrieden mit dem Inhalt, fragte aber dann: „welches ist denn nun aber Ihr wirkliches Gesicht? — dies oder das frühere?" — C. Vincke, der in der seltsamen Selbsttäuschung lebt, daß er stets seine gegenwärtigen Ansichten gehabt und vertheidigt habe, antwortete: wenn S. M. weiter gelesen hätte, würde seinem Auge nicht entgangen sein, daß er auch jetzt noch seinen früheren Ansichten treu geblieben sei. (Das glaubt Vincke, weil am Ende wirklich angedeutet ist, es könnte zweckmäßig sein, aus Sparsamkeits-Rücksichten die Dienstzeit der Infanterie factisch um etwas abzukürzen.)

Darauf wurde der König etwas böse und erklärte: nicht einen Thaler von dem Militär-Budget, nicht eine Stunde von der dreijährigen Dienstzeit werde er sich abhandeln lassen, „das können Sie Allen sagen!"

Das eigentlich Wichtige dabei ist, daß Vincke diese Unterredung dem Kriegsminister Roon erzählt hat, der darauf rasch antwortete: „sagen Sie es lieber Niemandem." — Ein Beweis, daß das Ministerium noch immer sehr gern ein Abkommen mit dem Haus der Abgeordneten treffen würde.

Ich war viel mit Bethusy-Huc, der zwar zur Kreuz-Junker-Partei gehört, dabei ein sehr ordentlicher Mensch von reiner vaterländischer Gesinnung ist. Wir sprachen von der Nothwendigkeit einen vernünftigen Vorschlag in das Plenum des Hauses zu bringen. Er sagte mir, daß er sich die größte Mühe gebe Stimmen für einen solchen Vorschlag zu werben — und sprach die Hoffnung aus, daß auch wohl eine Majorität dafür gewonnen werden, und die Sache durchgehen könnte. — Das glaube ich kaum.

25. Februar. C. Vincke verabredeter Weise bei mir. Ich sage ihm das Nöthige darüber, daß in der Militärfrage ein vernünftiger

Vorschlag in das Plenum des Hauses kommt — und daß er sich so viel als möglich dem nähert, was die Regierung als ihr minimum im Auge hat, und worauf sie eingehen würde. Das ist ein Prozent der Bevölkerung als Friedens-Etat der Armee und ein Budget von 40 Millionen.

Vincke erwidert: Stavenhagen wird schon in der Militär-Commission einen Vorschlag einbringen, und wenn er da, wie vorauszusehen ist, nicht durchgeht, wird er ihn im Plenum wiederholen; und im Plenum wird er Unterstützung finden. Stavenhagen wird einen Friedens-Etat von 180,000 Mann anbieten, und in runder Summe 200 Thlr. per Kopf. — Er muß nicht nothwendiger Weise dabei bleiben; darüber wird sich handeln lassen — aber jedenfalls bewilligt das Haus nicht ein Prozent der Bevölkerung, weil dann der Militär-Etat stets mit der Bevölkerung wachsen würde — man will eine bestimmte Zahl.

Da wir dann auch davon sprechen, daß die Abgeordneten selbst in Beziehung auf die Bankvorlagen der Regierung Schwierigkeiten machen, meinte Vincke: es wäre recht gut, wenn auch die von den Abgeordneten verworfen würden; denn „mit diesem Hause!" — je ärger der Unsinn wird, den es treibt, je schneller es sich ruinirt, desto besser.

Solche Worte aus Vincke's Munde zu hören war mir sehr neu!

Sir Rowland Blennerhasset kommt. — Er thut mancherlei Fragen — denn er sucht sich über unsere Zustände zu unterrichten.

Er kennt Virchow und hat sich von diesem Natur, Entstehung und Bedeutung des über die Militär-Frage entstandenen Conflikts erklären lassen. Am Ende fragte Sir Rowland — recht als wollte er den Beweis liefern, in welcher harmlosen Weise er den Dingen gegenübersteht —: ob denn nicht ein Compromiß mit der Regierung möglich sei?

Virchow hat ihm mit bewundernswerther Aufrichtigkeit geantwortet: „ich will gar keinen Compromiß mit der Regierung; ich will den König dahin treiben, daß er die Kammern nach Hause schickt und die Verfassung aufhebt; daraus muß sich dann später eine Revolution ergeben." — Eine solche Offenheit läßt Nichts zu wünschen! — Ich hätte sie von einem Mann,

der mit ſolchen Plänen umgeht, in der That nicht erwartet! — Wahrſcheinlich hat ſich Virchow durch ſeine Eitelkeit dazu verleiten laſſen; durch die Hoffnung dem Irländer als titaniſcher Volkstribun — als der O'Connell Preußens zu imponiren. — Sir Rowland zeigte ſich recht kindlich darin, daß er mir das wiedererzählte.

Mir aber iſt es ſehr viel werth, daß ich das weiß, und Virchows eigenes Geſtändniß dafür anführen kann. Das muß man unter die Leute bringen.

Eduard Ungern-Sternberg in ſeinem Zimmer im Hôtel de Brandebourg beſucht. — Wir ſprechen von Roggenbach in Baden. Der iſt ſehr verſtimmt — ſehr entmuthigt — und wird ſich wahrſcheinlich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückziehen.

Ich fragte: weshalb? — und es ergab ſich, daß dieſer jugendliche Enthuſiaſt und Idealiſt nach und nach zu wirklicher ſtaatsmänniſcher Reife gelangt iſt; er iſt namentlich zu der Einſicht gelangt, daß Baden — daß ein Kleinſtaat überhaupt nicht das Feld der Thätigkeit iſt, von dem aus ſich große Politik treiben läßt, von dem aus man große Pläne verwirklichen und die Einheit Deutſchlands gründen kann — und zwar, weil dieſen Staaten die reale Macht fehlt, die dazu nöthig iſt. — Er ſagt: „ich habe Wechſel ausgeſtellt, die ich nicht einlöſen kann!“ — So iſt er zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Zukunft Deutſchlands nur von Preußen aus gegründet werden kann.

Danach iſt nicht zu verwundern, daß Roggenbach jetzt auch für die Annexion iſt und meint, das ſei das Beſte; Preußen möge die Herzogthümer für ſich nehmen und womöglich die anderen deutſchen Kleinſtaaten dazu verſchlingen. — Er ſelbſt möchte, wie geſagt, aus dem öffentlichen Leben ausſcheiden, weil er die ausgeſtellten Wechſel nicht einlöſen, das heißt, die Hoffnungen nicht verwirklichen kann.

28. Februar. Carl Vincke wundert ſich gar nicht über Virchows Aeußerungen, die ich ihm mittheile. Er erzählt, Virchow habe den Vorſchlag eingebracht, der Regierung allerdings die gewünſchten Gelder zu bewilligen, aber nicht für die neue Organiſation, ſondern um den Sold für Unteroffiziere und Gemeine zu erhöhen. Als dann derſelbe Vorſchlag in der Commiſſion gemacht wurde, und vernünftige Leute

einwendeten, es sei bedenklich derartige Hoffnungen zu erregen, die doch kaum verwirklicht werden könnten und einen gefährlichen Gährungsstoff in die Armee werfen könnten, war ein Fortschrittsmann, Professor, so naiv, ganz unbefangen zu antworten: Das gerade sei die Absicht!

1. März. Abend bei G. Beseler. Ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Max Duncker, Saucken, Sänger u. s. w. — Unter anderen auch Dr. Wehrenpfennig. — Der erzählte mir von einem Gespräch mit Bockum-Dolffs, dem großen Parteiführer.

Wehrenpfennig suchte ihn in Beziehung auf die Organisation der Armee günstiger zu stimmen und verwies dabei auf die mögliche Annexion der Elbherzogthümer. Der Augenblick, wo es sich darum handle die Herzogthümer zu gewinnen, wo gerade deswegen Preußen in den Fall kommen könne seine Armee zu brauchen, sei nicht geeignet, der Regierung Schwierigkeiten zu machen, wegen der Armee! — Wie so? — Je nun, es läßt sich noch nicht absehen, ob aus der Sache nicht eine europäische Verwickelung entsteht.

Da antwortete Bockum-Dolffs apodiktisch, im Magistral-Ton: „Wenn sich eine europäische Verwickelung daraus ergiebt, dann müssen wir sofort heraus aus den Herzogthümern; wir müssen sie dann ohne Weiteres aufgeben!"

Wehrenpfennig, der seinen Sinnen nicht traute, ließ sich die Worte wiederholen —: Ja! so wie eine europäische Entwickelung aus der Sache zu entstehen droht, müssen wir ohne Weiteres die Herzogthümer verlassen, denn — „der Militär-Etat darf nicht erhöht werden!" — (NB. nicht über den Etat von 1858 ohne Zweifel!) — Das ist ein Staatsmann!

Ich sagte zu Wehrenpfennig und Sänger, es sei gewiß eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß ein eigentlich dummer Gesell wie Bockum-Dolffs in einem Lande wie Preußen Haupt und Führer einer Partei sein kann — und beide gestanden, daß Bockum-Dolffs wirklich über jedes gewöhnliche Maß von Dummheit hinaus dumm ist.

Da ich die Frage aufwarf, ob man denn die Worte, die Virchow zu Sir Rowland gesprochen hat, nicht öffentlich — selbst im Hause — gegen ihn benutzen könnte — was Saucken nämlich nicht für möglich

hielt — wurde ich gewahr, daß Max Duncker diese Notiz vorzugsweise bei dem Kronprinzen zu verwerthen gedenkt oder schon verwerthet hat, um Dem schlagend zu beweisen, daß man — was auch die Kronprinzessin lehren mag — in Preußen nicht ohne Weiteres, wie in England, die Parteien kann regieren lassen, je nachdem sie die Majorität haben. —

3. März. Zeitungen. Unsere Forderungen sind nun in Wien; ihr Inhalt ist durch die Zeitungen hinlänglich und in zuverlässiger Weise bekannt geworden. — Wenn die Kieler Herren klug wären, so müßten sie und würden sie die Forderungen Preußens in Wien mit aller Macht unterstützen; sie würden mit allen Kräften, die ihnen zu Gebote stehen, dahin wirken, daß Oesterreich diesen Forderungen zustimmt. Das ist für sie das einzige Mittel der Annexion zu entgehen — sich zu retten.

Aber so klug werden sie ganz gewiß nicht sein; sie werden vielmehr das gerade Gegentheil thun. Sie werden die Annahme der preußischen Forderung zu hintertreiben suchen; sie werden dagegen wühlen; sie werden in Wien und an allen kleinen deutschen Höfen intriguiren und finassiren; sie werden in diesem und jenem süddeutschen Parlament Demonstrationen gegen die Annexion hervorzurufen suchen — und sie werden glauben Wunder zu thun.

In den Herzogthümern sind sie schon in voller Thätigkeit in diesem Sinn. Sie veranlassen die Schleswig-Holstein-Vereine sich nicht nur gegen die Annexion auszusprechen, sondern auch feindselig gegen Preußen. Dem Herzog muß es nach der zu Rendsburg ausgesprochenen Meinung dieser Vereine überlassen bleiben, ob er Preußen überhaupt Concessionen machen will und welche. Und was muß die nothwendige Folge dieses geistreichen Treibens sein? — Daß man in ganz Preußen sagt: „Ja! — wenn sich dort in den Herzogthümern ein solcher partikularistischer Geist regt, dann müssen wir uns natürlich doppelt sicher stellen!"

Nachher Eduard Ungern-Sternberg bei mir. Georg Bunsen hat ihn in Partei-Zusammenkünfte und Berathungen der Fortschritts-Leute eingeführt, und er ist zwar sehr verwundert, aber nicht sehr erbaut, was er da gehört und gesehen hat. — Ich erfuhr, daß auch der Legations-Rath Carl Meyer und Brandis, der Se-

cretär der Königin, in diesen Versammlungen zu finden sind — und daß Beide da sehr eifrig gegen die Annexion der Elbherzogthümer wühlen. — Meyer erklärt apodiktisch: „die Intelligenz (d. h. die par excellence intelligente Classe) — ist gegen die Annexion!" — Besonders aber dürfe nicht annectirt werden, weil dadurch die deutsche Frage verdorben würde. — „Als ob die nur auf Eine Weise gelöst werden könnte!" — meint Eduard Ungern-Sternberg. Er erzählt dann: Als die Preußen einrückten, sagte Samwer zu Ludwig Reventlow, der viel darüber gespottet hat: „Sagen Sie, lieber Graf, wissen Sie nicht anzugeben, wie wir hier ein simulacrum von Widerstand zu Wege bringen könnten? Denken Sie darüber nach, wie man das machen könnte."

Im Uebrigen erzählte er von Neuem, daß der Herzog im Anfang wirklich — wie sehr das auch später in Abrede gestellt worden ist, — mit Freischaaren nach Schleswig-Holstein vorgehen wollte, was gewiß einen erbärmlichen Ausgang genommen hätte. In Hamburg war ein Werbebureau errichtet. Eduard Ungern-Sternberg hatte sich selbst anwerben lassen, war eingeschrieben unter den Helden der Freischaaren und exerzierte mit ihnen auf Hamburger Gebiet.

6. März. Max Duncker erzählte ein kleines Ereigniß, das sich auf dem bal costumé bei Putbus zugetragen hat. Der König hatte sich verkleidet und maskirt. In dieser Gestalt trat er vor die Comtesse Frida Arnim (Arnim-Boitzenburgs Tochter) — ergriff ihre rechte Hand, legte sie auf ihr Herz und fragte: „Für wen schlägt dieses Herz?" — „Für Eure Majestät!" — Der König fragte etwas verwundert, woher es komme, daß sie ihn gleich erkannt habe. — „Kein Anderer als der König konnte das wagen!"

Diese Antwort der jungen Dame wird mit Recht sehr bewundert.

Besuch bei Legations-Rath C. Meyer. Er berichtet, die Königin Viktoria werde in ihrer persönlichen Politik von der Ansicht geleitet, daß der Augustenburger im Recht ist. Das war nämlich die Ansicht des Prinzen Albert, und sie betrachtet diese Politik als ein Vermächtniß ihres Gemahls.

Da ich zufällig erwähne, die Königin habe Lord Derby verpflichtet England nicht in einen Krieg zu verwickeln, und daß ich

sehr erfreut war das nach Kiel und hierher melden zu können, rief E. Meyer sehr überrascht: „So, diese Meldung kam von Ihnen! Im Anfang wollte man hier im Ministerium nicht recht daran glauben, dann aber ist sie hier sehr wichtig geworden und hat wesentlich zur Entscheidung beigetragen."

8. März. Wie Geffcken mir erzählt, hat Oesterreich zu unseren Forderungen einfach und entschieden nein! gesagt — wenn auch in den höflichsten Formen — und überhaupt hat Oesterreich seine bisherige Politik in der Schleswig-Holsteinischen Sache geändert, ja geradezu umgekehrt. Bisher forderte Oesterreich die Entscheidung, und daß dem Provisorium sofort ein Ende gemacht werde; — jetzt dagegen verlangt Oesterreich, daß es bei dem status quo zunächst sein Bewenden haben soll, findet die sofortige Entscheidung der dortigen Zustände nicht nothwendig, und legt sich gerade wie Bismarck auf das Abwarten. — Bismarck selbst gesteht, daß die Unterhandlungen mit Oesterreich vollkommen zu Ende sind. — Dagegen arbeitet Lord Napier jetzt im Namen Englands entschieden für die Annexion. (NB. im geraden Widerspruch mit der persönlichen Politik seiner Königin und ihres verstorbenen Gemahls! — Spielt etwa die Feindschaft zwischen Lord Palmerston und der Königin auch dabei wieder ihre Rolle?)

Geffcken: Oesterreich wird nun natürlich sein Mitbesitz-Recht an den Herzogthümern viel mehr betonen und geltend machen als bisher; es wird an der Regierung dort mehr Antheil nehmen, und Preußen beschwerlich zu werden suchen. Es wird auch an den kleinen deutschen Höfen intriguiren und wühlen, und die Anträge am Bundestag stellen lassen.

13. März. Geffcken in der Leipziger Straße begegnet. Der ist eben bei Bismarck gewesen, — hat eine Cigarre mit ihm geraucht — über große Politik aber Nichts erfahren. — Nur erklärt Bismarck, daß er Post und Telegraphen in den Elb-Herzogthümern, nun er sie einmal in Besitz hat, nicht wieder herausgiebt.

Ich: Da sollte er den Post- und Telegraphen-Dienst in den Herzogthümern, der allerdings gar sehr im Argen lag, denn auch ganz auf preußischen Fuß einrichten. — Dazu die gehörige Anzahl

preußiſcher Beamten hinſchicken. Damit würde er ſich den Dank des Landes verdienen.

Geffcken (mit einem Lächeln, das mir beinahe als ein wenig ſchadenfroh ausſah): Das kann er nicht; Halbhuber, der öſterreichiſche Civil-Commiſſar, ſagt jetzt nein! zu allen Anſtellungen, die Preußen dort verfügen will; — ſagt überhaupt nein! zu Allem, was Preußen in den Elbherzogthümern verordnet.

Daß Schmerling der Meinung iſt, Oeſterreich müſſe Italien anerkennen und ſich mit Frankreich verſtändigen, um ſich Preußen und dem Einfluß Preußens in Deutſchland energiſch widerſetzen zu können, das iſt ſicher. Ohne Zweifel wird er jetzt, wo Oeſterreich nein geſagt hat zu den Forderungen Preußens in Beziehung auf die Elbherzogthümer, dieſe Anſicht mehr als je zur Geltung bringen — und er wird jetzt wie immer auf Schwierigkeiten ſtoßen, deren Beſiegung wohl kaum möglich ſein dürfte. Denn Italien anzuerkennen widerſtrebt dem eigenſten Sinn der kaiſerlichen Familie.

26. März. Geheimrath X. bei mir. Zu ſeinem großen Leidweſen war auch in Beziehung auf Simſon geſchehen, was unter dem jetzigen Miniſterium oft wiederholt worden iſt, und von X. in jedem Fall auf das Höchſte mißbilligt wird. Der Miniſter ließ Simſon die Zulage zu ſeinem Gehalt nicht zukommen, die ihm nach ſeiner Anciennität von rechtswegen gebührte! — Erſt nach längerer Zeit wurde ſie ihm endlich gewährt — wie mir ſcheint, eben auf X.'s dringende Vorſtellungen — Simſon aber ignorirt das nun ſeinerſeits und erhebt die Zulage nicht — nie! und unter keiner Bedingung. Wiederholte Erinnerungen bleiben unbeachtet.

Abend bei Max Duncker. Es iſt von dem inneren Conflict die Rede. Saucken hob die Fehler hervor, die das jetzige Miniſterium inner- und beſonders außerhalb des Hauſes begeht — Maßregelungen von Beamten und dergleichen. — Dieſe Fehler ſind freilich nicht zu leugnen — wenn nur die politiſchen Geiſter unſerer Nation nicht in dieſen Kleinkrämereien die ganze Weltgeſchichte ſähen — und darüber blind und taub für die wirklich großen Welterei gniſſe werden wollten!

Saucken erzählt uns davon, wie die Fortſchritts-Partei die Leute im Lande zu führen weiß — und wie wenig ihre Grundſätze doch

eigentlich Anklang finden bei der Bevölkerung des flachen Landes. Er ſprach von einer Verſammlung der Wahlmänner im Darkehmer Kreiſe, in dem er ſelber lebt. Ein fortſchrittlicher Gutsbeſitzer aus der Gegend, ein Herr Krüger something, hielt da Reden und ſuchte die Leute gegen die Reorganiſation der Armee aufzubringen. Saucken ſprach nach ihm, erklärte, daß nach dem Entwurf der Regierung die Landwehr erſten Aufgebots von dem Dienſt außer Landes befreit, und die Dienſtzeit im Ganzen um vier Jahre abgekürzt werden ſoll: „die Fortſchrittspartei ſagt, das wollt Ihr nicht haben!"

„Wat! det wollen wir nich? — J! — det wollen wir erſt recht!" — riefen die Bauern in hellen Haufen und vollends unruhig wurden ſie, als ihnen Saucken Waldecks projectirte Gemeinde-Ordnung erklärte, die Alles auf Abſtimmungen nach der Kopfzahl zurückführen will — und vollkommene Gleichheit Aller. — „Wat! de Schweinehirte ſoll ooch mitreden? — J! da ſoll ja det Donnerwetter drin ſchlagen!" u. ſ. w. — Herr Krüger hat ſich die ganze Zeit unruhig bewegt „wie ein Hampelmann" und hielt es für geboten ſofort auf den Stuhl zu ſpringen, der als Redner-Tribüne diente, um zu erklären, er müſſe geſtehen, auf dieſen Punkt ſei Waldeck verrückt — das ſei „ſein Tollpunkt" — aber die Fortſchritts-Partei gehe in dieſer Beziehung keineswegs mit ihm u. ſ. w.

Wehrenpfennig erzählte auch Einiges, das des Behaltens werth war —: In der Schleswig-Holſteiniſchen Zeitung erſchien vor längerer Zeit — (NB. ich glaube nachdem der Herzog Friedrich von hier zurückgekehrt war, ohne ſeinen Vertrag mit Preußen abgeſchloſſen zu haben) — ein Artikel, der „ultima ratio" überſchrieben war und der offenbar der preußiſchen Regierung Furcht einflößen und ſie dadurch zur Nachgiebigkeit ſtimmen ſollte. — Man ſagte darin, wenn der Herzog und die Herzogthümer auf anderem Wege nicht zu ihrem Recht kommen könnten, würden ſie eben den mächtigen Schutz Frankreichs anrufen, und wenn darüber Preußen — Deutſchland — das linke Rheinufer verlieren ſollten — ſo werde das ſehr zu bedauern, aber eben nicht die Schuld des Herzogs oder der Schleswig-Holſteiner ſein. (NB. Ich erinnere mich dieſen Artikel geleſen zu haben.) Da er aber nicht den gewünſchten Schrecken einflößte, vielmehr eine ziemlich allgemeine

Entrüstung hervorrief, wurde von Seiten Samwers in — ich weiß nicht welcher Zeitung — officiös erklärt, daß der Herzog und sein Cabinet mit keiner Zeitung in Verbindung ständen und keinem Blatt Mittheilungen machten. Diese sehr dreiste Behauptung konnte man für eine Verleugnung des verunglückten Artikels ansehen.

Er war aber dennoch von Samwer veranlaßt — Ed. Ungern-Sternberg nannte mir ex parte den Mann, der ihn geschrieben hat; er ist jetzt Pfarrer in Ulkebüll auf Alsen. Samwer hatte umfassende Pläne im Sinn, in die eben dieser Zeitungs-Artikel gehörte. Er sendete, eben zur Zeit, wo er diese Drohungen drucken ließ, einen Agenten, einen Kieler Professor, nach Schleswig; der sollte namentlich im Norden des Landes eine große Deputation zusammenbringen — und diese sollte sich dann nach Paris begeben, um dort, vor Napoleons Thron, einen „Schmerzensschrei" vernehmen zu lassen; die phlegmatischen Nordschleswiger waren aber nicht aufgelegt zu solchen Abenteuerlichkeiten, und die Sache mißlang.

Dr. Busch, der vollständig eingeweiht sein soll in Alles, was zu Kiel geschehen ist, bestätigte das Alles durch energisches Kopfnicken.

Dieser Geniestreich scheint aber den Schiffbruch Augustenburgs herbeiführen zu müssen; denn da tritt doch einem Jeden von uns die Frage nahe, ob Staatsmännern, die solche Dinge thun, um dynastische Interessen auf Kosten der nationalen zu wahren, wohl ein wichtiges deutsches Grenzland anvertraut werden kann? — Ich gestehe, daß mir darnach die Annexion ziemlich als eine Nothwendigkeit erscheint. —

Wehrenpfennig: Nun ist auch der „Sechsunddreißiger-Ausschuß" (des National-Vereins) hergekommen; die ganze Gesellschaft ist hier — um sich mit unserer Fortschritts-Partei zu verständigen, und womöglich eine große Demonstration zu Gunsten Augustenburgs zu Wege zu bringen.

(NB. Ich bin geneigt zu glauben, daß die 36 auch von Kiel aus veranlaßt worden sind sich in Bewegung zu setzen; jedenfalls weiß man in Kiel um dies Treiben. — Ich wünschte wohl sie erreichten ihren Zweck, und es käme die gewünschte Demonstration recht großartig zu Stande. Wie die Stimmung im Lande jetzt ist, würde das keine

andere Folgen haben als die, daß die Fortſchritts-Partei ſich ſelbſt zu Grunde richtet und im Lande unmöglich macht. — Aber leider iſt dazu wenig Ausſicht, denn in der Fortſchritts-Partei ſind auch viele für Annexion, namentlich Waldeck und ſein unmittelbarer Anhang.)

Natürlich arbeitet der National-Verein aus Eifer für die deutſche Einheit in dieſem Sinn.

Max Duncker: Die deutſche Einheit, wie die Süd-Deutſchen ſie verſtehen, iſt Nichts weiter als die Vernichtung Preußens; ſie wollen Preußen unter ihren Fuß bringen und mit in die deutſche Kleinſtaaterei hinein verarbeiten.

Wehrenpfennig: Die Demokraten des National-Vereins wollen eigentlich Deutſchland in ſiebenhundert kleine Republiken auflöſen; — dann werden die ſtehenden Armeen abgeſchafft — wir haben Schweizer Milizen — dann iſt Alles vortrefflich.

Ich: Und das Ausland reſpectirt natürlich dieſe Ohnmacht.

Wehrenpfennig: Ja wohl! — eine Schweizer Miliz iſt ja die beſte Armee der Welt.

Dr. Buſch ſagte uns auch, daß Francke ganz unbetheiligt iſt bei Allem was Samwer ſeinen Herzog thun läßt, er weiß gar nicht was vorgeht; der Herzog und Samwer ſagen ihm Nichts davon.

So ziemlich mit der ganzen Geſellſchaft in die Stadt zurück gewandert.

4. April. Ueber die Veränderungen in der Armee erfahre ich, daß Bismarck und Roon die Erledigung des General-Commandos in Coblenz benutzen wollten, um Manteuffel loszuwerden, indem ſie ihn dorthin ſchicken. Nun ſoll aber Herwarth, mit dem man in Schleswig nicht ganz zufrieden iſt, nach Coblenz, und Manteuffel würde dann nach Magdeburg kommen, wo Schack beſeitigt werden ſoll. — Manteuffel ſucht nun zu bewirken, daß das General-Commando des IV. Corps von Magdeburg nach Berlin verlegt wird. Er will natürlich den Boden ſeiner hieſigen Thätigkeit und Wirkſamkeit nicht verlaſſen.

Auch Roon ſoll ein General-Commando verlangt haben. — Zu ihm und Moltke aber hat der König an ſeinem Geburtstage geſagt: „Sie beide müſſen hier aushalten.“

9. April. Rheinbaben längere Zeit bei mir. — Der will nicht glauben, daß die erwarteten großen Veränderungen in der Armee wirklich erfolgen werden, daß Manteuffel wirklich schon am 18. abziehen wird als Kommandirender nach Magdeburg. Er wird die Sache wenigstens bis zum Herbst hinzuziehen suchen, denn ihm ist an seiner hiesigen Stellung zu viel gelegen. — Der König hat sich nämlich nachgerade gewöhnt den General Manteuffel so ziemlich über Alles und Jedes zu Rathe zu ziehen — über Alles sein „Gutachten" einzufordern, so daß seine eigentlichen Geschäfte, die Geschäfte seines Amtes, durchaus Nebensache geworden sind.

Manteuffel hat nach und nach, da ihm seit Jahren Weihrauch gestreut wird, eine außerordentlich hohe Meinung von sich selbst gewonnen, er glaubt sich zu großen Dingen berufen — und seine Pläne gehen, wie Rheinbaben versichert, dem entsprechend sehr weit. Er hofft selbst Premier-Minister zu werden, an Bismarcks Stelle, und würde dann natürlich sofort bereit sein die Verfassung aufzuheben und jeden beliebigen Staatsstreich auszuführen. —

Ich dachte später viel darüber nach. Die ganze Camarilla-Umgebung des Königs drängt auf einen Staatsstreich hin, das weiß ich — und Bismarck ist ihnen nicht genehm, weil er dazu nicht ohne Weiteres schreiten will. — Die beiden Bestrebungen, nämlich einen Staatsstreich herbeizuführen — und Manteuffel zum Minister-Präsidenten zu machen, gehören, wie mir scheint, zusammen, aber in eigenthümlicher Weise. Es ist nicht etwa das Eine Mittel und das Andere Zweck, sondern beides ist Zweck und jedes ist das Mittel für das Andere. Man will den König zu dem Entschluß bringen einen Staatsstreich auszuführen, weil dieser Entschluß Manteuffel zum Minister-Präsidenten machen würde — und will Manteuffel zum leitenden Minister machen, damit er den ersehnten Staatsstreich ausführt.

14. April. Geffcken berichtet, der Herzog Friedrich habe jetzt die preußischen Forderungen angenommen; — das habe C. Lorentzen durchgesetzt, gegen Samwer, der auch jetzt nicht wollte. — Er habe sie angenommen — „so weit es angemessen ist!" — Post und Telegraphen hat er sich vorbehalten — die Aushebung der Hol-

steinischen Matrosen für den Dienst auf der preußischen Flotte will er auch nicht einräumen; er will sich nur verpflichten jährlich der preußischen Flotte eine Anzahl Matrosen aus seinem Lande zu liefern, die er aushebt. — Auch in der Einverleibung der holsteinischen Truppen in die preußische Armee, darein, daß die holsteinischen Rekruten dem König von Preußen den Fahneneid leisten sollen, will er nicht willigen. Er will nur eine Militär-Convention nach dem Muster der Coburgischen. — Der Herzog habe diese Forderungen angenommen, „aber leider, wie er Alles thut, um drei Wochen zu spät!"

(NB. Der Herzog hat die preußischen Forderungen angenommen „soweit es angemessen ist!" — Der Nachsatz hebt den Satz auf. Er hat gar nicht die preußischen Forderungen angenommen, sondern nach eigenem Belieben etwas wesentlich Anderes, das ihm Niemand vorgeschlagen hatte. — Und dann, wo hat er es zu wirklicher, thatsächlicher Geltung gebracht, daß er sie angenommen hat? — Das ist bis jetzt nirgends geschehen.)

15. April. Gneist bei mir und bleibt ein paar Stunden. Es muß ihm sehr viel daran liegen nicht ganz mit Allem auseinanderzukommen, was der alt-liberalen Partei angehört, sonst wäre er nicht bei mir erschienen. Obgleich ihn Niemand anklagte, suchte er sein politisches Benehmen — nicht etwa zu rechtfertigen — sondern zu entschuldigen. Er versuchte nämlich gar nicht es als das an und für sich, seinem Wesen und Prinzip nach, rechte darzustellen —: sondern nur als durch Umstände geboten und zur Nothwendigkeit gemacht. — Das Dasein des Ministeriums Bismarck — die Verletzungen des Rechts und der Verfassung, die vorgekommen sind — die Nothwendigkeit eine wirklich parlamentarische Verfassung zu erkämpfen — darauf berief er sich.

Natürlich hütete er sich wohl etwas zu sagen, was auch nur in der entferntesten Weise an den Polen-Prozeß erinnern konnte — und ich hatte die Schonung, diese Seite nicht zu berühren. Es wäre grausam gewesen ihrer zu gedenken.

Daß ich mit sehr entschiedener Geringschätzung von unseren gegenwärtigen Abgeordneten sprach, nahm er in einer Weise gelassen auf, als verstehe es sich ganz von selbst — als habe er nicht ungern, wenn

ich gewahr würde, daß er die Leute eben nicht höher achtet als ich. — Selbst einige recht starke Aeußerungen ließ er hingehen, als seien sie der Sache vollkommen angemessen, und Nichts dagegen einzuwenden. So als er mich fragte ob ich eine gewisse im Abgeordneten-Haus gehaltene Rede gelesen habe, und ich antwortete: nein! ich habe nicht die Geduld die Radotagen zu lesen, die dort vorgebracht werden.

Er versicherte, es sei auch ihm peinlich Mitglied des Hauses zu sein; er sei das „wahrhaftig nicht zu seinem Vergnügen" — er halte aus Pflichtgefühl darin aus. — Er halte aus, weil man doch der Unvernunft das Feld nicht allein überlassen darf — damit die Continuität nicht abreißt — weil doch immer eine Anzahl besonnener Männer da sein muß, die die Sache halten — die Extreme abwehren.

Er versicherte ausdrücklich, er mache eigentlich gar nicht Opposition — er sei gern zu jeder Ausgleichung bereit. Mit gesuchter Milde sprach er über die Militär-Frage; man sehe wohl, die Minister würden gerne nachgeben, aber hier stehe der persönliche Wille des Königs im Wege. Der König bestehe auf der dreijährigen Dienstzeit.

Ich: Davon ließe ich mir auch Nichts abhandeln, wenn ich Minister wäre.

Gneist: Alte Compagnie-Commandeure, zuverlässige Männer, haben ihm doch versichert, daß eine zweijährige Dienstzeit genügend sei.

Ich: Ja! genügend für den Schein, für den Friedens-Dienst, für Parade-Märsche; — aber nicht genügend um die feste Disciplin zu gründen, die auf dem Schlachtfeld die Probe besteht. Es ist noch keinem Menschen eingefallen, daß eine zweijährige Dienstzeit für die Artillerie oder die Kavallerie genügen könnte. Nun! dann genügt sie für den Dienst der Infanterie **noch weniger** — denn die schwierigste Aufgabe auf dem Gebiet militärischer Organisationen ist gerade, eine solide Infanterie zu bilden. Man erwäge nur den Character der Infanterie-Gefechte, welche Ausdauer, welches festgewurzelte Pflichtgefühl und gegenseitige Vertrauen — welche festgegründete Disciplin dazu gehören.

Gneist: Allerdings; es gehört eine längere Gewohnheit des Zusammenseins dazu. — Eines aber könne ein für allemal nicht durchgesetzt werden — nämlich die Verpflichtung der Leute (als Reservisten)

zum Dienſt in der ſtehenden Armee bis zum 27. Jahr — das gehe nicht! Der Widerſtand dagegen ſei zu allgemein, zu entſchieden.

Ich: Nach der alten Organiſation, die den Herren Abgeordneten ſo ſchön vorkommt, blieben aber die Leute in der Reſerve und im erſten Aufgebot bis zum 32. Jahr verpflichtet zum Dienſt im Felde. Die Verpflichtung wird durch die neue Organiſation nicht um zwei Jahre verlängert, wie man vorgiebt, ſondern um fünf Jahre verkürzt.

Gneiſt: Man werde ſich mit der Verpflichtung bis zum 25. Jahr begnügen müſſen — mehr ſei nicht zu erlangen. — Im Uebrigen! wenn die Regierung doch irgend etwas gethan hätte! — irgend einen entgegenkommenden Schritt! — Eine Dienſtzeit von 2½ Jahren, von 2¾ Jahren! — aber die Regierung habe eben gar Nichts gethan.

Ich: Sie wiſſen ja, daß etwas der Art im Anzuge war, und daß Grabow durch ſeine zweite thörichte Rede Alles verdorben hat.

Gneiſt: Ja dieſe zweite Rede Grabows ſei allerdings ſehr thöricht und ein großer Fehler geweſen; er, Gneiſt, habe dem guten Grabow ſeine erſte, vernünftige Rede gemacht; — an der zweiten, thörichten, ſei er unſchuldig; die ſei dem Grabow leider! von anderer Seite her inſpirirt worden.

Ich: Und gerade für dieſe thörichte Rede, die ſo großen Schaden gethan hat, hat er eine Bürgerkrone bekommen.

Gneiſt zuckt verächtlich die Achſeln. (NB. Er ſelber hat ſich von den Polen einen ſchönen ſilbernen Tafel-Aufſatz ſchenken laſſen, mit der polniſchen Inſchrift: „für Eure und Unſere Freiheit" — er hat das Geſchenk nicht dieſer Inſchrift wegen zurückgewieſen.)

Ich: Dieſe zweite Rede hat Grabow keineswegs aus Bürgermuth gehalten, wie man glauben möchte, ſondern im Gegentheil aus characterloſer Feigheit; weil in der Volks-Zeitung ein Leit-Artikel ihn tadelte; das konnte der arme Mann nicht vertragen, da wurde ihm bange um ſeine Popularität — da lief er in ſeiner Angſt gleich wieder auf die Tribüne und ſprach den gewünſchten Unſinn.

Gneiſt: Die Popularität iſt nicht zu entbehren im öffentlichen Leben.

Ich: Die Popularität iſt allerdings eine ſehr ſchöne Sache, wenn

sie nämlich von der rechten Art ist. Die Popularität, die mir die Herrschaft über die Menge sichert, hat einen großen, unter Umständen einen sehr großen Werth. Wenn aber die Popularität einfach darin besteht, daß ich, gerade umgekehrt, der Menge die Herrschaft über mich einräume, daß ich mich von der Menge abhängig mache — diese Art von Popularität ist gar Nichts werth!

Wir kommen vermöge einiger Wechsel-Reden auf die Schleswig-Holsteinische Frage, die jetzt, wie der neueste Mode-Ausdruck lautet, eine „brennende" geworden ist — und da declamirte Gneist, wie ich es erwartet hatte, gegen die Annexion — wiederholte, was in diesem Sinn gewöhnlich darüber gesagt wird — die deutsche Frage werde dadurch verdorben — es sei unbegreiflich, daß verständige, liberale Männer dafür sein könnten u. s. w.

Gneist kam auf die inneren Zerwürfnisse zurück, und klagte bitterlich darüber, daß die Regierung immer wieder, mit großer Geschicklichkeit Steine des Anstoßes herbeischaffe, über welche die liberale Partei stolpern solle; — Anträge, über welche die Majorität sich spalten könnte — und verschiedene Ansichten hervortreten könnten. So sei es jetzt mit der verlangten Zehn-Millionen-Anleihe für die Flotte; dabei sei man in die leidige Nothwendigkeit versetzt sich über die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit auszusprechen — und welcher Zwiespalt würde da zu Tage kommen. Man müsse dem vorbeugen um jeden Preis und die Sache „zum Hause hinaus schweigen"!

Ich (mit absichtlichem Mißverständniß): Allerdings; es muß so wenig als möglich von der Sache die Rede sein. Was sich gegen die Annexion sagen läßt, das können Sie mir wohl unter vier Augen sagen; — Sie können das auf dieselbe Weise Bismarck sagen — dem König! — aber öffentlich darf es in diesem Augenblick nicht ausgesprochen werden; das wäre durchaus unpassend und ein unverzeihlicher Fehler.

Gneist kam immer wieder auf die Nothwendigkeit zurück die Frage ohne Discussion aus dem Hause hinauszuschaffen. Im Lauf des Gesprächs bemerkte ich, daß Roon derjenige ist, den die Opposition in der Discussion am meisten fürchtet. Ich wiederholte auch, was ich oft gesagt habe: jede Opposition, die nicht Regierung werden will, ist ver-

werflich, denn sie postulirt unmögliche Dinge und macht alle Regierung dadurch unmöglich. Gneist konnte nicht umhin das zuzugeben.

Stavenhagens Antrag, 175,000 Mann als permanenten Präsenzstand zu gewähren, den hat Gneist zu Fall gebracht, indem er den Leuten warnend sagte: „der Compromiß ist das Ende der Parteien!" (NB. ein Ausspruch, mit dem er Virchows Ansichten ziemlich nahe kommt.) Selbst Faucher hat dagegen ausgesprochen: „der Compromiß ist der Sieg des Patriotismus über die Partei-Interessen."

Ich versagte mir schließlich auch die Bemerkung nicht, daß die drei Thaler Diäten, welche die Abgeordneten erhalten, das Unglück unseres Landes sind. Dadurch kommt eine Art von Leuten in das Haus, die gar nicht hinein gehören und sich auch wahrhaftig nicht dazu drängen würden, wenn die für dergleichen Leute lockenden 3 Thlr. nicht wären. — Gneist ließ sich auch Das gefallen, und seufzte mit mir über die Zusammensetzung des Hauses.

Das Ende des amerikanischen Secessionskrieges und Lincolns Tod.

16. April. Zeitungen; Richmond ist gefallen! — Das war mit so vieler Sicherheit vorherzusehen, als überhaupt irgend etwas aus so großer Entfernung und bei so ungenügender Kenntniß der Thatsachen sich vorhersehen läßt. Es ist ein ungeheuerer Fehler, der in neuerer Zeit begangen worden ist — und England wird ihn zu bereuen haben! —

Sir Rowland bei mir. Er fühlt das ganze Gewicht der Einnahme Richmonds und des Fehlers, den England begangen hat. — Im Jahre 1863 — so erzählte ihm der hiesige englische Gesandte Lord Napier —, als der Präsident Lincoln noch gar nicht von Aufhebung der Sklaverei zu sprechen wagte, als General Fremont abgesetzt werden mußte, weil er Abolitionist war, hatten Mason und Slidel den Auftrag, die Aufhebung der Sklaverei anzubieten, falls England und Frankreich die Südstaaten anerkennen wollten. Natürlich; wenn sie von den Nordstaaten und von deren Zolltarif loskamen, dann

konnten sie allenfalls die Aufhebung der Sklaverei vertragen. Die Engländer aber hatten nicht den Muth einer weisen Politik, obgleich auch Napoleon vorschlug die Südstaaten anzuerkennen. Da man das nun versäumt hat, unwiederbringlich, wäre es vielleicht das Gescheidteste, wenn England gar nicht den vergeblichen Versuch machte Canada zu vertheidigen. Denn es hat in der That, in seiner jetzigen Militär-Verfassung, nicht die Mittel das entfernte Land zu behaupten.

Sir Rowland sagte mir, es sei noch Anfang März wieder die Rede davon gewesen die Südstaaten anzuerkennen; das wäre damals schon zu spät gewesen. England habe im vergangenen Jahre „a very foolish part" gespielt. — Ich sage, die englische Regierung hat so fürchterlich gedroht, eben weil sie entschlossen war Nichts weiter zu thun; die Drohungen allein sollten bewirken, was man haben wollte.

Er erzählt mir darauf, schon vor einigen Jahren habe Lord Palmerston zu einem seiner — Sir Rowlands — Freunden in Cambridge gesagt: „My foreign politics are very plain, I consider every foreigner a coward and bully him."

Ich erkläre ihm unumwunden, daß ich für keine von beiden Parteien in Amerika die mindesten Sympathien habe; für die Sklavereien im Süden natürlich nicht — aber auch für die prosaische Roheit, die gemeine Selbstsucht, den Mangel alles und jedes Sinnes für das Ideale, den Mangel an Sinn für Recht und Wahrheit, die allgemeine Corruption, die Rechtlosigkeit, wie sie im Norden herrschen, durchaus nicht. — Das Interesse Europas aber machte eine Spaltung des Freistaats wünschenswerth, da dieser Staat, wie er jetzt ist, mit der Zeit eine See-Tyrannei üben könnte, die sehr drückend sein würde — und mit der sogar bereits der Anfang gemacht ist. Darum scheint mir der Ausgang des Kriegs nicht erwünscht.

Wir sprechen dann von der nothwendigen Verbesserung der Zustände in Irland. Einige Herren seien dafür dem Grundherrn das right of ejection abzusprechen (d. h. das Recht, dem Pächter zu kündigen nach Belieben und ihn auszuweisen) — das sei aber seiner Ansicht nach unpraktisch.

Ich kann doch nicht zugeben, daß das so unpraktisch wäre. Die gegenwärtigen traurigen Zustände Irlands haben mit einer schnöden Be-

raubung des Bauernſtandes begonnen, der in Irland wie anderswo in Europa aus hörigen, unterthänigen Eigenthümern beſtand, bis die Leute zu Cromwells Zeit ganz willkürlich für bloße Zeitpächter auf Herrengnade erklärt wurden. Die Erinnerung an die alten Zuſtände lebt fort, in der Vorſtellung von dem ziemlich unbeſtimmt gedachten right of tenants, an der die Bevölkerung hängt, und die gar keine juriſtiſche, wohl aber eine geſchichtliche Begründung hat. — Auch bei uns, in erobertem ſlaviſchem Lande war ein Theil der Bauernſchaft — ein großer Theil in der Neumark, Pommern u. ſ. w. in die Verhältniſſe bloßer Zeitpächter auf Herrengnade herabgedrückt worden, nur daß ihre Verpflichtungen glücklicher Weiſe fixirt waren. Friedrich der Große fing die Emancipation des Bauernſtandes damit an, daß er den Grundherren das right of ejection aberkannte.

22. April. Zeitungen. Der öſterreichiſche Civil-Gouverneur in Schleswig-Holſtein, Halbhuber, hat die Landesregierung dort veranlaßt, die auf preußiſche Anforderungen hin getroffenen Verfügungen den Kieler Hafen betreffend zurückzunehmen. Der Grund, worauf er ſich ſtützt, iſt, daß die Ueberſiedelung der preußiſchen Flottenſtation nach Kiel einſeitig, ohne daß man ſich mit Oeſterreich verſtändigt hätte, getroffen war. Wie kommt er nun dazu von der Landes-Regierung die Rücknahme dieſer Verfügung ebenfalls einſeitig zu fordern? Ich hoffe, Bismarck wird energiſch einſchreiten gegen dieſes Gebahren Oeſterreichs — und ich erwarte das von ihm. Seine Stellung im Inneren wird unhaltbar, er geht zu Grunde, wenn er ſich in der auswärtigen Politik ſchwach zeigt, wenn er dem Druck nachgiebt, der von Oeſterreich geübt wird.

Max Duncker getroffen. Er ſagt: Bismarcks Plan iſt, erſt die preußiſchen Forderungen durchzuſetzen und dann die Stände des Landes zu fragen, ob ſie ihren Herzog unter dieſen Bedingungen noch haben wollen?

Wir ſprachen auch viel von der ſeltſamen Phantaſterei Friedrich Wilhelms IV. Als im Jahre 1848 Williſen, von den Polen bethört, den ſeltſamen Entſchluß faßte, die Deutſchen im Poſenſchen unter das Gebot der Polen zu ſtellen, war Herr v. Sänger einer von denen, die den Widerſtand der Deutſchen im Bromberger Regierungs-Bezirk organiſirten. Er ſtand auch an der Spitze der Deputation, die von dort

nach Berlin gesendet wurde, die Regierung über die wirkliche Lage dort aufzuklären, und ihren Beistand für die Deutschen zu erbitten.

Er stellte Alles dem König — Friedrich Wilhelm IV. — persönlich vor; dem König rollten bald Thränen über die Wangen herab, er faßte beide Hände Sängers und fragte: „Sagen Sie! — *giebt es wirklich Deutsche im Großherzogthum?*“ —

23. *April.* Rheinbaben auf der Straße getroffen, er sagt mir: „Lee hat capitulirt.“ Ein großes Wort! Ein großes, gewaltiges Trauerspiel ist zu Ende, und wir stehen an einem *Wendepunkt der Weltgeschichte.*

25. *April.* Der russische Großfürst-Thronfolger liegt in Nizza im Sterben. Ein Rückenmarks-Leiden ist plötzlich acut geworden. Sänger erzählte mir, der Prinz habe sich vor einem Jahr mit seinem Vetter dem Leuchtenberger gebalgt; dieser, viel stärker als er, habe ihn zu Boden geworfen und ihm dabei das Rückgrat verletzt. — Ein trauriger Fall; mir thut der gute, weiche Kaiser von Rußland herzlich leid. — Noch dazu hört man von seinem zweiten Sohn, Alexander, der nun an die Reihe kommt, wenig Gutes. — Vielfach vermuthet man sogar, er werde übergangen, und der dritte Sohn, der Großfürst Wladimir, an seiner Stelle zum Thronfolger ernannt werden.

Merkwürdig ist es übrigens, welche Wandlung nach allen Mittheilungen, die ich höre, der Krimkrieg im geistigen Leben und in der Stimmung in ganz Rußland herbeigeführt hat. Früher herrschte in weiten Kreisen eine sehr überschwängliche Ansicht von der Macht und Herrlichkeit Rußlands. Es galt für das Heimathland echter Religiosität; hier hatte auch die Leibeigenschaft ihre schönen Seiten, und das Landvolk war wohlhabend und glücklich, — außerhalb der Grenzen Rußlands aber lag Alles im Argen.

Man glaubte, daß das Volk in Frankreich und Deutschland nicht nur durchaus irreligiös und sittlich verkommen, sondern auch körperlich schwach und schwächlich, demüthig und feige sei. In Rußland dagegen war Alles groß und herrlich, das Landvolk kräftig — gut — gastfrei — kühn — unternehmend — treu — Alles in Folge auch seiner glücklichen Lage und seiner Wohlhabenheit. Daß Rußland die Welt in Waffen herausfordern und ganz Europa mit leichter Mühe

züchtigen oder erobern könnte, ſobald es wollte, das verſtand ſich von ſelbſt.

Der Krimkrieg hat nun in all' dieſen kühnen Träumen einen ganz gewaltigen Umſchwung bewirkt. Die Täuſchungen ſind geſchwunden, und es iſt eine ſehr, eine überaus ernüchterte Stimmung an die Stelle getreten. — Man weiß jetzt ſehr wohl, daß die Macht und der Glanz des ruſſiſchen Reichs ein ſehr hohler Schein waren; — daß Rußland in der materiellen, wie in der geiſtigen Cultur zurückgeblieben iſt und eben deshalb den weſteuropäiſchen Mächten nicht ebenbürtig. Man ſieht und fühlt ſich zu Grunde gerichtet — Rußland ohnmächtig. Ja man traut nun dem Reich in der That zu wenig zu.

Man fürchtet, Rußland könne ganz nach Aſien zurückgedrängt werden.

Der Krimkrieg hat dem ruſſiſchen Reich einen gewaltigen Ruck gegeben; das iſt gewiß! — Er bezeichnet eine Epoche in der Geſchichte des Reichs.

Aber nicht blos ernüchtert iſt man durch den negativen Erfolg des Krimkrieges, ſondern auch gedemüthigt; in ſeinem National-Bewußtſein, Stolz — und ſelbſt in ſeiner National-Eitelkeit auf das Tiefſte verletzt. — Wer aber hat dieſe ſchmerzliche Demüthigung herbeigeführt? — Der Kaiſer Nicolaus! und Niemand ſonſt! — Denn daß er die Finanzen des Landes im tiefſten Frieden zu Grunde gerichtet; — daß er die Armee, deren Erhaltung ganz Rußland aufgeopfert wurde, als ein koſtbares Spielzeug behandelt und ſo eingerichtet hatte, daß ſie beſiegt werden mußte; — daß er den inneren Fortſchritt des Landes gelähmt — eine ganze Generation zur Unfähigkeit erzogen — und lauter unfähige Menſchen an die Spitze der Geſchäfte geſtellt hatte, das liegt allerdings offen genug zu Tage. — Und natürlich! wenn man die ganze Schuld auf den Kaiſer Nicolaus wälzt, braucht Niemand ſich ſelber Vorwürfe zu machen. So wird denn das Andenken des Kaiſers Nicolaus mit einer Erbitterung verfolgt, die jede Vorſtellung überſteigt.

Mit welcher Vergötterung betrachtete man ehemals den abſtrakt gedachten Kaiſer von Rußland im Allgemeinen — den Kaiſer Nicolaus

als Person insbesondere und die gesammte kaiserliche Familie: — jeder noch so leise Tadel, der gegen den Kaiser ausgesprochen wurde, war ein Verbrechen. — Und jetzt! — mit welcher Erbitterung, mit welchem wegwerfenden Haß spricht man von ihm!

Daß dieser während seines Lebens in so eigenthümlicher Weise bewunderte und verehrte Kaiser ein Mann von sehr beschränktem Verstande war, das ist nunmehr in Rußland eine allgemein anerkannte Sache. Aber es kommen auch Vorwürfe hinzu, auf die er wohl am allerwenigsten gefaßt war, und die offenbar von den Slawänophilen in Umlauf gesetzt sind; man wirft ihm vor, daß er Rußland nicht liebte, daß er alles Nationale gering achtete und eine große Vorliebe für alles Fremde und alle Fremden hegte! Das sagt man dem Kaiser nach, der mit so vieler Affektation russisch war und Alles russificiren wollte!

Es sind auch Anekdoten in Umlauf gesetzt, die das alles illustriren sollen. So erzählt man, er habe dem Maler Horace Vernet zu Petersburg einen Schlitten und ein Pferd geschenkt, einen russischen Kutscher dazu gegeben und dabei gesagt: „Je vous donne le traîneau et deux bêtes!“ Schrecklich aber müssen die letzten Lebens-Monate Nicolai's gewesen sein; er lebte in der äußersten schmerzlichsten Aufregung, die gar nicht zu verbergen war. Er besuchte das patriotische Institut, sah die Gegenstände durch ein Opernglas an und man gewahrte, wie hinter dem Opernglas Thränen über seine Wangen herabliefen. Er kniete vor Heiligenbildern nieder um zu beten — und brach in ein krampfhaftes Gelächter aus! — Daß er am Seelenleiden gestorben ist — und gerne starb, ist wohl kaum zu bezweifeln — in Rußland aber glaubt man allgemein, daß er seinem Leben selbst und freiwillig durch Gift ein Ende gemacht habe! —

Da sollte man denken, Alexander II., der so ganz andere Wege eingeschlagen hat, dessen ganze Regierung einen entschiedenen Gegensatz zu der seines Vaters bildet, müßte populär und beliebt sein — keineswegs! —

Der Kaiser und seine Familie werden in Rußland als Fremde, als Ausländer betrachtet. (NB. Dahin haben es ohne Zweifel die Slawänophilen gebracht; das ist deren Veranstaltung.)

Man gefällt ſich darin, davon zu ſprechen, daß die kaiſerliche Familie auf Rußlands Koſten große Schätze, ein ungeheures Privat-Vermögen geſammelt hat, während Rußland verarmt.

Die Fabeln, die von Kaiſer Nicolaus erzählt und geglaubt werden, überſteigen auch jede Vorſtellung, die man ſich davon machen konnte. Wie iſt vor Zeiten ſein Heldenmuth am 14. Dezember bewundert und gefeiert worden! — Jetzt behauptet man, er ſei feige geweſen, es habe ihm der gewöhnlichſte perſönliche Muth ſogar gefehlt! — Man erzählt und glaubt, er habe ſich am 14. Dezember unter einem Tiſch verkrochen; Miloradowitſch habe ihn mit Gewalt da herausgezogen und gezwungen, ſich auf den Senats-Platz hinauszuwagen. — Dieſe Fabel iſt ganz beſonders ſchlecht erfunden; ſie ſteht im entſchiedenſten Widerſpruch mit dem, was vor Aller Augen vorgegangen iſt — und da der Kaiſer den ganzen Tag in Evidenz war, da ſich nachweiſen läßt, was er von dem Augenblick an, wo der Aufſtand ruchbar wurde, jede Minute gethan hat, iſt kaum begreiflich, wie dergleichen Glauben finden kann — und dennoch wird es geglaubt.

Ueberraſchend iſt, daß zugegeben wird, die Emancipation der Bauern ſei eine unbedingte Nothwendigkeit geweſen. Man gefällt ſich aber auch dabei in der Vorſtellung, daß der ruſſiſche Adel die geforderten Opfer mit der großmüthigſten Bereitwilligkeit gebracht habe.

Noch überraſchender aber war es mir, als von einigen Mißbräuchen, von einigen Maßregeln des Kaiſers tadelnd geſprochen wurde, die Worte zu hören: „C'est quelque chose d'affreux, que le pouvoir d'un seul", und wie wünſchenswerth es ſei, daß auch die Macht des Kaiſers von Rußland beſchränkt werde.

Ich kann mir, offen geſagt, davon nichts Heilbringendes verſprechen, wenn ich mir Rechenſchaft davon gebe, wer und wie die Leute ſind, die ſich mit dem Kaiſer in die Macht theilen müßten. Ueberhaupt kann eine formelle Beſchränkung der kaiſerlichen Macht erſt dann gute Früchte tragen, wenn ſie bereits früher, ganz von ſelbſt und ohne conſtitutionelle Formen, durch fortſchreitende Bildung und ein geſteigertes ſittliches Bewußtſein der Bevölkerung beſchränkt iſt.

27. April. Lincolns Tod ist eine Thatsache! Ein verhängnißvolles Ereigniß. Er galt für den einzigen Mann in Amerika, der den Norden verhindern konnte, seinen Sieg in der unsinnigsten Weise zu mißbrauchen.

Verschärfung des Gegensatzes zu Oesterreich und die Gasteiner Convention.

6. Mai. Max Duncker erzählt: Bismarck und Roon hatten das entschiedenste Verlangen auf Bonins Vorschlag einzugehen — namentlich weil sie sehr wohl begreifen, daß wir vor einer europäischen Krisis stehen, und beide deshalb gern Frieden mit den Abgeordneten schlössen. Aber an General Manteuffels Widerstand und seinem Einfluß bei dem König ist jeder Versuch gescheitert. — Bismarck ist am Sonnabend — vor acht Tagen — zu Manteuffel gegangen, und hat sich zwei Stunden bemüht ihn dahin zu bringen, daß er der Annahme des Bonin'schen Antrags zustimme — aber vergebens; Manteuffel hat einmal und immer nein dazu gesagt! — Natürlich möchte Bismarck diesen Mann gern von hier wegschaffen.

Ich: Militärs, die mit Manteuffel zusammen Cadetten gewesen sind, haben es mir vorhergesagt, daß das große Avancement, das am 18. April erwartet wurde, nicht stattfinden werde; Manteuffel wolle nicht fort aus der unmittelbaren Nähe des Königs, nach Coblenz werde er überhaupt nicht gehen, und jedenfalls werde er die Besetzung der vacanten General-Commandos bis in den Herbst verschleppen. Er gehe jedenfalls erst im Herbst.

Max Duncker: „Erst wenn die Krisis vorüber ist." Natürlich wird Manteuffel nicht blos von dem Prinzen Carl unterstützt, sondern auch von dem General-Adjutanten Alvensleben; dessen Dogma, das er beständig wiederholt, ist: „alle Revolutionen sind daher entstanden, daß die Monarchen nachgegeben haben" — nämlich den ersten freisinnigen Forderungen, die an sie gestellt wurden.

Die Folgerung liegt nahe: man muß jede Forderung abweisen, die im Namen des Landes gestellt wird!

Die Stände der Elbherzogthümer zusammenzuberufen hat sich Bismarck bereit erklärt, um dem Abschluß eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich vorzubeugen, der unmittelbar bevorstand. — Das ist gelungen. Aber wie nun weiter? — Mit den Schleswig-Holsteinischen Ständen ist natürlich Nichts anzufangen, so lange sie in ihrem Particularismus auf die Unterstützung Oesterreichs rechnen können. Die Aufgabe ist also nun zunächst, das österreichische Condominium in den Herzogthümern los zu werden. Wie macht man das?

16. Mai. Besuch bei Max Duncker. Nun scheint unsere auswärtige Politik in das Stocken gerathen zu sein, „Oesterreich gewinnt inzwischen eine Stellung nach der anderen." Selbst die innere Lage Oesterreichs hat sich merklich gebessert. — Das Gewitter in Italien hat sich vor der Hand wieder verzogen — „mit dem Reichsrath kommen sie auch nicht so weit auseinander, wie es schien" — und selbst zu einer Versöhnung mit Ungarn zeigt sich Aussicht. Wenn das auch nur Schein ist und schließlich zu Nichts führt, so verbessert doch einstweilen schon der bloße Schein die Stellung Oesterreichs. — So haben sie nun den Bundes-Beschluß vom 6. April gewonnen — die preußischen Forderungen verworfen — mit Erfolg gegen unsere Einrichtungen in Kiel protestirt — und natürlich ist der österreichische Civil-Commissar Halbhuber nun die beste Stütze für alle Augustenburgischen Wühlereien in den Herzogthümern geworden.

Ich: Das ist um so schlimmer, da jetzt die Annexion wirklich eine Nothwendigkeit geworden ist — denn das Verhältniß mit dem Augustenburger ist so vollständig verdorben, daß es jetzt unmöglich mehr ein haltbares und zuverlässiges werden kann. —

Ich erwähnte der fortschrittliche Freude G. Bunsens darüber, daß Preußen sich angeblich genöthigt sieht seine Forderungen fallen zu lassen und den Rückzug anzutreten.

Max Duncker: Ja! die Herren sind um Nichts besser als die Kreuz-Zeitungs-Leute, gerade wie die sich über die Demüthigung

Preußens in Olmütz freuten, weil das nebenher eine Niederlage der liberalen Partei war, so jubeln die Leute jetzt über jede Demüthigung Preußens, weil sie nebenher eine Niederlage Bismarcks ist. — Die Partei-Interessen gehen ihnen über das Vaterland.

24. Mai. Abend bei Max Duncker, mit ihm allein. Politik. — Er sagt: Bismarck ist dadurch in seine gegenwärtige schiefe Lage gekommen, daß Roon die Verlegung der preußischen Marine-Station von Danzig nach Kiel ganz auf seine eigene Hand unternommen hat, ohne sich darüber erst mit Bismarck zu verständigen. — (NB. Das war mir überraschend; wie ich Roons Beziehungen zu Bismarck kenne, hätte ich das nicht gedacht.)

Roon wollte ein fait accompli machen; Bismarck, der erst nachträglich von den getroffenen Anordnungen erfuhr, äußerte gegen einen Vertrauten — (den Max Duncker mir nicht nennen kann) —: ein fait accompli sei allerdings eine sehr schöne Sache und habe einen großen Werth, aber man müsse es alsdann auch wirklich machen, nicht blos davon sprechen. Das aber sei diesmal nicht der Fall gewesen. Die wirkliche Uebersiedelung der Truppen, die zu dem Marine-Commando und der Flotten-Station gehörten, konnte erst in acht Wochen erfolgen; und die Folge war, daß Oesterreich zu Protest und Widerspruch veranlaßt wurde. Bismarck schloß mit der Bemerkung: mit dem Widerspruch des Militär-Cabinets auf der einen Seite, dem Kronprinzen, der die Augustenburgischen Interessen vertritt, auf der anderen — und Roon, der auf eigene Faust handelt, sei schwer Politik zu machen.

Uebrigens — fährt Max Duncker fort — hat er Nichts aufgegeben; er geht nach wie vor auf Annexion aus. Natürlich muß er dabei „auf einen Bruch mit Oesterreich spielen" — und er weiß auch, daß er auf die Gefahr hin spielen muß. Er fürchtet auch den Bruch nicht und ist vollkommen darauf vorbereitet; — er wünscht ihn sogar, denn er sagt: früher oder später muß es doch zu dem Bruch mit Oesterreich kommen — und in diesem Augenblick würde er unter besonders günstigen Umständen stattfinden, wie vielleicht nie wieder. Die Oesterreicher haben kein Geld und keine Soldaten, in diesem Augenblick, denn außer der Armee in Italien,

die in einem ſchlagfertigen Zuſtand erhalten wird, iſt die Infanterie bis auf 54 Mann per Compagnie reducirt. Auch haben wir jetzt noch eine große Ueberlegenheit in der Bewaffnung, auf die wir in einigen Jahren nicht mehr rechnen können, da man uns unſere Zündnadel-Gewehre und gezogenen Kanonen mit der Zeit wohl nachmachen wird. So, meint Bismarck, würden wir gerade jetzt den Kampf unter den günſtigſten Bedingungen aufnehmen.

Der König „geht mit"; er iſt jetzt auch ganz entſchieden für die Annexion; — (Max Duncker läßt ſich Hand und Wort darauf geben, daß ich das Folgende Niemand ſage) — der König perſönlich iſt es, der die Forderung des Fahneneides in die preußiſchen Forderungen vom 22. Februar eingeſchaltet hat, die urſprünglich nicht darin ſtand; und zwar hat er das gethan ausdrücklich, weil er glaubte, daß der Herzog von Auguſtenburg in dieſe Forderung nicht einwilligen werde.

Nun ſollen die Stände in den Herzogthümern zuſammenberufen werden — wahrſcheinlich rechnet Bismarck darauf, daß er es dabei, nämlich bei den Unterhandlungen mit den Ständen, in anſtändiger Form und Weiſe zu einem Bruch mit Oeſterreich bringen kann.

26. Mai. Im Archiv. Treffe daſelbſt den Legations-Rath von Keßler, der mir voller Entrüſtung die nachſtehende ihm amtlich bekannt gewordene neueſte Schandthat aus Kurheſſen erzählt. Eine Familie, im Beſitz des heſſiſchen Lehnguts Schwarzenhaſel, ſtirbt im Mannsſtamm aus; das Gut iſt aber Spindellehn und müßte nun an die Cognaten übergehen, die durch die Frauen von der Lehnsträger-Familie abſtammen. Haupt-Erbinnen ſind zwei unvermählte Damen, Schweſtern, die zu Erfurt leben; — ſie ſind zu $^{10}/_{12}$ des Lehns erledigt. Bei denen erſcheint ein heſſiſcher Beamter im Auftrage des Kurfürſten und erklärt ihnen, ſie hätten ihr Recht an das Lehen durch Verſäumniß einer Formalität verwirkt, ihr Anſpruch ſei ganz werthlos; indeſſen ſei dem Kurfürſten daran gelegen eine Urkunde zu haben, vermöge deren ſie förmlich auf ihre Anſprüche verzichteten, da er mit Hilfe eines ſolchen Papiers auch die anderen Prätendenten leichter abweiſen könne; aus Gnaden wolle der Kurfürſt den Damen 400 Thaler bewilligen, wenn ſie ein ſolches Papier unterſchrieben. Die beiden

Fräulein laſſen ſich bethören und unterſchreiben das verlangte Papier, durch das ſie eine Erbſchaft von 40—50,000 Thalern aus der Hand geben.

Daſſelbe Manöver wird dann auch bei den anderweitigen Erben verſucht, die auf das 11. und 12. Zwölfttheil Anſpruch haben. Die ſind aber zu ihrem Glück minorenn und preußiſche Unterthanen. Das preußiſche Pupillen-Collegium nimmt ſich ihrer an und betritt für ſie den Weg Rechtens; die heſſiſchen Gerichte entſcheiden, daß die verſäumte Lehns-Formalität irrelevant iſt — und der Anſpruch der Erben gültig. Ihr Antheil an der Erbſchaft wird ihnen ausgezahlt.

Nun werden die beiden Haupterbinnen inne, daß man ſie ſchmählich betrogen hat, und wenden ſich mit einer Bittſchrift an den Kurfürſten. Aus deſſen Cabinet erhalten ſie eine unklare, ausweichende Antwort, die ſie mit ihren Anſprüchen an ſeinen Sohn, den ſogenannten Prinzen Moritz von Hanau verwies. An dieſen wendet ſich nun das Schweſternpaar ſchriftlich. Er antwortete aus Genf, wo er lebt: er erkenne die Reclamationen der Damen als vollkommen berechtigt an und würde ſich unbedingt verpflichtet halten ſie für ihre Anſprüche zu entſchädigen — wenn er nämlich im Beſitz des Gutes wäre! — Aber er ſei nicht im Beſitz deſſelben, und habe auch anderweitig keine Mittel die Damen zu entſchädigen, denn ſeitdem er um die Erlaubniß gebeten Fräulein von Lepel zu heirathen, gebe ihm ſein Vater, der ihm das verliehene Gut vorenthalte, überhaupt gar Nichts.

Darauf wenden ſich die Damen an die heſſiſchen Gerichte, werden aber mit ihrer Klage abgewieſen, indem man ihnen ihre Ceſſion entgegen hält — und nun endlich nehmen ſie die Verwendung unſeres Königs in Anſpruch. — Eine ſaubere Geſchichte! —

28. Mai. Zu Abeken in ſeiner Wohnung, ihm von den Schwierigkeiten und Bedenken zu ſprechen, die ſich in den Elbherzogthümern ergeben können.

Ich: habe beſtimmte Gründe zu glauben, daß die Stände damit anfangen werden, den Herzog von Auguſtenburg von Neuem zu proclamiren.

Abeken: Man hat auch dieſen Fall wohl bedacht. Es iſt allerdings ſehr möglich, daß dergleichen geſchieht; der Herzog — oder um

ganz correct zu sprechen, der Erbprinz von Augustenburg — hat alle Mittel angewendet und intriguirt und wühlt ohne Unterlaß; es ist ihm gelungen, ein Netz über das ganze Land zu ziehen, seine Vertrauten sind überall; alle Behörden im Lande wenden sich bei jedem vorkommenden Fall auf geheimen vertraulichen Wegen an ihn und seine Rathgeber, um deren Entscheidung einzuholen, so daß also diese sämmtlichen Behörden weit mehr von ihm inspirirt sind, als von den Civilcommissären (dem österreichischen und preußischen). Der Bundesbeschluß vom 6. April hat seiner Partei neuen Muth gegeben, und Halbhuber begünstigt sie jetzt ganz offen. Und doch sind die Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg wenigstens nicht so ganz irrelevant, daß man sie unbesehen und ohne Untersuchung abweisen könnte. — Die Stände werden den Herzog proclamiren —: welche Ständeversammlung wird das thun? Die von 1854 oder die von 1848?

Ich: Es möchte ziemlich einerlei sein, welche von beiden man versammelt. Die Stände von 1854 sollen ja, wie ich höre, nur versammelt werden, um ein neues Wahlgesetz zu berathen; sollten sie aber veranlaßt werden, auf die Sache selbst, auf die preußischen Forderungen einzugehen, so würden sie wohl eben auch den Herzog von Neuem proclamiren, wenn auch vielleicht nur mit geringer Majorität, während die Stände von 1848 ihn ganz oder beinahe einstimmig proclamiren würden.

Abeken: Und wird Oesterreich einen solchen Beschluß gutheißen? — Oesterreich hat zwar allerdings keine Principien, wohl aber gewisse Traditionen, von denen es nicht gern läßt. Der Bevölkerung das Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, das ist Etwas, was Oesterreich bei seiner eigenen Stellung in Venetien, in Ungarn, in Galizien, doch nicht gut thun kann.

Ich: Oesterreich lebt von expédients und von einem Tag zum anderen; auf eine Inconsequenz mehr oder weniger kommt es ihnen dabei nicht an; sie nehmen Alles auf, was ihnen für den Augenblick nützt. Einen Beschluß der Stände, der die Unterhandlungen mit Preußen an den künftigen Landesherrn verweist, könnten sie jedenfalls sehr gut brauchen. Mit den Ständen wäre sehr leicht in Ordnung zu kommen, wenn sie lediglich auf Preußen angewiesen wären und

keine Stütze mehr an Oesterreich fänden. Werden sie aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen zusammengerufen, so lange Oesterreich noch mitzureden hat in den Herzogthümern, so geschieht, was ich gesagt habe, und es entsteht eine für uns sehr schwierige, bedenkliche und eben so unerfreuliche Situation. — Man muß zuerst und vor allen Dingen das österreichische condominium beseitigen.

Von Roon hatte ich, aus dem Archiv heimgekehrt, eine Mittheilung vorgefunden; es wird ihn sehr freuen, mich heute oder morgen Abend zu sehen; er hofft allein zu sein. — Da ging ich denn zu ihm und hatte ein 1½ Stunden langes, in mancher Beziehung merkwürdiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet.

Ich warnte vor der Zusammenberufung der schleswig-holsteinischen Stände und sagte: Ich habe bestimmten Grund, zu glauben, daß sie den Augustenburger proclamiren werden, anstatt auf die Discussion der preußischen Forderungen einzugehen, und daraus entsteht für uns eine sehr schwierige, nichts weniger als wünschenswerthe Situation; denn dann bleibt eben gar Nichts übrig, als die einfache Vergewaltigung der Stände, und das ist nicht der vortheilhafteste Weg, zum Ziel zu gelangen.

Roon (fährt leidenschaftlich auf): Aber können denn die Leute nicht verhaftet werden? (NB. Die Stände der Elbherzogthümer, versteht sich.) Können sie denn nicht auf die Festungen gebracht werden? — Denken sie denn gar nicht daran, daß das geschehen kann, wenn sie solche Beschlüsse fassen? — Landesherren sind seit dem Frieden Preußen und Oesterreich — der Herzog, der ist gar Nichts! — Landesherren sind Preußen und Oesterreich, und eine solche Auflehnung gegen die Landesherren wird nicht geduldet werden.

Ich: Wenn man aber genöthigt wäre, auf diese Weise einzuschreiten, das wäre eben Vergewaltigung. Uebrigens kann, wie die Sachen stehen, dergleichen gar nicht verfügt werden ohne die Zustimmung Oesterreichs; ist man deren gewiß?

Roon: Wenn die verweigert würde, dann würde die Sache allerdings sehr große Dimensionen annehmen.

(NB. Das also ist der Punkt, bei dem man es auf einen Bruch mit Oesterreich will ankommen lassen! — Die verweigerte Zustimmung

Oeſterreichs, gewaltſam gegen die Stände einzuſchreiten, ſoll die Veranlaſſung zum Zwiſt werden! — Wie gewagt! — und wie vollkommen verkehrt!)

Ich: Daß man auf das Aeußerſte gefaßt ſein muß, das liegt in der Natur der Sache; aber wenn es zum Bruch mit Oeſterreich kommen muß, ſo iſt es doch in unſeren Tagen nichts weniger als gleichgültig, auf welche Veranlaſſung es geſchieht, wie die Sache vor dem Forum der öffentlichen Meinung in Deutſchland und in Europa erſcheint, und in welchem Licht ſie dargeſtellt werden kann. Sollte der Bruch ſich auf dieſe Weiſe ergeben, ſo wäre das gewiß nicht die günſtigſte für uns; denn wie ließe ſich das nicht darſtellen, in welchem Licht! — wie würden alle Feinde Preußens im übrigen Deutſchland — und deren ſind viele — eine ſolche Wendung der Dinge ausbeuten!

Roon (ſehr viel milder): Nun, ich hoffe, daß ſich der Sache noch im Guten die Spitze abbrechen läßt! (Sowie das Geſpräch aber auf den Auguſtenburger kam, wurde er wieder leidenſchaftlich und heftig.) Der Herzog iſt gar Nichts! — gar Nichts! — und wenn der gegen uns wühlen, wenn er uns Schwierigkeiten machen will, dann wird er ſich wundern! — Wir werden mit ihm abfahren, daß ihm die Augen übergehen ſollen; er wird auf ein preußiſches Schiff gebracht und meinetwegen nach Island geſchafft, oder ſonſt wo hin!

Ich ſuchte den Herzog perſönlich einigermaßen zu decken, indem ich, der Wahrheit gemäß, Samwer als den eigentlichen Urheber der verkehrten Politik bezeichnete, die von Kiel aus getrieben wird.

Ich: Mit welchen Hirngeſpinnſten die Leute in Kiel ſich tragen, das läßt ſich ermeſſen, wenn ich Ihnen ſage, worauf ſie jetzt eigentlich ſpeculiren; ſie ſpeculiren auf den Tod des Königs; das habe ich neulich in einem Geſpräch mit einem von den Herren ſehr deutlich wahrgenommen; ſie denken: der König iſt neunundſechzig Jahre alt, wenn ſie die Sache nur hinziehen, dann ſtirbt er vielleicht darüber — und dann ſtellt ſich Alles anders.

Roon (wiegt ſchweigend das Haupt hin und her und ſchlägt gewichtig mit der Hand auf die Lehne ſeines Stuhls; nach einiger Pauſe): Welche Thorheit darauf zu rechnen!

Ich komme von Neuem darauf zurück, daß es besser sei, die Stände in den Elbherzogthümern nicht eher zusammenzurufen, als bis man sich mit Oesterreich vollständig auseinandergesetzt habe, und gehe dann auf einen anderen Punkt über, wo uns bald eine bedeutende Gefahr drohen wird, nämlich Belgien; die Dinge stehen dort sehr schwach!

Roon Sehr schwach!

Ich: Der König Leopold wird schwerlich mehr lange leben, und seine Söhne sind nicht die Leute, die das Schiff über dem Wasser erhalten könnten. Ich berichte über die kleine, aber nicht unbedeutende französische Partei im Lande. Was ich voriges Jahr von einem geheimen Tractat zwischen Frankreich und Holland, von der projectirten Theilung Belgiens erfahren habe — mein Gespräch darüber mit dem König Leopold, der sich zwar das Ansehen giebt, die Sache leicht zu nehmen, aber keineswegs die Nachricht selbst etwa als ein ungegründetes Gerücht bezeichnet. — Nun kommt vollends noch hinzu, daß Napoleon sich bald in die Nothwendigkeit gebracht sehen könnte, irgend eine große Action in Europa in Scene zu setzen, damit er gleichsam unter ihrem Schutz Mexico mit Anstand fallen lassen kann.

Roon sieht das sehr wohl ein; die Nothwendigkeit kann sich allerdings ergeben, und es ist natürlich, wenn er dann nach Belgien greift; man muß das erwarten. Das wäre doch nun einer der Fälle, wo alle Großmächte sich vereinigen müßten!

Ich: Auf England dürfen Sie dabei nicht rechnen!

Roon: Auf wen soll man denn rechnen können? — Er schildert, wie schwach es in Wien und Petersburg steht; Rußland gelähmt und mit sich selbst beschäftigt, ohne Mittel, in die europäische Politik bedeutend einzugreifen — Oesterreich in sich zerrüttet und rathlos, Venetiens und Ungarns wegen besorgt vor jeder europäischen Verwicklung, ohnmächtig durch zerrüttete Finanzen und eine desorganisirte Armee. Es ergiebt sich, daß man auf Rußland und Oesterreich nicht rechnen kann; gerade auf England müßte man in diesem Fall rechnen können.

Ich: Und dennoch dürfen Sie auf England nicht rechnen; Sie können mir das glauben; ich habe mir die Dinge dort sehr genau und in der Nähe betrachtet. Die Kleinmüthigkeit der Altersschwäche ist schon seit längerer Zeit der Charakter der englischen Politik, und es

iſt keine Ausſicht, daß das zunächſt beſſer werden könnte. Das mächtige und ſonſt ſtolze Reich wird von einem alten Narren und einem alten Idioten regiert — denn weiter ſind die Herren Palmerſton und Ruſſell Nichts mehr. Und treten die zurück, dann wird auch nichts Beſſeres; dann kommen Lord Derby und d'Israeli — das iſt auch keine große Herrlichkeit; die Leute kennen wir ja ſchon von früher her. — Und auch unter den jüngeren Leuten zeigt ſich keine irgend nennenswerthe Perſönlichkeit, auf die man verweiſen könnte. — Goſchen, der Sohn des Leipziger Buchhändlers, wird als der bedeutendſte jüngere Mann im Unterhauſe genannt. (NB. Darüber erſtaunt Roon nicht wenig.) England ſcheint beſtimmt, noch auf lange Zeit hinaus nichtig zu bleiben in der allgemeinen Politik.

Ich komme dann mit Abſicht auf den Bonin'ſchen Antrag und erzähle, welchen Antheil ich daran gehabt habe.

Roon beſtätigt ausdrücklich, daß er die Worte zu Vincke-Olbendorf geſprochen hat, die mich — nebſt dem Geſpräch mit Moltke — zu ihm führten. Er leugnet keineswegs, daß er ein großes Verlangen trägt nach einem Compromiß mit dem Hauſe der Abgeordneten, erzählt vielmehr, daß er einen Plan dazu entworfen hatte, der ſchon im vorigen Jahr fertig war, aber dem Hauſe nicht vorgelegt werden konnte, weil Grabow zum Präſidenten gewählt wurde, der König ſich darüber ärgerte und erklärte, einem Hauſe, das Grabow zum Präſidenten erwählt, könne man keine Conceſſionen machen. — Er läßt mit Abſicht ſehr deutlich durchſchimmern, daß er den Bonin'ſchen Antrag ſehr gern angenommen hätte.

Als wir dann von einzelnen Perſönlichkeiten ſprachen, und ich auf Virchows revolutionäre Abſichten und Pläne hinwies, erklärte Roon mit großem Nachdruck: „die Kirſchen wird er nicht eſſen" — gab aber dann indirect die Möglichkeit eines Staatsſtreichs zu, indem er hinzufügte: „Wer ſagt Ihnen denn, daß dann ein unerträglicher Cäſarismus folgen würde? — daß nicht gerade dann die wahren Intereſſen des Landes durch zweckmäßige liberale Verfügungen gefördert werden würden? Oder, daß man dann bei einer abſolutiſtiſchen Regierung ſtehen bleiben würde? Daß dann nicht neue Octroyirungen folgen und uns eine Verfaſſung geben würden, wie ſie unſeren wirklichen

Bedürfnissen entspricht." Das war mir sehr merkwürdig — der Plan für einen solchen Fall ist also wohl fertig!

Roon sprach dann von der Kaiserin von Rußland — von den Verhältnissen im Innern der Darmstädtischen Regenten-Familie; von dem Genfer Grancy, der als Sprachlehrer an den Darmstädtischen Hof gekommen war, und später als Baron de Grancy Oberstallmeister war; „er trieb seine Reiter-Künste in einer eigenthümlichen Manége." — Bei einer besonderen Gelegenheit wurde einmal, vor vielen Jahren, von hier aus General Thun in besonderer Mission nach Darmstadt gesendet; der lustwandelt am frühen Morgen in einem der fürstlichen Gärten dort — begegnet einem hübschen eleganten „Backfisch", mit dem er ein Gespräch beginnt, das freundlich aufgenommen und lebhaft unterhalten wird. — An der fürstlichen Tafel ist er dann Nachbar des Oberstallmeisters Grancy und fühlt sich aufgefordert dem zu sagen: „ich glaube, ich habe heute Morgen Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt!" — Grancy lehnt mit großem Eifer ab, er habe gar keine Töchter, er habe nur Söhne u. s. w. — während der Nachbar an der anderen Seite den General Thun anstößt und kneift, so daß dieser wohl merken muß, daß er sich auf einen gefährlichen Boden begeben habe. — Jener Backfisch war die jetzige Kaiserin von Rußland.

Ich erinnere mich wohl, daß man die Verheirathung der Prinzessin mit dem damaligen Thronfolger auch in Petersburg nichts weniger als gern sah.

Um 11 Uhr nach Haus. — Es war mir im Ganzen eine erwünschte Erfahrung, daß ich Roon, den ich in dieser Beziehung wohl für identisch mit Bismarck halten darf, so schneidig, entschieden und leidenschaftlich in Beziehung auf die Elbherzogthümer gefunden habe. Wir lassen die nicht los und gehen diesmal nicht nach Olmütz, das ist wohl ausgemacht.

27. Mai. Max Duncker erzählt mir, heute Vormittag ist ein Ministerrath gewesen, und da sind „die halsbrecherischen Pläne" aufgegeben worden; man hat nun beschlossen sich mit Oesterreich erst auseinanderzusetzen, ehe man die Stände der Elbherzogthümer zusammenruft, und will den Bruch mit Oesterreich, falls er nothwendig wird, in diesen Unterhandlungen herankommen lassen.

(NB. Das ist ganz offenbar der bessere Weg.) — Auch wird mit Italien unterhandelt; zunächst über einen Handelstraktat; aber natürlich kann dabei auch mancherlei Anderes zur Sprache kommen. — Bismarck hat neulich auf eine Interpellation im Abgeordneten-Hause mit Absicht geantwortet, daß mit Italien über einen Handels-Traktat unterhandelt wird. Man wird in Wien den Wink wohl verstehen.

28. Mai. General Manteuffel geht als commandirender General nach Schleswig — und erst nach Wien, angeblich um sich dort als Commandirender zu melden. Er geht also, und zwar weiter als nach Magdeburg! — Das ist wichtig; es ist ein Sieg Bismarcks.

Angewidert von der Verhetzung der Parteien und außer Stande eine irgend ersprießliche öffentliche Thätigkeit zu entwickeln, verließ Bernhardi Anfang Juni die preußische Hauptstadt, um den Rest des Jahres 1865 in der Einsamkeit Cunnersdorfs zu verbringen und ausschließlich seinen Studien zu leben. Eines gewissen Interesses entbehren auch die Aufzeichnungen dieser Periode nicht; im Wesentlichen enthalten dieselben indessen wenig mehr als weitere Belege für die Verworrenheit und das Unbehagen der Verhältnisse, welche nach dem Friedensschluß von 1864 eingetreten waren und die mit verdoppelter Schwere auf Denen lasteten, die sich von der Voreingenommenheit und Beschränktheit der herrschenden Parteien frei gehalten hatten, ohne in die letzten Absichten der Regierung eingeweiht zu sein. Bezeichnender Weise gerieth während dieses Zeitraums auch die Correspondenz mit den Berliner Freunden in's Stocken. Dinge von Erheblichkeit gab es kaum zu melden, wo „Abwarten" zur allgemeinen Parole Derjenigen geworden war, die das Herannahen der unvermeidlich gewordenen großen Entscheidung spürten, Zeitpunkt und Inhalt derselben aber nicht im Voraus zu bestimmen vermochten. Es sollen daher nur vereinzelte Notizen aus diesem Zeitraum hier wiedergegeben werden, im Wesentlichen um den geschichtlichen Zusammenhang der Ereignisse nicht zu unterbrechen.

3. Juli. Cunnersdorf. Zeitungen, heute sehr wichtig. Minister-Krisis in Oesterreich; Schmerlings Regiment ist zu Ende. Er hätte sich sagen müssen, daß er wenigstens einige Ordnung in die Finanzen bringen — oder doch bessere Aussichten eröffnen mußte, wenn er sich der ihm feindseligen Aristokratie gegenüber behaupten wollte.

Ein feudales Ministerium wird es zwar auch nicht besser machen, aber dem verzeiht man den finanziellen Ruin — einem parlamentarischen nicht.

Augustenburg! — Bismarck hat es sich nicht versagt im Hause der Abgeordneten Auskunft über seine Unterredung mit dem Herzog im Mai des vergangenen Jahres zu geben und namentlich zu erwähnen, daß der Herzog auf die Bemerkung, Preußen könne den Krieg unmöglich umsonst geführt haben, erwidert habe: Er selbst und seine Anhänger hätten die Preußen nicht in das Land gerufen; — es wäre viel besser gewesen, wenn sie nicht gekommen wären; — der Bund hätte die Elbherzogthümer auch ohne Preußen befreit, und ohne drückende Concessionen zu verlangen u. s. w.

Der Herzog hat nun seinerseits einen ziemlich schwachen Versuch gemacht, diese Aeußerungen — in denen ich ihn und Sammer nur allzu wohl wieder erkenne — in Abrede zu stellen; er hat zu einer der zahlreichen Deputationen, die ihm ihre Huldigungen — sonst aber Nichts — darbringen, gesagt: er könne wohl solche Worte gar nicht gesprochen haben u. s. w.

Auf dieses halbe démenti antwortet nun Bismarck in der officiellsten Form, die überhaupt denkbar ist: er läßt im Staats-Anzeiger — mithin als durchaus officielle Kundgebung — den Bericht, den er dem König über seine Unterredung mit dem Herzog erstattet hat, in extenso einrücken!

Das ist ein hochwichtiger Act! — Der Augustenburger ist dadurch als Souverän der Elbherzogthümer geradezu unmöglich geworden. Nämlich es ist geradezu unmöglich geworden, daß Preußen, einmal auf diesen Grad verfeindet mit ihm, ihn als Souverän der Elbherzogthümer duldet. — Ja diese Veröffentlichung, dieser éclat, den man macht, bürgt dafür, daß unsere Regierung ihn entschieden nicht dulden will. — Das Alles ist sehr klar und nicht sehr schwer zu begreifen — und dennoch werden nur sehr wenige Zeitungsleser sich Rechenschaft von der Tragweite dieser Publication zu geben wissen. Die große Menge ist es eben gewöhnt, gedankenlos vor sich hinzuleben.

8. Juli. Schweinitz besucht mich und erzählt mir, daß er von Erfurt aus, wo ihn seine Inspections-Reise hinführte, Gotha — und

von dort aus Guſtav Freytag in Siebleben beſucht hat — jedoch nicht, ohne vorher den Miniſter Seebach auf das Gewiſſen gefragt zu haben, ob für einen preußiſchen Offizier irgend ein Bedenken dabei ſein könnte Guſtav Freytag zu beſuchen. „Gar keins!" verſicherte Seebach: „Freytag iſt jetzt preußiſcher, als uns recht iſt, er ſteht dicht an der Annexion!" — Schweinitz meint, Guſtav Freytag ſei ſehr verwundert geweſen, daß ein preußiſcher Offizier „ſich um ihn bekümmerte" — er hat aber auch den Dichter ſo gefunden, wie er wirklich iſt: in hohem Grade liebenswürdig. — Das iſt er; Adel und Idealität der Geſinnung, eine ſeltene Reinheit des Charakters machen ihn dazu.

17. Juli. Daheim General Schweinitz vorgefunden. Er reiſt nun ab, nimmt Abſchied, bleibt den Abend. — Erzählt mir, wie ernſt ſich die Dinge geſtalten. Roon, der ſchon in Erdmannsdorf eingetroffen war, iſt plötzlich nach Regensburg berufen worden, um dort mit dem König zuſammen zu treffen. Alle Miniſter ſind dorthin beſchieden; es wird ein vollſtändiger Miniſterrath dort gehalten werden.

General Schweinitz ſelbſt hat den Befehl erhalten Neiſſe in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Das iſt natürlich eine Maßregel, die beſtimmt iſt als Demonſtration zu wirken, denn daß wir, im Fall der Krieg wirklich ausbricht, nicht darauf angewieſen ſein werden, ihn vertheidigungsweiſe zu führen, daß wir nicht zunächſt eine Belagerung von Neiſſe zu erwarten haben, das verſteht ſich doch ſo ziemlich von ſelbſt.

23. Juli. Flotow zum Frühſtück bei uns. Erzählt viel Intereſſantes von dem Krieg in Schleswig. Die Schleswiger glaubten, man habe die Dänen abſichtlich entkommen laſſen. — General Röder erzählte mir, daß er den Uebergang bei Arnis begonnen habe, ſobald drei Boote zuſammen waren — und demnach hat der Prinz Friedrich Carl Veranlaſſung zu dem Argwohn der Schleswiger gegeben. — Es iſt ganz richtig, — die weſtphäliſche Diviſion bemerkte bei Cappel, daß in einem Hauſe ſich Lichter mehrfach hin und her bewegten, man vermuthete, daß auf dieſe Weiſe den Dänen die Ankunft der Preußen telegraphirt werde, aber die Sache wurde nicht weiter unterſucht; man ließ ſie einfach auf ſich beruhen.

In der Nacht kamen Boote herüber gerudert; man hörte die

Ruderer schon singen: „Schleswig-Holstein stammverwandt" — und wie die Leute gelandet waren, berichteten sie, die Dänen seien abgezogen. General Göben meldete das sofort dem Prinzen Friedrich Carl, erhielt aber von Blumenthal die Antwort: „*das ändere Nichts an den bereits getroffenen Anordnungen.*" — Als dann am anderen Morgen die Schiffbrücke geschlagen und die westphälische Division endlich übergegangen war — fand sie am linken Ufer der Schlei bereits Truppen vom brandenburgischen Armee-Corps vor — Brigade Röder, 24. Regiment. — Die Westphalen waren wüthend; es war nun anzunehmen, daß man sie absichtlich zurückgehalten hatte, damit den begünstigten Brandenburgern die Ehre blieb zuerst über die Schlei zu gehen.

9. *Oktober.* Ich sagte gestern zu Flotow, daß es doch wohl nicht Absicht war an der Schlei die Westphalen zurückzuhalten um die Brandenburger zuerst hinüber zu lassen — denn Röder ist mit seiner Brigade nicht auf Befehl des Prinzen, sondern auf eigene Hand hinüber gegangen, das weiß ich.

Der Prinz hat sich eben ganz einfach nicht rasch entschließen können; das ist schlimm genug. — Und eben so schlimm ist der ungünstige Eindruck, den die Sache auf die Westphalen gemacht hat.

10. *August.* Die Zeitungen bringen einen Brief des Litteraten Frehse, seine Ausweisung aus den Elbherzogthümern betreffend. Opposition gegen die Interessen Preußens! — Die Spener'sche Zeitung äußerte vor einigen Tagen: ein preußischer Abgeordneter, aus den Herzogthümern ausgewiesen, werde wohl nicht verlangen durch Oesterreich dahin zurückgeführt zu werden. — Wie hat sie sich getäuscht, indem sie unseren Fortschrittlingen eine ehrenhafte Gesinnung zutraute! — Das Litterätchen Frehse pocht in seinem Brief gerade auf Oesterreich! — Daß der preußische Civil-Commissar ihn ohne Zustimmung des österreichischen ausgewiesen habe, sei eine widerrechtliche Usurpation! —

Schlimm, daß man im Lande nicht empört ist über die Nichtsnutzigkeit solcher Schlucker! — Ueberhaupt, das ist die Gefahr, die in der aggressiven Politik Preußens liegt —: der Krieg mit Oesterreich *würde* allerdings aller Wahrscheinlichkeit nach ein glücklicher sein, er *müßte* aber auch ein glücklicher sein, denn Mißgeschick im Felde würde

unſeren Demokraten im Innern ein Uebergewicht geben, das wir uns nicht wünſchen wollen.

Uebrigens iſt mir jetzt der Krieg das Wahrſcheinlichere. Unſere Forderungen ſind mit Abſicht ſo geſtellt, daß Oeſterreich ſie nicht wohl einräumen kann.

16. Auguſt. Zeitungen. Eine Art von Verſtändigung mit Oeſterreich hat ſtattgefunden, aber — wenn ſie wirklich ſo geſtaltet iſt, wie man nach dem vermuthen muß, was die Zeitungen darüber ſagen — ſo haben wir ganz und gar nicht Urſache uns deſſen zu freuen. Iſt wirklich in der Sache ſelbſt Nichts entſchieden, nur das Proviſorium in den Elbherzogthümern beſſer geregelt, dann iſt die Kriſis nur aufgeſchoben, und das gereicht ganz und gar nicht zu unſerem Vortheil. Oeſterreich gewinnt Zeit; wir können nur Zeit verlieren; für uns können die Verhältniſſe, wenn die Sache verſchleppt wird, nur ſchlechter, nicht günſtiger werden. — Und dann iſt die Gefahr zu bedenken, daß die Frage, wenn ſie noch lange in der Schwebe bleibt, zu einer ſogenannten europäiſchen gemacht und auf einen Congreß geſchleppt werden kann.

Was mich beſonders unruhig macht, iſt, daß ich General Manteuffel in der Umgebung des Königs weiß. Ich möchte wohl mit Roon über alle dieſe Dinge ſprechen.

24. Auguſt. Zeitungen. Das Gasteiner Abkommen will mir gar nicht gefallen, wenn nicht etwa auch geheime Artikel verabredet ſind, durch die eine definitive Regelung der Verhältniſſe angebahnt iſt. Ich fürchte Manteuffels unheilvollen Einfluß.

3. September. Zeitungen. Die Fortſchritte Rußlands im Inneren Aſiens — die Eroberung von Kokand und Taſchkent — ſind von ſehr hoher Wichtigkeit. Rußland rückt dadurch den engliſchen Beſitzungen in Oſtindien in ſehr wirkſamer Weiſe näher. — Die große Wichtigkeit der Eroberung liegt darin, daß Rußland jenſeits der großen Steppen feſten Fuß gefaßt hat. — Ein Kriegszug nach Indien mußte wohl als unmöglich betrachtet werden, ſo lange die Vorbereitungen dazu diesſeits der Wüſte getroffen werden mußten; ſo lange die Nothwendigkeit vorlag, ein Heer, ſo zahlreich und in ſolcher Weiſe ausgerüſtet, wie es ein Eroberungs-Zug nach Indien erfordert, als Heer,

in taktischer Gliederung durch die Wüste zu führen und dann aus Depots, die diesseits der Wüste liegen, im fernen Indien mit Nachschub, mit Schießbedarf und Ausrüstungs-Gegenständen zu versorgen. — Können die Vorbereitungen jenseits der Wüste getroffen, die Depots u. s. w. dorthin verlegt werden, so stellt sich die Sache ganz anders.

Berlin, 4. September. Zeitungen. — Ein aus dem „Altonaschen Merkur" entlehnter Artikel (Leitartikel) ist sehr merkwürdig. Diese Zeitung war vorzugsweise das Organ der Augustenburgischen Partei nicht nur — sondern der besonderen Coterie des Herzogs; das Blatt, in welchem die von Sammer inspirirten Artikel abgedruckt wurden. — In dem heutigen Artikel nun ist unumwunden eingestanden, daß man bisher durchaus falsche Wege gewandelt sei; Bedauern, daß man die dargebotene Hand Preußens so oft zurückgewiesen habe — Reue spricht sich aus und das Bewußtsein, daß die Rolle des Augustenburgers ausgespielt ist.

Da die meisten Menschen eine gewisse Neigung zur Erbärmlichkeit haben, ist nun wohl eine entschiedene Wendung in der Stimmung zu erwarten, die in den Elbherzogthümern herrscht. Die Partei der Annexion wird nun wohl bedeutende Fortschritte machen und gar sehr empor kommen.

Ob Sammer nun wohl zu dem Bewußtsein erwacht, daß er den Herzog in das Verderben geführt hat? — Gestehen wird er es nie! —

Gegen Abend Roon bei mir. — Ich frage nicht nach Politik — erfahre aber doch Einiges und sehe sehr deutlich, daß nun ganz entschieden von gar nichts Anderem mehr die Rede ist als von Annexion.

Ich erwähne nämlich des Artikels im Altonaischen Merkur — und der Reue, die sich darin ausspricht.

„Diese Reue kommt zu spät!" bemerkte Roon entschieden. Von Augustenburg ist also unter keiner Bedingung mehr die Rede!

Und da ich die Bemerkung machte, daß doch auch das Gasteiner Provisorium mißlich sei und nicht all' zu lang dauern dürfe, antwortet Roon, es könne auch nicht lange dauern. — Die Oesterreicher ließen zwar ihre Zeitungen sagen, ein neues „Erbland" an der Elbe sei am Ende gar nicht so übel, aber darauf sei Nichts zu geben; sie könnten wohl nicht im Ernst daran denken sich dort festzusetzen.

Ernſt Strachwitz iſt eben von einer kleinen Reiſe zurückgekehrt, die er durch Böhmen bis München ausgedehnt hat.

Er erzählt, wie ſchwierig ſich alle Verhältniſſe, beſonders die finanziellen, in Oeſterreich geſtaltet haben. Die Regierung weiß nicht mehr von einem Tag zum anderen vorwärts zu kommen; man erwartet täglich „einen Coup" des Finanz-Miniſters. (NB. Einen Coup, alias einen Staats-Bankrott.)

In München war E. Strachwitz zu gleicher Zeit mit unſerem König und Bismarck. Der Aerger der Baiern über die Gaſteiner Abmachungen und Preußens erlangtes Uebergewicht ſprach ſich namentlich in den baieriſchen Zeitungen in gar ſeltſamer Weiſe aus. So äußerten die Münchener Blätter während jener Tage ihre Verwunderung darüber, daß — die „preußiſche Geſellſchaft" ſo keck in der Hauptſtadt Baierns auftreten dürfe. — Ein Zeitungs-Artikel brachte die alberne Notiz, Bismarck gehe mit einem ſehr abgetragenen Calabreſer-Hut in den Straßen umher, um ſeine Nichtachtung des baieriſchen Volks zu zeigen.

Die Entstehung des deutsch-österreichischen Krieges 1866.

Reiſe nach Berlin im Januar 1866 und erſte Orientirung über die politiſche Lage.

Das Jahr 1866, das der deutſchen Geſchichte einen neuen Abſchnitt eröffnen, den Lebenswegen Bernhardi's eine unerwartete Wendung bringen ſollte, begann für den inzwiſchen in das vierundſechzigſte Lebensjahr getretenen Mann unter trüben Zeichen. Die Lage des Vaterlandes nahm ſich bedrohlicher als ſeit vielen Jahren aus und ſchien in den Händen der extremen Parteien zu liegen, von denen die eine zeitweilig alle Macht, die andere allen Einfluß beſaß. — Die Partei aber, welcher Bernhardi ſich angeſchloſſen hatte, beſtand kaum dem Namen nach und verlor eben jetzt in der Perſon Rudolfs von Auerswald einen ihrer bekannteſten Vertreter. Ueber den Tod dieſes Mannes, deſſen politiſche Leiſtungsfähigkeit Bernhardi niemals überſchätzt und zu Zeiten außerordentlich ſtreng beurtheilt hatte, mit dem er aber doch viele Jahre freundſchaftlich verbunden geweſen war, und den er als Menſchen wie als ideal denkenden Patrioten hoch ſchätzte, bemerkt das Tagebuch das Folgende.

17. Januar. Ein gar ſchlimmer Tag. Ich hatte ruhig gearbeitet — da kam nach zwölf Uhr mein Sohn ſehr bewegt und böſer Ahnung voll aus der Schule zu Haus; er brachte einen ſchwarz geſiegelten Trauerbrief — und dachte dabei an Vincke — ich riß ihn heftig auf — er war von Alfred Auerswald — ſein Bruder Rudolf iſt geſtorben! — und wie plötzlich iſt ſeine Krankheit tödtlich geworden! — Der Anfang des Briefs läßt dergleichen gar nicht erwarten. „Auf den Wunſch meines Bruders eine ergebene Mittheilung zu machen iſt mir eine angenehme Gelegenheit mich in Ihre Erinnerung zurückzurufen. Derſelbe, nachdem er von Gaſtein aus Ihnen zugeſagt hatte nach ſeiner Ankunft in Berlin von hier aus zu ſchreiben, iſt hieran durch

eine anhaltende und schwere Krankheit verhindert worden, deren auch die Zeitungen oft gedacht haben.

Vom Tage seiner Ankunft Anfangs Oktober an in der völligen Unmöglichkeit sich mit irgend einem Geschäft oder der kleinsten Correspondenz zu befassen, ist er neuerdings in seinem Befinden so weit fortgeschritten, daß er mit Beschränkung allerdings Besuch annehmen darf. Er glaubt, daß für den Fall Ihrer Herüberkunft Ihnen diese letzte Notiz von Interesse sein dürfte und hofft ob seines längeren Schweigens in Ihren Augen gerechtfertigt zu sein.

Mit seiner Empfehlung verbinde ich einen besten Gruß."

Dieser Brief ist vom 10ten. — Nun kommt die Nachschrift vom gestrigen Tage: „Diesen Brief hatte ich geschrieben als eine Wendung gefährlichster Art eintrat, deren schmerzlichen Ausgang die Anlage bringt: Ich sende ihn mit ab, um Sie nach dem Wunsch des Verewigten über sein Stillschweigen aufzuklären." Dabei lag eine förmliche Todesanzeige. Der treue redliche Freund hat meiner und meiner Angelegenheiten auf seinem Schmerzenslager noch gedacht! — Das kommt nicht oft vor in dieser alten Welt und ich werde es nie vergessen.

Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren und brachte den ganzen übrigen Tag in einer trüben Abspannung hin — die ein gar trauriger Zustand ist.

Einige Tage später entschloß Bernhardi sich, auf einige Wochen nach Berlin zu gehen. Zunächst hatte er nur die Absicht, die für seine „Geschichte Rußlands" erforderlichen archivalischen Arbeiten fortzuführen, — alsbald aber gewahrte er, daß die Dinge während seiner mehrmonatlichen Abwesenheit eine Wendung zu nehmen begonnen hatten, welche die von ihm seit Jahren gewünschte und gehoffte Entscheidung, d. h. den seiner Meinung nach längst unvermeidlich gewordenen Krieg deutlich absehen ließ. Bereits die ersten in der preußischen Hauptstadt verlebten Tage gewährten Einblick in eine Lage der Verhältnisse, welche für die Mehrzahl Derer ein Geheimniß geblieben war, die professionelle Politiker zu sein glaubten, der Fähigkeit richtig zu sehen und zu hören indessen entbehrten.

Unter Uebergehung einer Anzahl von Gesprächen und Eindrücken, deren Bedeutung mit ihrer Zeit zu Grabe gegangen ist, wenden wir uns

ſofort den wichtigſten, für die Signatura temporis und die Folgezeit bemerkenswerthen Erlebniſſen des Tagebuchſchreibers zu.

28. Januar. Früh zwiſchen vier und fünf Uhr in Berlin eingetroffen. Um ſieben Uhr zu Max Duncker; langes Geſpräch mit ihm in ſeinem Cabinet. Ich frage zunächſt nach dem Kronprinzen.

Max Duncker (hält die Hand über den Augen an die Stirn): „Der Kronprinz iſt Auguſtenburgiſch bis hierher!"

„Um Ihnen Alles mit einem Wort zu ſagen: der Kronprinz billigt Grabows Rede; damit iſt Alles geſagt (NB. die oppoſitionelle Rede, mit der Grabow den Präſidentenſtuhl eingenommen hat, uneingedenk der Würde ſeiner Stellung und der Unparteilichkeit, die ſie ihm zur Pflicht macht); man läßt ihm durch Stockmar ſagen, daß man ſich ſehr darüber gefreut hat." Natürlich hat auch die Kronprinzeſſin die Heirath ihrer Schweſter Helene mit Chriſtian von Auguſtenburg zu Stande gebracht und zwar in der Hoffnung, dem Hauſe Auguſtenburg dadurch eine neue Stütze zu verſchaffen. — Die Königin von England iſt auf dieſe Heirath eingegangen, weil ſie einen Schwiegerſohn im Lande behalten will, der ihr den Gemahl, den Prinzen Albert, erſetzen ſoll.

Der Auguſtenburger hätte längſt eine Entſchädigung angenommen und ſeinen Rechten entſagt, die Leute in den Herzogthümern hätten ſich längſt in die Vereinigung mit Preußen gefügt, wenn nicht Auguſtenburg und die particulariſtiſche Partei in den Herzogthümern in Berlin Rückhalt beſeſſen hätten.

Der Großherzog von Oldenburg war bereit ſeine Rechte — wenn ſie anerkannt wurden — auf Preußen zu übertragen. Ein paar Wochen vor der Zuſammenkunft in Gaſtein war ein förmlicher Vertrag darüber mit ihm verabredet und lag zur Unterſchrift bereit. — Auguſtenburg wurde davon avertirt und da war die Sache natürlich bald auch für das öſterreichiſche Cabinet kein Geheimniß mehr; — „von Kiel aus wurden in Wien alle Hebel angeſetzt" — und die öſterreichiſche Regierung erklärte nun plötzlich, daß ſie die oldenburgiſche Candidatur nicht anerkennt. Dadurch war die Sache hintertrieben!

Ebenso hat man Lord Napier von Berlin weggeschafft. — Dessen Entfernung von hier ist nämlich zu Gotha, während die Königin dort zu Besuch war, bewerkstelligt worden. Lord Napier beurtheilte die Verhältnisse im Sinne eines wirklichen Staatsmannes und sprach sich für die Annexion der Elbherzogthümer aus. — Als er nach Gotha kam, um seiner Königin die Aufwartung zu machen, wurde er von Lord Granville mit den Worten empfangen: „Sie haben sich durch Ihre Berichte mit Lord Russells Rundschreiben in Widerspruch gesetzt: wollen Sie nicht lieber als Gouverneur nach Madras gehen?"

Rudolf Auerswald machte sich die größten Sorgen über die Stellung, die sich der Kronprinz giebt und über die Zukunft, die er sich bereitet. Max Duncker selbst hat darüber noch im Dezember sorgenvolle Gespräche mit ihm gehabt.

Ich: Die Stellung, die der Kronprinz in der Frage einnimmt, ist aber ein Grund mehr, warum die Schleswig-Holsteinische Frage rasch zum Abschluß gebracht werden müßte. — Die Augustenburger suchen die Sache hinzuhalten, sie spekuliren wahrscheinlich auf den Tod des Königs. In der That aber haben wir bei Verzögerungen Nichts zu gewinnen. Wenn die Sache nicht schief gehen soll, muß sie noch bei Lebzeiten des Königs zum Abschluß gebracht werden — und der König ist siebzig Jahre alt! — Zeit ist also nicht zu verlieren; warum zaudert nun Bismarck? Mir macht es Sorgen, daß in der Sache Nichts geschieht, daß sie seit längerer Zeit stillsteht.

Max Duncker: Die Annexion ist durchzusetzen, aber nur unter gewissen Bedingungen. Man hat dabei Frankreich und Oesterreich zu berücksichtigen. Napoleon III. hat Nichts gegen die Annexion, wenn wir sein Princip der Nationalität anerkennen und den dänischen Nordstreifen von Schleswig an Dänemark zurückgeben. — (NB. Daß er diese Gelegenheit benutzen will, um sein Nationalitäts-Princip als anerkannten Grundsatz in das europäische Völkerrecht einzuführen, damit es dann bei guter Gelegenheit in Belgien in Scene gesetzt werden kann — das war von Anfang an leicht zu durchschauen, und ich bin auch von Anfang an darüber nicht in Zweifel gewesen.) — Auch Oesterreich ist nicht abgeneigt in die Annexion zu willigen, aber nicht umsonst; sie wollen etwas dafür haben: sie wollen die Grafschaft Glatz

haben. Die kann man ihnen natürlich nicht geben, das iſt unmöglich; da meinen ſie dann, man müſſe eben auf den Auguſtenburger zurückkommen.

Der Widerſtand Oeſterreichs hätte übrigens ſchon längſt eingeſtellt werden müſſen, wenn Napoleon den Leuten nicht die letzte Anleihe verſchafft hätte (5% zu dem Preis von 62 angebracht!). — Aber da Bismarck in Biarritz nicht darauf eingehen wollte den Dänen Nord-Schleswig zurückzugeben, verſchaffte Napoleon den Oeſterreichern die Anleihe, damit der Widerſtand gegen die Annexion in Wien nicht ſofort aufhörte.

Uebrigens würden die Oeſterreicher auch wohl für einen anderen Preis als Glatz in die Annexion willigen. Sie willigen ſofort ein, wenn man ihnen den Beſitz von Venetien auf eine Anzahl Jahre garantirt; zum Beiſpiel auf drei Jahre. In drei Jahren, denken ſie, richten ſie ſich ein und gewinnen andere Mittel ſich zu halten.

Ich: Dieſe Garantie auf drei Jahre ſollte ihnen Bismarck gewähren.

Max Duncker: Manteuffel hat ihnen eine Garantie auf fünf Jahre gewährt, für gar Nichts! — In dem Augenblick wo Preußen eine Niederlage erlitt!

Ich: Die Oeſterreicher begnügen ſich mit einer ſolchen Garantie auf kurze Zeit. — Die Regierung ſieht die Dinge an, wie ein verſchuldeter Lieutenant: wenn ein Wechſel nur wieder auf einige Zeit prolongirt iſt — dann iſt Alles gut! — Dann braucht man ſich für die Zukunft keine Sorgen zu machen! — Ihnen Venetien auf immer zu garantiren, das wäre die ärgſte aller Thorheiten; es hieße das Unmögliche verſprechen, und Preußen könnte ſich daran verbluten. — Aber auf drei Jahre — dabei ſehe ich kein Bedenken! — Die Italiener können ganz gut drei Jahre warten. Sie ſind ohnehin nicht in der Lage etwas zu unternehmen — und am Ende iſt Rom für ſie noch wichtiger als Venetien.

Kurz, Bismarck hat zwei Wege vor ſich: er kann den Oeſterreichern Venetien auf einige Jahre garantiren, oder er kann einen engen Anſchluß an Italien ſuchen und ſo einen Druck auf Oeſterreich üben, — aber einen von beiden muß er nun wählen; er muß handeln; Action iſt nöthig!

Max Duncker: Bismar[illegible]hl auf den Bruch

zwischen der österreichischen Regierung und Ungarn, der in Pest wahrscheinlich bald erfolgen wird. Wenn er jetzt mit Energie agirte gegen Oesterreich, triebe er sie zusammen, zur Vereinigung. General Manteuffel meldet aus Schleswig, daß er den Bruch mit Gablenz in acht Tagen herbeiführen kann. Bismarck hat geantwortet, er solle warten.

Ich: Daß man auf den Bruch wartet, das läßt sich allerdings hören — aber wenn der Bruch da ist, dann muß der Augenblick, wo man in Oesterreich ganz rathlos sein und gar nicht wissen wird, aus welchem Rohr man seine Pfeifen schneiden soll, rasch und mit Energie benutzt werden. Ich bin überzeugt, daß es Oesterreich nicht auf einen Krieg ankommen läßt, besonders da sich auch sonst in Europa Niemand gegen die Annexion erheben wird, wenn man uns vollkommen entschlossen sieht. Wenn wir den Degen halb ziehen, läßt es Oesterreich gewiß nicht darauf ankommen, daß wir ihn ganz ziehen.

Max Duncker fordert mich auf in diesem Sinne mit Roon und Abeken zu sprechen und sie anzutreiben. Er selbst läßt nicht nach in seinem Streben dem Kronprinzen klar zu machen, daß er nicht gegen die Annexion der Elbherzogthümer auftreten darf und kann. Aber vergebens! — Und von Kiel aus wird natürlich mit äußerster Anstrengung daran gearbeitet Max Duncker zu „stürzen" — ihn, und zwar in Ungnade und Feindschaft, vom Kronprinzen zu entfernen — Stockmar hilft mit dem größten Eifer und ebenso auch Normann, der Privat-Secretär der Kronprinzessin, der nun auch Secretär ihres Gemahls geworden ist. Man nimmt von Kiel aus zu allen erdenklichen Manövern seine Zuflucht. In allen Zeitungen, auf die man von dort aus Einfluß üben kann, erscheinen Artikel gegen Max Duncker, die Sammer natürlich inspirirt, und zum Theil der preußische Flüchtling Frehse schreibt. Auch Max Dunckers persönlicher Charakter wird darin verdächtigt. Max Duncker liest alle diese Artikel dem Kronprinzen vor. Max Duncker scheint seine Stellung, die allerdings eine ziemlich unfruchtbare zu werden droht, recht sehr überdrüssig zu sein: „aber so lange ich den Leuten in Kiel so unangenehm bin, so lange gehe ich natürlich nicht."

Ich: Die Ansichten des Kronprinzen werden sich ohne Zweifel

gar sehr ändern, sobald er König ist. Die Dinge nehmen sich immer ganz anders aus, wenn man an ihrer Spitze steht, als wenn man sie von außen ansieht. Er wird sich sehr wundern, wenn er etwa als König seine jetzigen Ansichten durchführen will.

Max Duncker: Er wird sich wundern, wenn er einem Ministerium Schulze-Delitzsch die Regierung anvertrauen will. Dazu findet er keinen Kriegsminister; „dazu findet er nicht einen einzigen in der ganzen Armee!"

Wir sprechen beide unsern Unwillen aus über das Treiben der Fortschritts-Partei.

Ich: Die Fortschritts-Partei führt uns die Wege, die unvermeidlicher Weise zum Militär-Despotismus führen. Die Frage kann nur noch sein, ob wir direkt dahin kommen, oder ob wir vorher noch einen tollen demokratischen Carneval durchmachen müssen.

Max Duncker: Ich habe das Jahr 1848 und die ganze Geschichte durchgemacht — ich habe ganz und gar keine Lust den demokratischen Carneval zu erleben. —

Uebrigens hat die Regierung sehr gute — sehr liberale Gesetze vorbereitet — über Bank-Angelegenheiten — Associations-Recht und dergl. — „brillante Vorlagen" — es ist zu verwundern, daß sie sie noch nicht vorgelegt hat. —

Viel nachgedacht über dieses Gespräch. Unter Anderem: Es wird wohl nicht der Prinz Christian sein, den die Königin Victoria in England fesseln, sondern ihre Tochter Helene, die sie in ihrer Nähe behalten will. Sie hat sich diese Tochter zu einer Art von Staats-Secretär erzogen und bediente sich ihrer schon vor zwei Jahren, um mit den Ministern zu correspondiren.

29. Januar. Zu dem General Brandt. — Er erzählt von Rudolf Auerswalds Ende, von seinem letzten Zusammentreffen mit dem König — was auch, wie er mir sagt, die conservativen Zeitungen berichten (NB. und ohne allen Zweifel gehörig ausbeuten). Rudolf Auerswald soll ein „pater peccavi" gesagt haben. Er soll gesagt haben, sein Gewissen mache es ihm zur Pflicht zu gestehen, daß er den König schlecht berathen habe, indem er zu den Maßregeln der neuen Aera rieth. Die neue Aera sei ein unglücklich

gewesen, er fühle sich gedrungen den König deshalb um Verzeihung zu bitten — und bitte auf die Worte eines Sterbenden zu achten: der König möge sich an Bismarck und dessen Grundsätze halten, der sei der Mann, der Preußen siegreich aus allen Schwierigkeiten herausreißen werde.

(NB. Das Alles glaube ich nicht. So hat sich R. Auerswald gewiß nicht geäußert; es sind höchstens seine letzten Worte frei in die Sprache der Reaktion übersetzt und für ihre Zwecke zurecht gemacht.) So weit, sagt Brandt, ist die Sache gewiß; denn der König ist von Auerswalds Sterbebett sehr bewegt in die Minister-Conferenz gekommen und hat von der Sache erzählt. — Weniger gewiß ist nun das Weitere. Nämlich: auch der Kronprinz soll am Sterbebett R. Auerswalds erschienen sein; ob von freien Stücken, ob vom Vater dahin gesendet, ob von dem Sterbenden gerufen, bleibt ungewiß. R. Auerswald soll auch ihm dieselben beweglichen Reden gehalten und auch ihn an Bismarck als den Rettungsanker und die Hoffnung des Reichs gewiesen haben — der Kronprinz hat schweigend zugehört und das Haus schweigend verlassen.

Die Mittheilungen, welche Bernhardi durch seinen Freund Duncker zugegangen waren, wurden durch eine längere Unterredung vervollständigt, die er wenige Tage später mit dem zeitweilig in Berlin weilenden dereinstigen Präsidenten des Ministeriums der neuen Aera, dem Fürsten Hohenzollern, führte.

31. Januar. Gegen 10 Uhr in das Schloß zum Fürsten Hohenzollern, den ich allein finde; zweistündiges Gespräch mit ihm — das sich vorzugsweise um die Herzogthümer-Frage dreht — und in dem ich zumeist sprechen muß. Der Fürst will in mancher Beziehung orientirt sein und hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Er ist unbedingt für die Annexion der Herzogthümer; ich muß zugeben, daß jetzt kaum noch ein anderer Ausweg bleibt. — Muß erzählen, wie ich dazu gekommen bin mich der Sache anzunehmen: zunächst um den Herzog von Augustenburg von unvorsichtigen revolutionären Versuchen, von Freischärler-Zügen abzubringen, die ohne Zweifel schmählich mißlungen wären und eben deshalb den Verlust der Herzogthümer auf immer herbeigeführt hätten, die dann rettungslos den Dänen anheim gefallen wären.

Den Herzog davon zurückzubringen, machte keine große Mühe — die kühnen Pläne wurden ganz von ſelbſt aufgegeben, weil ganz einfach der Muth fehlte ſie auszuführen. Sie wurden ſogar verleugnet; man behauptete dergleichen Pläne nie gehabt zu haben. „Das ließ ich natürlich gelten, wiewohl ich ganz gut wußte, in welchem Keller in Lübeck der Herzog 6000 Flinten liegen hatte.“ Dann ließ ich mich bewegen die franzöſiſche Correſpondenz des Herzogs zu übernehmen, und der Brief an Napoleon, der in den Zeitungen erſchienen iſt, der iſt von mir.

Fürſt: „Der viel angefochtene Brief! — Nach meiner Meinung war er ganz gerechtfertigt! — Napoleon iſt eine Größe, mit der man rechnen muß.“

Ich fahre fort über meine Miſſion nach England. Der Herzog reiſte vor Weihnachten 1863 nach München; das war ſein Unglück; er verfiel dort bairiſchen Intriguen — großartigen Plänen, mit denen der verſtorbene König von Baiern aus Rom zurückkehrte: ein deutſcher Bund ohne Oeſterreich und Preußen ſollte die Grundlage einer europäiſchen Großmachtſtellung Baierns bilden. Man verſprach dem Herzog goldene Berge und machte ihn glauben, daß er Preußen gar nicht brauche, ja daß er ſich feindlich gegen Preußen ſtellen müſſe, um ſeiner Sache gewiß zu ſein. Er ſagte mir: „ich ſpeculire gar nicht auf Preußen“ — wenn er auch nicht abgeneigt ſei Preußen in Gnaden aufzunehmen, im Fall es ſich ihm ſpäter anſchließen wolle. Er „ſpeculirte“ auf die Begeiſterung des deutſchen Volkes. — Daß man in München ſeine Sache lediglich für bairiſche Zwecke benutzen und ausbeuten wollte, dafür hatte er kein Auge. — In England war die Sache leicht zu überſehen; ich habe nie unterlaſſen darauf aufmerkſam zu machen, daß die Entſcheidung nicht in London lag, ſondern in Berlin; ich habe fort und fort auf die Nothwendigkeit hingewieſen, das Verhältniß zu Preußen zu regeln, und immer vergebens. — Ich habe zuletzt in Kiel darauf gedrungen, daß man ſich Preußen anſchließe, weil man nur dadurch der Annexion entgehen könne, die man fürchtete. Aber ich habe Nichts weiter bewirkt, als daß Samwer eine Art hyſteriſchen Anfall bekam. — So rechnen der Herzog und Samwer fort und fort in der ſeltſamſten Verblendung auf lauter leere Hirngeſpinnſte — und nie mit der realen Macht und den realen Verhältniſſen.

Fürſt Hohenzollern tadelt den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin wegen ihrer politiſchen Haltung im Allgemeinen und ihrer Stellung zu der ſchleswig-holſteinſchen Frage insbeſondere. „Das Verlangen nach der Annexion der Elbherzogthümer iſt in Preußen ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß kein preußiſcher Prinz ſich dagegen ausſprechen darf, am wenigſten der Kronprinz.“ — Widerſtrebt die Sache ſeinem Gefühl, ſo kann er ſein Gewiſſen dadurch beſchwichtigen, daß er ſich in der Sache vollkommen neutral verhält und gar keinen Antheil daran nimmt — und dann zu ſeiner Zeit — als König — ein Verhältniß übernimmt, das fertig daliegt, an dem er Nichts mehr ändern kann, das er aber nicht gemacht und nicht zu verantworten hat. Aber gegen die Annexion auftreten, dagegen handeln darf er nicht!

(NB. Dieſe Aeußerungen ſind mir um ſo merkwürdiger, da der Fürſt ſeine unmittelbaren Wahrnehmungen am Rhein gemacht hat.)

Was denkt man im Lande von der Haltung des Kronprinzen in der Herzogthümer-Frage?

Ich: Man weiß wenig davon; wir Anderen, die wir darum wiſſen — wenige an der Zahl — Freunde des Kronprinzen, wir maskiren das ſo viel als möglich und ſprechen nicht davon. — Ich habe in London den Verſuch gemacht, den verſtorbenen König von Belgien zu veranlaſſen, daß er den Herzog von Auguſtenburg auf die Gefahren ſeines Betragens aufmerkſam mache — und ihm die Irrthümer vorgetragen, die die Kronprinzeſſin meines Erachtens begeht, indem ſie unter uns immer als Fremde, als Engländerin auftritt u. ſ. w. — Ich wollte den König Leopold veranlaſſen ihr darüber zu ſchreiben und ſie zu warnen.

Fürſt Hohenzollern: Hat er das gethan?

Ich: Das kann ich nicht wiſſen. Ausdrücklich dazu auffordern konnte ich ihn natürlich nicht, ich habe es ihm nahegelegt und er hat ſich nicht beſtimmt ausgeſprochen. — Es wäre zu wünſchen, daß es gelänge dem hohen Paar die Augen zu öffnen; — dankenswerth, wenn auch der Fürſt ihr in dieſem Sinn ſprechen wollte, da er eine Autorität iſt.

Fürſt Hohenzollern hat es ſchon theilweiſe gethan, wird ſich be-

mühen es zu thun — iſt aber über den möglichen Erfolg ohne Hoffnung. Fragt mit ſichtbarer Spannung: „welche Rolle ſpielt der Herzog von Coburg?“

Ich: Immer die alte; er tanzt auf dem Seil — ſpielt die Rolle eines politiſchen Seiltänzers — und wühlt und agitirt nach allen Seiten hin gegen Preußen und für Auguſtenburg. In London, in Wien, in Paris, überall. — Ganz gewiß hat er auch dazu beigetragen, daß Lord Napier von hier entfernt worden iſt. Vielleicht hat er es weſentlich veranlaßt.

Fürſt Hohenzollern: Iſt Lord Napier nicht gern von hier weggegangen?

Ich: Nichts weniger als das! Lord Napier beurtheilte die Verhältniſſe als Staatsmann und in ſtaatsmänniſcher Weiſe; er ſah wohl ein, daß eine ſo wichtige militäriſche Poſition wie die an der Eider nicht einem ohnmächtigen kleinen Staat anvertraut werden kann — er ſah ein, daß eine preußiſche Seemacht niemals der engliſchen gefährlich werden kann, dagegen möglicher Weiſe wohl ein nützlicher Bundesgenoſſe, kurz, er war für die Annexion der Herzogthümer und berichtete in dieſem Sinn. Das mißfiel in England, es mißfiel beſonders der Königin perſönlich, die ſehr auguſtenburgiſch geſinnt iſt — die Erbprinzeſſin von Auguſtenburg iſt ja die Tochter ihrer Schweſter — und bei ihrem Beſuch in Gotha wurde dann die Sache zum Bruch gebracht. —

Fürſt Hohenzollern: Nun, und Loftus, wie iſt der?

Ich: Von dem iſt, glaube ich, wenig Gutes zu erwarten. Er iſt kein bedeutender Mann und kein unabhängiger Charakter. Beſonders aber iſt er ſehr derangirt in ſeinen Vermögens-Verhältniſſen und ganz abhängig von ſeiner Stelle, ſelbſt in Beziehung auf ſeine moyens d'existence. Schon deshalb wird er keine unabhängigen Berichte einſenden, die in England mißfallen könnten. Seine Hauptbeſtrebung wird wohl darauf gerichtet ſein zu ermitteln, was für Berichte man in England haben will, und darnach wird er ſie einrichten.

Fürſt Hohenzollern kommt auf die Herzogthümer-Frage ſelbſt zurück; zeigt ſich beſorgt darüber, daß ſie vor der Hand ruht, daß von unſerer Seite Nichts geſchieht. Man ſcheint hier mit dem status quo zufrieden; man ſcheint die Sache hinhalten zu wollen. Darin

liegt eine Gefahr — denn die Sache steht freilich im Allgemeinen günstig für Preußen — aber es sind doch auch sehr viele Chancen, die zu einer schlimmen Demüthigung Preußens führen können — wenn man den fremden Mächten Zeit läßt sich einzumischen.

Ich: Vielleicht hält man nur den rechten Augenblick für die Action noch nicht gekommen. Der Augenblick zu handeln wird aber wohl bald kommen, und er darf allerdings nicht versäumt werden. Er muß vielmehr rasch und mit aller Energie benutzt werden. Der Augenblick wird da sein, sobald der Bruch erfolgt ist, den man in Pest erwarten muß — wo dann die Leute in Wien wohl vollständig rathlos sein werden.

Fürst Hohenzollern: Halten Sie den Bruch in Pest für gewiß?

Ich: Ich halte das Problem, das in Oesterreich vorliegt, überhaupt für unlösbar. Schon darum, weil Oesterreich sich nicht wie Rußland, das auch in einer schwierigen Lage ist, für längere Zeit — 20 bis 30 Jahre — ganz auf sich selbst zurückziehen, von allen europäischen Händeln fern halten und alle Sorge ausschließlich darauf verwenden kann seine Wunden zu heilen und sich zu kräftigen. Der Versuch sich mit Ungarn zu versöhnen scheint mir etwas übereilt unternommen, ohne ausreichende Bürgschaft für den Erfolg. Ich glaube, daß es zum Bruch kommen wird — und wenn beides mißlungen ist, die Centralisation und die Föderation, dann sehe ich überhaupt nicht, welches Dritte noch zu versuchen bleibt. Und wenn beide Parteien verbraucht und abgenutzt sind, die Schmerling'sche und die Altconservativen, sehe ich auch nicht, wer an das Ruder kommen soll.

Fürst Hohenzollern: Wenn es zum Bruch kommt, wird die Rathlosigkeit allerdings sehr groß sein in Wien.

Ich: Und das ist dann der Moment, wo wir energisch handeln müssen. Ich sagte: Bismarck hat zwei Mittel sich mit Oesterreich abzufinden: er muß entweder enge Beziehungen mit Italien anknüpfen und dadurch Druck auf Oesterreich üben, oder er kann umgekehrt den Besitz von Venetien auf zwei oder drei Jahre garantiren. —

Der Fürst meinte, eine solche Garantie müsse jedenfalls sehr geheim gehalten werden, denn man würde sie in den Tuilerien sehr unangenehm vermerken.

Ich glaube, gerade das Umgekehrte: es wäre gefährlich sie geheim zu halten. Gerade geheim gehalten könnte sie uns unversehens in einen Krieg verwickeln, den wahrscheinlich weder Frankreich noch Italien vor Ablauf der drei Jahre beginnen, wenn sie wissen, daß die Garantie und unsere Verpflichtung am Ende dieser drei Jahre erlischt. Bei dem Hinhalten der Sache haben wir nur zu verlieren, denn die Conjuncturen sind jetzt günstig — bei längerem Zaudern könnte sich nichts Besseres ergeben — nur allenfalls die Möglichkeit, daß sich die europäischen Großmächte einmischen könnten, was man in diesem Augenblick gar nicht ernstlich zu erwägen braucht. Augustenburg sucht die Sache hinzuhalten und glaubt dabei etwas zu gewinnen — und wie die Verblendung der Leute überhaupt sehr eigenthümlicher Art ist, so ist es wieder seltsam genug, worauf sie jetzt ihre Hoffnungen gründen. Sie speculiren wohl darauf, daß der König siebzig Jahr alt ist und, wie sie meinen, nur noch ein paar Jahre leben kann. — Dann kommt der Kronprinz zur Regierung — und dann, meinen sie, ist Alles gut; dann richten sie sich ganz nach ihren Wünschen ein.

Fürst Hohenzollern: „Das ist eine Thorheit! — Wenn der Kronprinz König ist, wird er nicht anders handeln wollen und können, als wie es das Interesse Preußens erfordert. Der Kronprinz wird sich, wenn er ein Mal zur Regierung kommt, überhaupt wundern, er wird sehen, daß die Dinge nicht so gehen, wie er sich denkt." — Fürst Hohenzollern spricht dann von seinem eigenen Ministerium, von den Fehlern, die er begangen habe, er und seine Kollegen, und deren hauptsächlichster darin bestand, daß nicht schriftlich mit dem König festgestellt worden war, welche Wege die Regierung befolgen sollte. Bei dem allgemein gehaltenen Programme habe sich der König ganz etwas Anderes gedacht als die Minister. — Dann ist dem König mit der Armee bange gemacht worden. Es ist das bedenkliche Wort gesprochen worden: „das verträgt die Armee nicht!" Endlich kommt der Fürst auf Rudolf Auerswald zu sprechen und auf die Worte, die ihm zugeschrieben werden; er sprach mit Indignation davon; diese Worte seien ein Beweis, daß R. Auerswald ganz gebrochenen Geistes gewesen sein müsse.

Ich glaube gar nicht, daß er sie so gesprochen hat, wie sie in den conservativen Blättern wiedergegeben werden. Dagegen glaube ich

sehr bestimmt, was im Publikum als zweifelhaft gilt, nämlich, daß er an den Kronprinzen warnende Ermahnungen gerichtet hat. Das glaube ich, weil ich weiß, was für schwere Sorgen er sich machte wegen der Stellung, die der Kronprinz sich giebt.

Im Ganzen war ich sehr befriedigt von dieser Unterredung. Merkwürdig war mir aber unter Anderem, wie wenig der Fürst an die Möglichkeit einer revolutionären Erschütterung in Preußen denkt. Diese Möglichkeit liegt ganz und gar außer allen seinen Berechnungen. —

Besuch bei Geffcken. England. Gladstone richtet sich darauf ein Premier zu werden. Er hat Göschen zum Kanzler von Lancaster gemacht, um sich in ihm seinen künftigen Finanz-Minister heranzubilden. (NB. Daß Gladstone der einzige Staatsmann unter den gegenwärtigen englischen Ministern ist und daß Göschen eine bedeutende Zukunft vor sich hat, das war leicht zu übersehen, als ich in England war.)

Belgien. Der bisherige Herzog von Brabant, jetzt Leopold II., soll keineswegs ganz in Händen der Klerikalen sein, wie ich glaubte, und wie bisher auch ganz unzweifelhaft der Fall war. — „Damit ist es aus!" versichert Geffcken, „und die Klerikalen in Belgien sind wüthend." — Aber Leopold II. will keine constitutionelle Puppe sein. (NB. Das war sein Vater doch wahrhaftig nicht!) Er hat schon den Versuch gemacht eine Art von Cabinets-Regierung einzuführen, d. h. sich ein Cabinet nach altpreußischem Muster, mit Cabinets-Räthen, neben dem Ministerium und unabhängig von demselben, einzurichten. Das ist aber nicht gegangen; der Minister Rogier hat sich sehr entschieden widersetzt.

Von Rudolf Auerswalds letzter entrevue mit dem König erzählt Geffcken, R. Auerswald habe sich selbst angeklagt und gestanden, er sei hauptsächlich Schuld daran, daß die neue Aera Schiffbruch gelitten habe. Das klingt anders als die Version der Kreuzzeitung und ist wahrscheinlicher.

Ich äußere mich sarkastisch und wegwerfend über die Haltung der Fortschrittspartei und namentlich über die taktlose und in jeder Beziehung verwerfliche Rede, mit der Grabow den Präsidentenstuhl des Abgeordneten-Hauses eingenommen hat. — Das ist Geffcken sehr

unangenehm, es ist ihm nervenpeinlich das anzuhören, — und es kostet ihm einige Mühe Nichts weiter darauf zu bemerken als: „Sie wird Nichts helfen" (die Rede nämlich).

Abends Hofball, zu welchem Bernhardi, wie in früheren Jahren, geladen worden war. Die bei dieser Gelegenheit mit verschiedenen Personen geführten Unterhaltungen sind von einem symptomatischen Interesse, an welchem der inzwischen verstrichene Zeitraum Nichts geändert hat.

1. Februar. G. Beseler spricht mir von den inneren Händeln und meint in seiner trocknen Weise, die Sache sei so acut geworden, daß wir nun ohne eine revolutionäre Bewegung nicht mehr abkommen. Gar schlimm, wenn es so ist.

Graf Bethusy-Huc fordert mich auf, mich mit ihm in eine Ecke zu setzen und spricht sich sehr mißvergnügt über die Zeitläufte aus — und zwar in einer Weise, die mich überrascht, da er doch eigentlich zur Kreuzzeitungs-Partei gehört — wenn auch zu der vernünftigsten Schattirung der Partei.

Er klagte über die Lauenburger Angelegenheit und die nach seiner Meinung sehr verkehrte Stellung, die das Ministerium in dieser Angelegenheit eingenommen hat — und die er und seine Partei doch vertheidigen müßten, da sie nun einmal unternommen haben conservativ zu sein und die Regierung zu unterstützen.

Formelles Unrecht als Recht darzustellen und durch allerhand Sophismen zu vertheidigen, sei aber eine sehr penible Aufgabe.

Er klagt über die Lage der Militär-Frage. Warum hat Reichensperger seinen Antrag nicht zwei Jahre früher eingebracht? — Damals hätte er wahrscheinlich Alles in's Gleiche gebracht. — Jetzt sei es zu spät dafür und er führe zu gar Nichts! — Mit Erstaunen habe Bethusy gesehen, daß man in diesem Jahr sogar noch $3^1/_2$ Millionen mehr verlangt für die Armee als im vorigen. Er weiß sich das nur auf zweierlei Weise zu erklären: entweder die Regierung will mit einem gewissen éclat zeigen, daß sie gar keinen Werth mehr darauf legt zu einer Verständigung mit den Abgeordneten zu gelangen — oder sie sieht sich gegen Oesterreich vor und handelt, wenn sie auch nicht gerade einem Krieg entgegen geht, doch nach dem Grundsatz:

si vis pacem, para bellum! Ich antwortete, daß ich das Letztere nicht nur für das Wahrscheinlichere halte, sondern geradezu glaube.

Bethusy erzählte mir dann auch, daß er ein Gespräch mit Karolyi gehabt habe über die Herzogthümer-Frage; er hat sich da sehr entschieden für die Annexion ausgesprochen — und sich sehr kriegerisch gezeigt; versichert, das ganze Land rechne unbedingt auf Annexion — und sei nöthigenfalls zum Kampf dafür entschlossen. Ich billigte das natürlich sehr, denn ist Bethusy auch kein bedeutender Mann, so kann es doch nicht schaden, wenn der österreichische Gesandte solche kriegerische Reden von Leuten hört, die dem Ministerium durchaus fern stehen. —

Der Kronprinz begrüßte mich sehr freundlich und äußerte, heute mache er es kurz, nächstens aber wolle er eine längere Unterredung mit mir haben. — Das würde mich einigermaßen in Verlegenheit setzen — denn was soll ich ihm sagen, da ich keine Hoffnung habe ihn von seinen Augustenburgischen Schwärmereien zurückzubringen?

In Berlin bis zur Vertagung des Abgeordnetenhauses.

3. Februar. Abend bei Droysen. Viel Politik und Leidenschaft — Tadel der Regierung natürlich. Ich hielt mich aus dem Spiel.

Gruner zeigte sich vor allen geräuschvoll empört über den Mangel an echtem wahrem Constitutionalismus in Preußen; als ob es sich um nichts Wichtigeres handelte!

Ich äußerte gegen Max Duncker, daß mir die kriegerischen Artikel gegen Oesterreich als Symptome einer beginnenden Action sehr merkwürdig gewesen sind. Er antwortete mit Bedeutung: „Ja, die Schrauben werden angezogen!" — Ich bemerkte dann auch, daß ich an Bismarcks Stelle die Abgeordneten so bald als möglich nach Hause schicken würde — denn aus Grabows Rede geht zur Genüge hervor, daß diese angenehmen Leute gar wohl im Stande wären sich recht überschwänglich Augustenburgisch auszusprechen.

„Das sollten sie nur thun!“ meinte Max Duncker, der überzeugt ist, daß sie sich damit in der öffentlichen Meinung des Landes zu Grunde richten würden. Wie sich das in einer echten Berliner Gesellschaft gehört, macht ein langes, unendlich langes Souper den Beschluß.

5. Februar. Zusammentreffen mit dem Unterstaats-Secretär im auswärtigen Amt v. Thile, der mich um die Muße beneidet, die mir gestattet mich mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen. Ich antwortete, daß er doch eigentlich noch ein besseres Loos gezogen habe: „Sie machen Geschichte.“ — Er erwidert ablehnend, daß der Einzelne doch nur einen sehr geringen, einen kaum merklichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse übt, und da wir beiderseits einräumen, daß die Dinge im Allgemeinen nicht sowohl gethan werden, als eben an sich werden — äußerte er, darum eben müsse er sich Glück wünschen unter einem Mann zu dienen, der einer wirklichen That fähig sei und energisch in den Gang der Dinge eingreife. Ich lenkte das Gespräch auf das südliche Deutschland und Preußens Verhältniß zu Baden. Roggenbach hat seinen Austritt aus dem Ministerium nur sehr ungenügend erklärt; ich weiß, durch persönliche Freunde, seine wirklichen Motive. Er ist deutscher Patriot und Idealist und war in der Absicht die deutsche Einheit zu fördern an die Spitze der Geschäfte getreten; in den Geschäften aber ist er zum Staatsmann gereift und zu der Einsicht gelangt, daß er eine Rolle übernommen hatte, die von Baden aus nicht durchzuführen war; — daß sich die Einheit Deutschlands überhaupt nicht von Baden aus bewerkstelligen lasse, weil dazu eine reale Macht gehört, die Baden eben nicht hat. Da ist er dann zurückgetreten und überzeugt, daß sich die deutsche Einheit nur von Preußen aus gründen lasse, hat er seine persönlichen Freunde, wie ich weiß, mit ihren Hoffnungen an Preußen verwiesen.

Ich fürchte sehr, wir haben durch Roggenbachs Austritt unsere beste Stütze im südlichen Deutschland verloren.

Thile: Die einzige, die wir dort hatten! —

Ich: Um so vollständiger, als unglücklicher Weise auch Häusser erkrankt und außer Thätigkeit gesetzt ist. Häusser hat sich große Verdienste um Preußen erworben. Selbst wenn in den badischen

Kammern Vorschläge auftauchten, die feindlich gegen Preußen gerichtet waren und Häusser sie zu den seinigen machte, that er das nur um sich ihrer zu bemächtigen und ihnen die Spitze abzubrechen; — damit nicht irgend ein Anderer sich an die Spitze stellte und die Sache giftiger machte.

Thile schien das zuzugeben, fragte dann, ob ich Treitschke kenne? — und rühmte dessen Gesinnung und seine Bemühungen ihr Geltung zu verschaffen.

Abends besucht mich Dr. Toeche, Enkel des alten Buchhändlers Mittler und gegenwärtig Chef dieser angesehenen Firma. Durch ihn höre ich zu meinem Kummer, daß der Zustand des vortrefflichen Häusser ein hoffnungsloser sei. —

Einige Tage später suchte Bernhardi in Veranlassung wiederholter Aufforderungen den russischen Staatsrath Theodor v. Grimm, einstigen Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus von Rußland und Verfasser eines werthlosen, höfisch unkritischen Buchs über die Kaiserin Alexandra Fedorowna (Gemahlin Nikolaus' I. und Tochter König Friedrich Wilhelms III.) auf. Wir übergehen die weitläufigen Ausführungen, in welchen Grimm nachzuweisen suchte, daß alles über den verstorbenen Prinzen hereingebrochene Ungemach Folge davon gewesen sei, daß man ihm (Grimm) die Erziehung des jungen Mannes abgenommen und dem Grafen Strogonow (einem der geachtetsten Mitglieder des russischen hohen Adels) übertragen habe, um von der nachstehenden Aeußerung Act zu nehmen.

Nach Grimms Meinung hat der jetzige Thronfolger, der Großfürst Alexander, weniger Verstand als der Verstorbene (NB. es klingt ungefähr, als habe er überhaupt wenig Verstand) — aber er hat ein großes Herz, das dem Verstorbenen ganz fehlte. — Freilich, auf Alles, was Wissenschaft heißt — Unterricht — „da spuckt er drauf." — Er will ein für allemal Nichts lernen, und scheint das sehr unverhohlen ausdrücklich erklärt zu haben, bei jeder Veranlassung.

Grimm hat ihm vorgestellt, wenn er so fortfahre, werde er am Ende nicht im Stande sein einen Brief zu schreiben; — der Großfürst antwortete dann, er werde in solchem Fall einen Sekretär haben, der Briefe für ihn zu schreiben verstehe; und überhaupt, wenn er von

den Dingen auch selber Nichts verstehe, werde er schon seine Leute zu finden wissen, die sie zu machen wüßten (NB. und was soll ihn in den Stand setzen die Leute richtig zu beurtheilen?). — Schöne Aussichten für ein großes Reich. —

7. Februar. Bei Stehely treffe ich Simson in ziemlich verzweifelnder Stimmung. Er sprach es aus, daß er eine Revolution befürchte. Ich fragte, um meinen Standpunkt zu bezeichnen: ob Grabow wohl noch zurechnungsfähig sei? — Er ist so wie er immer gewesen ist.

Ich: Nun dann sollte er wissen, daß er als Präsident keine Partei-Rede halten darf.

Simson: Ich gebe Ihnen darin Recht im Allgemeinen, aber darin haben wir alle gesündigt — ich so gut wie die Anderen — von der Rede an, mit der Heinrich Gagern das Parlament in Frankfurt eröffnete.

Besuch bei G. Beseler; langes Gespräch, das von seiner Seite großentheils der Commentar zu seinen wenigen Worten neulich war. — Er fürchtet eine revolutionäre Erschütterung in Preußen. Man müßte die Rückwirkung der Ereignisse in Nordamerika — des Sieges der Union — auf Europa nicht aus der Acht lassen. Die sei gar nicht hoch genug anzuschlagen. (Leider wahr.) Bei Napoleons III. Tod sei jedenfalls wieder eine revolutionäre Erschütterung durch ganz Europa zu erwarten (NB. daran kann freilich Niemand zweifeln). Beide Parteien, die Reaction sowohl wie die Demokratie sind bei uns bereits dahin gekommen, daß sie den offenen vollständigen Bruch — den Kampf in den Straßen wünschen. Die Einen versprechen sich den revolutionären Geist vollständiger zu Boden zu schlagen als im Jahre 1848 — die Anderen versprechen sich das alte Wesen vollständiger zu brechen.

8. Februar. Spaziergang. Betrachte mir den heiligen Georg von Kiß, der im Schloßhof aufgestellt ist, und erstaune. Es ist fabelhaft und kaum zu glauben, daß derselbe Mann, der die Amazone gemacht hat, auch diesen heiligen Drachentödter sich hat zu Schulden kommen lassen. Der Fehler der modernen Sculptur liegt sehr oft darin, daß die Gestalten nach dem Act, wenn nicht nach der Glieder-

puppe modellirt ſind — und in Folge deſſen nicht in wirklicher Action, ſondern wie ruhig hingeſtellt in der Attitüde einer Scheinaction. Die Amazone iſt ſchön, weil wirkliche Action, wirkliche Bewegung, wirkliche Anſtrengung in der Geſtalt iſt — beginnende Ermüdung ſelbſt — ſie kämpft wirklich! — Und nun giebt derſelbe Kiß der Welt einen heiligen Georg, der dem Grundfehler der modernen Sculptur verfallen iſt, wie kaum irgend ein anderes Kunſtwerk. Der Heilige ſitzt ohne zu ſchließen auf ſeinem bäumenden Roß gemächlich wie im Großvaterſtuhl und hält ſein gewichtiges Schwert ſo läſſig in der Damenhand, daß es ihm wohl eigentlich entgleiten müßte. Nicht ein Raquet zum Federballſpiel läßt ſich mit ſo geringer Anſtrengung regieren, geſchweige denn ein Schwert. Oder vielmehr es iſt geradezu gar keine Anſtrengung in dem Arm; er hält ihn eben nur hinaus in die Luft, und was das Schwert in der Schwebe hält bleibt unerklärlich, der Arm iſt es gewiß nicht.

Nebenher iſt auch die Compoſition abſurd. Der Heilige iſt ein erbärmlicher Fechter, da er an den Drachen ſo nicht zu kommen weiß, daß er ihn an der rechten, an der Schwertſeite hat. Man hat geſagt, er ſei im Begriff ſeinem eignen Pferde den Kopf abzuhauen: das heißt zu viel von ihm erwarten! — Mit dem Hiebe thut er ſeinem Pferde gar keinen Schaden; er haut gar nicht, er thut nur ſo! —

Vormittags Beſuch von Droyſen, der dieſes Mal ſo ſchwarzſeheriſch und deprimirt war, wie er ſonſt optimiſtiſch und ſanguiniſch zu ſein pflegte.

Um 9 Uhr zum Ball in's Palais gefahren. Der König bemerkte mich, winkte mich zu ſich heran, gab mir die Hand, fragte, wo ich geweſen bin, und fügte hinzu: „es hat mir neuerdings Jemand von Ihnen geſprochen" — er wiſſe was für „tiefe Blicke" ich in verſchiedenen Ländern in das Weſen der Dinge gethan habe. Der König ſpricht ſodann von Belgien — und vorzugsweiſe von Rußland. Dort gingen die Dinge ſchlecht; der Kaiſer habe die beſten Abſichten — aber es gehe ſchlecht! — Ich bemerke: Der Kaiſer hat leider keine eigentlichen Fachmänner — „das iſt eben das Unglück!" — Ich erwähnte, daß ich ſchon vor einigen Jahren die Ehre gehabt habe S. M. von der Emancipation der Bauern zu ſprechen, die nach meiner Meinung nicht in der zweckmäßigſten Weiſe eingeleitet war; die ungünſtigen

Folgen, die ich damals vorauszuſehen glaubte, ſchienen ſich nun einzuſtellen. — Der König erinnerte ſich des Geſprächs, gab mir Recht u. ſ. w. — Den Geheimrath vom Auswärtigen Amte, Herrn Abeken, der mich angeredet hatte, fragte ich, wann man ihn am ſicherſten zu Hauſe trifft, da ich ihn nicht blos zu beſuchen ſondern auch wirklich zu ſehen wünſche. — Er nannte die Stunde und fügte zu meiner nicht geringen Ueberraſchung die Frage hinzu, ob ich wohl geneigt wäre mich mit Bismarck zu beſprechen? — Er — nämlich Abeken ſelbſt für ſeine kleine Perſon — wünſche gar ſehr, daß wir beide in nähere Verbindung kommen möchten. Ich erklärte, daß ich ſehr gern auf eine Unterredung mit dem Miniſter eingehen würde — und Abeken erwiderte darauf, daß er die erſte günſtige Gelegenheit benutzen werde, um das einzuleiten. Camphauſen, den ich dann noch ſpreche, will trotz aller drohenden Winke in den Zeitungen dennoch nicht glauben, daß man gegen Oeſterreich wirklich Ernſt machen werde. Zu dem letzten entſcheidenden Entſchluß werde ſich der König auch von Bismarck nicht bewegen laſſen, und ſo werde man denn auch dieſes Mal im letzten Augenblick einlenken, gerade wie das zu Gaſtein geſchehen ſei. Er fügte mit ſchlauem Lächeln hinzu: die Königin Wittwe ſei damals nach Iſchl gegangen; etwas Aehnliches werde wohl auch dieſes Mal geſchehen.

9. Februar. Um 11 Uhr zu Abeken; langes Geſpräch. Zwei Dinge haben, wie ich mit Beſtimmtheit weiß, einen ſehr ungünſtigen, den Intereſſen Preußens ſchädlichen Eindruck gemacht: die Debatte über Lauenburg, in der Bismarck die Perſonal-Union mit den Herzogthümern als das Ziel der preußiſchen Politik aufzuſtellen ſcheint, und die jüngſte Entſcheidung des Obertribunals*). — Die Perſonal-Union will in den Herzogthümern Niemand; ſoll man einmal mit Preußen verbunden ſein, ſo will man jedenfalls vollberechtigt an dem Leben eines Groß-Staats ſeinen ganzen Antheil haben.

Abeken erläuterte: Bismarcks Aeußerungen waren nicht ſo gemeint;

*) Gemeint iſt der Beſchluß des preußiſchen Obertribunals vom 29. Januar 1866, durch welchen ohne Rückſicht auf die durch Artikel 84 der Verfaſſungsurkunde verbürgte Redefreiheit der Mitglieder der Volksvertretung, der Grundſatz ausgeſprochen wurde, daß Abgeordnete für ihre Reden vor Gericht verantwortlich gemacht werden könnten.

nicht als das Ziel preußischer Politik hat er die Personal-Union hingestellt, sondern als eine Concession, die man den Wünschen der Herzogthümer machen wolle, im Fall dort eine solche Lösung der Frage verlangt werde; als ein Opfer, das man bereit sei zu bringen.

Ich: Das mag sein; die Rede ist aber so verstanden worden, als verlange Preußen die Personal-Union, und hat deshalb einen ungünstigen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck müßte nun durch eine officielle Erklärung in irgend einer Form wieder verwischt werden.

Was die Entscheidung des Obertribunals betrifft äußert Abeken: „er glaube, sie lasse sich juristisch vertheidigen — aber sie sei in diesem Augenblick durchaus nicht opportun!"

Ich glaube auch, daß sie sich juristisch rechtfertigen läßt, doch ist nach meiner Meinung ein „aber" dabei: Sie läßt sich juristisch rechtfertigen: „aber" der Staatsanwalt muß dann nicht das Monopol der Anklage haben. So lange die Sache so steht, so lange der Staatsanwalt das Monopol der Anklage hat, ist die Entscheidung lediglich eine Waffe in den Händen der Regierung. — In den Herzogthümern hat sie großen Schaden gethan.

Da das Gespräch auf die jetzigen Verhältnisse Badens zurückkehrt, erwähne ich auch der hoffnungslosen Krankheit Häussers — und des Verlustes den Preußen dadurch erleidet, daß sein Einfluß dort fortan fehlen wird.

Endlich fragt Abeken, ob ich eigentlich Bismarck persönlich kenne?

Ich: Ja und nein! ich bin ihm einmal, ehe er nach Petersburg ging, bei Roon en petit comité vorgestellt worden — aber er scheint das und meine Person vollständig vergessen zu haben.

Abeken: „Er schien mir in Beziehung auf Sie nicht recht orientirt zu sein." Kommt darauf zurück, daß er wünsche eine Annäherung zwischen mir und Bismarck herbeizuführen — fragt wieder, ob ich dazu geneigt sei? Muß aber einen günstigen Augenblick wahrnehmen, um dem Minister davon zu sprechen u. s. w.

Besuch bei Moltke, der sofort und mit einer gewissen Offenheit auf die schwebenden Tagesfragen eingeht.

Er rühmt zunächst Bismarck sehr entschieden; die parlamentarische

Regierungsform ſei allerdings in unſerer Zeit eine Nothwendigkeit und wer ſich dieſer Nothwendigkeit widerſetzt „der wird zermalmt!“ Dennoch aber müßten die Fürſten in künftiger Zeit dem Bismarck ein Denkmal ſetzen, weil er zuerſt dem Parlament geſagt hat, die nothwendige Grundlage des Staats, die Bedingungen ſeines Beſtehens dürfe es nicht anrühren.

Dieſem Lob folgte ein ſtrenger Tadel der „Entſcheidung“ des Obertribunals, für die der Zeitpunkt nicht ſchlechter gewählt ſein konnte. — Ich ſprach meine neu entſtandene Vermuthung aus, daß die Sache wohl eigentlich von der Coterie der Königin-Wittwe, an dem Miniſterium vorbei, gemacht worden iſt; das iſt ihm ſehr plauſibel; er wiederholt: „Herr v. Schlieckmann! Herr v. Schlieckmann!“

Ich: Die Miniſter haben gewähren laſſen, ſie haben ſich das gar nicht ſo ſchlimm gedacht!

„Und nun ſitzen ſie da!“ ergänzt Moltke.

Dann tadelt er aber auch die Haltung des Kronprinzen.

10. Februar. Archiv. Kehler erzählt mir, er habe mit Max Duncker über die Entſcheidung geſprochen und der meine, die Miniſter müßten im Hauſe erklären, das Obertribunal ſei unabhängig, an deſſen Entſcheidungen könne die Regierung Nichts ändern, — einem Jeden, der ſich durch Reden eines Abgeordneten verletzt fühle, ſtehe es demnach frei ſich an die Gerichte zu wenden — die Regierung werde es niemals thun.

Daß die „Entſcheidung“ durch die Coterie der Königin-Wittwe ohne Bismarcks Zuthun herbeigeführt worden ſein könnte, will er nicht recht glauben, denn dergleichen iſt nur zu ſehr in ſeiner Art; „der Junker ſteckt ihm gewaltig im Blut!“ — er will die Leute zu Paaren treiben; — die Kerls ſollen fühlen, mit wem ſie zu thun haben u. ſ. w.

Zu Max Duncker; er ſagt: der Fehler, der durch dieſe „Entſcheidung“ begangen iſt, hat eine ſehr große Bedeutung. Daß mit dem gegenwärtigen Haus der Abgeordneten Nichts anzufangen iſt — daß auf eine Verſtändigung mit dieſen Leuten nicht zu rechnen iſt, das wußte man vorher —: die gegenwärtige Sitzung mußte alſo lediglich als Vorbereitung zu den Wahlen behandelt werden. Die Regierung mußte populäre, liberale Geſetzesvorlagen

einbringen, wie sie deren wirklich vorbereitet hat, und sich übrigens so viel als möglich passiv verhalten; ruhig, gemessen, leidenschaftslos. Sie mußte die Fortschrittsleute sich selber todt reden lassen — und die waren auch wirklich auf dem besten Wege das zu thun.

Anstatt dessen hat man nun den Demokraten durch die „Entscheidung" für die nächsten Wahlen ein Agitationsmittel in die Hand gegeben, wie sie es sich gar nicht besser wünschen können. „Graf Lippe hat einfach die Geschäfte der Fortschrittspartei gemacht" — und nun ist natürlich auf bessere Wahlen gar nicht zu rechnen.

Ich: Eine schöne Vorbereitung zu den Wahlen.

Max Duncker: Ja! und eine schöne Vorbereitung auch zu einer großen Action nach Außen — und auf die kommt es doch nun an! — Bismarck sollte nun rasch entschlossen handeln und ernsthaft gegen Oesterreich vorgehen, denn je schlimmer die Dinge bei uns zu Hause stehen, desto nothwendiger werden Erfolge in der äußeren Politik. — Der Augenblick ist günstig, bessere Conjuncturen sind nicht zu erwarten — der Bruch Oesterreichs mit Ungarn ist da, denn Deáks Adresse, in der die Ungarn auf allen ihren früheren Forderungen bestehen, ist der Bruch; auch hat uns Oesterreich in diesem Augenblick einen vollgültigen Grund zum Kriege gegeben, indem es darauf anträgt Holstein in den Postverein aufzunehmen. Es hat das gethan ohne den Condominus, ohne Preußen zu fragen, mithin dessen Rechte unberücksichtigt gelassen und verletzt — also worauf wartet Bismarck noch?

Max Duncker legt mir nahe mit Roon zu sprechen und auch meinerseits zum Kriege zu treiben.

11. Februar. Besuch bei Geffcken. Wir sprachen von Frau v. Adlerberg und ihrem unwürdigen Treiben während des Krimkrieges, wie sie sich in den Hospitälern schmählich bereichert hat; von Lord Augustus Loftus, der die Jahre in München benutzt hat, um seine Geldverhältnisse zu ordnen; — kurz, wir sprachen von Mancherlei, nur nicht von Schleswig-Holstein und Politik.

13. Februar. Ball bei Hof. Gespräch mit Droysen über Kneseбeck. Ich redete ihn darauf an, daß man durchaus dafür sorgen müsse, daß eine würdige Biographie desselben er-

ſcheine; das ſei unbedingt nothwendig geworden. Man könne in mancher Beziehung anderer Meinung ſein als der Feldmarſchall, damit tritt man der Perſönlichkeit nicht zu nahe. In letzter Zeit aber ſind Angriffe gegen den Feldmarſchall gerichtet worden, die geradezu die ſittliche Würde des Mannes verletzen — und das iſt etwas ganz Anderes, dagegen müßte Verwahrung eingelegt werden. — Ich erzählte, wie ich bereits im vergangenen Jahre veranlaßt worden bin den Feldmarſchall gegen Herrn v. Smitt in Schutz zu nehmen. Droyſen wendete ein, daß der Feldmarſchall ſelbſt einen ſolchen Vorſchlag ſtets abgelehnt habe — auch wenn ſeine Familie deshalb in ihn drang. Er pflegte dann einzuwenden, daß er keine glänzenden Thaten zu erzählen habe — er habe nie ein Commando geführt — ſeine Thätigkeit ſei die unſcheinbare des Cabinets geweſen — und habe ſich auf den Einfluß beſchränkt, den er von da aus durch Rathſchläge auf die Leiter der Dinge und mittelbar auf den Gang der Ereigniſſe geübt habe.

Ich erwiderte, daß ſich denn doch manches poſitive Verdienſt mit Beſtimmtheit nachweiſen laſſe — namentlich auch aus den Jahren 1806 und 1807, wo die Trümmer der preußiſchen Armee ganz gewiß gerettet wurden, wo es ganz gewiß zu der unſeligen Capitulation von Prenzlau nicht kam, wenn die Anordnungen zum Marſch von der Elbe an die Oder befolgt wurden, die Kneſebeck getroffen hatte. Das iſt buchſtäblich wahr.

14. Februar.*) Beſuch beim Grafen Keyſerling-Rautenburg,

*) (Vgl. B. IV, S. 249 ff.) Bei der Wichtigkeit dieſes von unſerem Tagebuchſchreiber mit gutem Grunde als Mittel zur Rettung des geſchichtlichen Sonderrechts der baltiſchen Provinzen Rußlands bezeichneten Reformvorſchlages haben wir den noch lebenden bezüglichen Antragſteller, ehemals Vicepräſidenten des livländiſchen Hofgerichts, Herrn Woldemar v. Bock, um nähere Mittheilungen erſucht. Dieſelben ſind zu umfangreich, um hier vollſtändig mitgetheilt werden zu können; ſie geben eine zum Theil ziemlich weit zurückreichende Vorgeſchichte ſeines Antrages, welche u. A. zeigt, inwieweit er Vormänner hatte, und auch Gedanken von Zeitgenoſſen Raum gab.

Auf dem livländiſchen Landtage des Jahres 1862 hatte Herr v. Bock vier eine Reform baltiſcher Einrichtungen betreffende Vorſchläge eingebracht, welche unter einander in wohldurchdachtem Zuſammenhange ſtanden. Ein gemeinſames Obertribunal der drei Provinzen, — Vertretung ſämmtlicher livländiſcher Städte

dem in Preußen ansässigen Bruder des ehemaligen esthländischen Ritter-

---

auf dem livländischen Landtage, statt, wie seither, nur Riga's, — Wiederherstellung des sog. 99jähr. Pfandbesitzes als einer sämmtlichen Ständen zu Gute kommenden Verbesserung des Erwerbes wie der Veräußerung realrechtlich privilegirter Landgüter, — endlich ein gemeinsames Organ ständischer Vertretung der drei Provinzen (sog. „Vereinigter Landtag"): — dies waren jene „vier Punkte", die der Antragsteller der Annahme durch den Landtag und durch die kaiserliche Regierung empfahl.

Auch der Nachweis, warum der Landtag von 1864, im Gegensatze zu der fast einstimmigen Annahme des Hauptantrages des Herrn v. Bock auf dem Landtage von 1862, die drei ersten von den „vier Punkten" verwarf, würde hier ebenso zu weit führen, wie der von ihm gelieferte Nachweis des entgegenkommenden nachträglichen Eingehens des Grafen Keyserling auf die von Ersterem angeregten Reformvorschläge, wie auch der sonstigen hohen reformatorischen Verdienste des Grafen.

Er jedoch, der erst gegen Ende des Jahres 1862 das Amt des esthländischen Ritterschafts-Hauptmanns niederlegte und wenig später als Curator der Universität Dorpat in den russischen Staatsdienst trat, hat weder an der Vorbereitung noch an der Einbringung des erwähnten Reformplanes irgend welchen Antheil gehabt, von demselben erst nachträglich Kunde erhalten und auf die daran geknüpften ständischen Verhandlungen keinerlei nachweislichen Einfluß geübt. Ebenso ist von bezüglichen Verhandlungen Keyserlings mit dem Kaiser Alexander II., bezw. von einer kaiserlichen Gutheißung derselben in den Ostseeprovinzen niemals Etwas bekannt geworden.

Die von dem Grafen Keyserling-Rautenburg aufgestellte Behauptung: „die Leute selbst" (d. h. die baltischen Stände) „wollten nicht" erscheint gegenstandslos, weil ein „Project", wie das dem Grafen Alexander Keyserling zugeschriebene, dem livländischen Landtage niemals vorgelegen hat. — Vieles Bezügliche läßt sich in den von Herrn v. Bock 1867—1871 herausgegebenen „Livländischen Beiträgen" mit Hülfe der beiden dazu gehörigen Register leicht auffinden: selbst unabhängig von etwa späterer Veröffentlichung der vorerwähnten neuesten Mittheilungen desselben.

Herr v. Bock spricht im Uebrigen die Meinung aus, daß dieser Zusammenhang der Sache keineswegs auszuschließen braucht, daß Graf Alexander Keyserling, unabhängig von seinem, des Herrn v. Bock, Antrage vom $\frac{\text{21. Februar}}{\text{5. März}}$ 1862, der nur Niedersetzung einer ritterschaftlichen Commission zur Vorberathung der von ihm angeregten „vier Punkte" bezweckte, irgendwann ein „Project" könnte gehegt haben, von dem er sowohl seinem Rautenburger Bruder als auch dem Kaiser Alexander II., dem er persönlich nahe stand, Mittheilung gemacht hätte. Jedenfalls aber hatte der in dem vierten Punkte des Herrn v. Bock in's Auge gefaßte sogen. „Vereinigte Landtag" Nichts gemein mit dem in den Bernhardi'schen Denkwürdigkeiten dem Grafen Alexander Keyserling zugeschriebenen „Projecte", „die drei" — thatsächlich, den Ösel'schen Landtag mitgerechnet, vier — „Landtage der Ostseeprovinzen des russischen Reichs zu einem einzigen zu ver-

ſchaftshauptmannes und jetzigen Kurators der Univerſität Dorpat. Wir kommen auf das von ſeinem Bruder bevorwortete Project zu reden, die Landtage der drei Oſtſee-Provinzen des ruſſiſchen Reiches zu einem einzigen zu vereinigen und die Städte hinzuzuziehen — das einzige Mittel die deutſche Nationalität dieſer Provinzen zu retten — die jedenfalls verloren ſind, wenn ſie an einem wilden ſlawiſchen Reichstag Antheil nehmen müſſen, wie er in Rußland bevorſteht — und wenn ſie das Gebot eines ſolchen Reichstags anerkennen müſſen.

Keyſerling verſichert, der Kaiſer ſei bereit geweſen die Pläne ſeines Bruders zu fördern.

Ich: Das kann ich mir denken; er mag ſich wohl ſagen, daß er in den Fall kommen kann eines ſolchen Rückhalts zu bedürfen, wie ihn die Oſtſee-Provinzen gewähren könnten. Aber ich habe es dennoch eigentlich vorausgeſehen, daß der Plan an der provinziellen Beſchränktheit der Leute dort ſcheitern werde.

Keyſerling: So iſt es; die Leute ſelbſt wollten nicht; und jetzt iſt die deutſche Nationalität und die Selbſtändigkeit dieſer Provinzen unwiederbringlich verloren; jetzt geht der Strom der Ereigniſſe darüber fort. —

Zeitungen. Leitartikel über Bismarcks Aeußerungen in Beziehung auf die Perſonal-Union; erläuternd. Sie kommen offenbar aus dem Miniſterium — und ſind durch mein letztes Geſpräch mit Abeken veranlaßt. —

17. Februar. Beſuch bei dem Legationsrath Meyer, dem ſog.

---

einigen und die Städte hinzuzuziehen. Die Verhandlungen der von Herrn v. Bock beantragten und vom livländiſchen Landtage niedergeſetzten Commiſſion beweiſen zur Genüge, daß dem aus rein tactiſchen Gründen mit dem Namen „Vereinigter Landtag" belegten vierten Thema ihrer Vorberathung nie ein anderer Gedanke zu Grunde lag als: ein ſehr wenig zahlreicher, von den als fortbeſtehend gedachten vier Sonderlandtagen unter Zuziehung auch ſtädtiſcher Vertretung herzuſtellender gemeinſchaftlicher Ausſchuß von ſehr beſchränkter Competenz, der ſpäter, von reſp. höheren ſtändiſchen Inſtanzen einigermaßen modificirt, unter dem Namen „Baltiſche Redactions-Conferenz" und unter Zuſtimmung des damaligen General-Gouverneurs Baron Wilhelm Lieven zeitweilig in's Leben trat. Von einem etwaigen confidentiellen „Projecte" des Grafen Alexander Keyſerling, wie es Bernhardi kennzeichnet, hat vor Herausgabe der Tagebücher in weiteren Kreiſen nie das Mindeſte verlautet.

„Königs-Meyer", der seit langer Zeit zu den unvermeidlichen Hoffiguren gehört und mir als Gegner Bismarcks und Anhänger des Augustenburgers wohl bekannt ist. Langes Gespräch mit ihm, das mir merkwürdig wird, weil er darin den Augustenburger fallen ließ; ja, er gab gewissermaßen gleich zum Eingang zu verstehen, daß er dessen Sache als verloren betrachte — dessen persönliche Interessen auch nicht für die Hauptsache halte und Nichts dagegen habe, wenn Preußen die Herzogthümer für sich erwerbe. Er sprach nur die Besorgniß aus, daß die Abtretungen an Frankreich, die „Compensation", zu der man sich werde verstehen müssen, sehr bedenklich werden könnten. Ich antwortete, daß ich eine Abtretung von Land und Leuten an Frankreich für geradezu unmöglich halte — aber auch nicht für nothwendig. — Die Annexion ist in der gegenwärtigen Lage Europas, glaube ich, durchzuführen, ohne daß es dazu solcher Opfer bedürfte.

Was den Herzog von Augustenburg betrifft, so kann ich dessen Schicksal nur auf das Tiefste beklagen; die Lösung der Frage durch Annexion war nicht diejenige, die ich ursprünglich im Auge hatte — Meyer weiß ja, mit welchem Eifer ich mich seiner Sache angenommen hatte. Jetzt scheint sie freilich hoffnungslos geworden — aber größtentheils, ja wesentlich nur durch seine Schuld; denn ursprünglich stand sie sehr gut.

Meyer (zustimmend): Der König war für ihn!

Ich darf sagen, daß er sein Mißgeschick selbst verschuldet hat, denn ich habe von Anfang an Alles aufgeboten, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, vor allen Dingen sein Verhältniß zu Preußen zu regeln u. s. w. Der Herzog und Samwer aber wollten es erst mit Freischaaren versuchen — und dachten ganz ohne Preußen, ja gegen Preußen, mit Hülfe der Mittelstaaten und deutscher Begeisterung durchzudringen.

Meyer: Samwer sagt, das sei erst geschehen, nachdem Bismarck den Herzog hier in Berlin sehr schnöde abgewiesen hatte.

Ich weiß, daß die Einleitungen zu dem Freischaaren-Zug schon früher getroffen waren. In Briefen Bismarcks an den Herzog waren jedenfalls kleine Anhaltspunkte geboten — der Herzog hat mir Einiges davon mitgetheilt.

Ich erwähne, wie Bismarck sein Bedauern aussprach, daß seine Politik „bisher" den Wünschen des Herzogs nicht habe entsprechen können — wie ich den Herzog darauf aufmerksam gemacht habe und der Herzog selbst zugeben mußte, daß in diesem bisher etwas liege.

Aber der Herzog achtete auf solche Winke nicht, weil er eben glaubte, Preußen werde zuletzt um seine Gunst werben und sich ihm auf seine Bedingungen anschließen müssen — ja froh sein müssen, von ihm in Gnaden angenommen zu werden. — Er hat mir das selbst ausdrücklich gesagt (citire seine Worte). — Er war seiner Sache so gewiß auf diesem Wege, daß er gar nicht in das Land gehen wollte — er glaubte, die Mittelstaaten und der Bundestag würden die Sache ohne Weiteres machen, Preußen erst rathlos zusehen und sich dann unterwerfen. Er erwartete, daß eine Kommission des Bundestages nach Gotha kommen und ihn auffordern würde die Regierung in den Herzogthümern zu übernehmen.

Meyer: Ich weiß, Sie haben ihn nach Kiel gebracht; — das war damals sehr wichtig; — obgleich man hier wüthend darüber war.

Ich: Edelsheim und ich!

Meyer: War nicht Roggenbach dabei betheiligt?

Ich: Edelsheim von Roggenbach instruirt natürlich.

Ich erzählte dann, wie selbst noch in Kiel Samwer in die Weite des Unbestimmten auswich, als schon selbst dem blödesten Auge sichtbar war, daß die Entscheidung unbedingt in der Hand Preußens lag. Nach meiner Meinung mußte der Herzog nicht blos Preußens Forderungen annehmen ohne Einreden und Schwierigkeiten — das war nicht genug —: er mußte sie auch in Wien vertreten und dort auf ihre Annahme bringen.

Meyer: Das hat er auch gethan, nur leider viel zu spät, wie Alles, was er thut! —

18. Februar. Zu Max Duncker. Den interessirt mein Gespräch mit dem Legationsrath Meyer, die Sinnes-Aenderung dieses Mannes in hohem Grade; von einer Sinnes-Aenderung des Kronprinzen aber, wie sie Rheinbaben ankündigt, ist er Nichts gewahr geworden. Wir besprechen die Chancen eines Krieges mit Oesterreich; Max Duncker wünscht ihn auf das Lebhafteste, so daß es ihm beinah

nicht recht wäre, wenn wir unseren Willen in den Elbherzogthümern durchsetzten, ohne daß es darüber zum Kriege käme.

Er sagt: der eigentliche Grund, warum man die Sache nicht schon in Gastein zum Bruch trieb und sich mit einem halben Abkommen begnügte, lag darin, daß die Italiener erklärten, sie seien noch nicht bereit und könnten nicht vor dem Frühjahr losschlagen. — Die Königin-Wittwe hat keinerlei Einfluß auf die dortigen Ereignisse geübt. — Und jetzt sagt der italienische Gesandte Barral hier in Berlin einem Jeden, der es hören will, daß Italien unbedingt mit Preußen geht, wenn nicht etwa Oesterreich das Venetianische freiwillig und ohne Kampf abtritt, — was hoffentlich nicht geschehen wird.

Die Chancen sind günstig für uns, denn zu einer Ausgleichung mit Ungarn wird es voraussichtlich für jetzt nicht kommen. Franz Joseph ist auf die Pläne der conservativen Partei eingegangen, weil er glaubte, die Ungarn würden zufrieden sein, wenn er ihnen ihre alte Verfassung wiedergebe, wie sie vor 1848 war, und es knüpfte sich daran die Vorstellung, daß er dann auch die anderen Theile des Reichs so werde regieren können wie vor 1848. Diese Hoffnung ist jedenfalls durch das Auftreten der Ungarn beseitigt. — Die Oesterreichische Armee ist nicht in der besten Verfassung, und ein großer Theil derselben muß gegen Italien, ja selbst wenn sie dort nicht angegriffen würde, zur Behauptung des Venetianischen verwendet werden — wir werden ihnen also in jeder Beziehung überlegen sein.

Wir müssen aber auch einen günstigen Erfolg erkämpfen, wir dürfen keinen Echec leiden, denn ein Mißgeschick unserer Waffen würde auch im Innern die unglücklichsten Folgen herbeiführen; wir verfallen dann „in den Urbrei". — Die Zersetzung im Innern wird dann vollständig. — Der Erfolg ist auch insofern entscheidend für das Schicksal Preußens, daß er für die persönliche Stellung des Kronprinzen entscheidend sein wird. — Erleiden wir ein Mißgeschick, dann wird der Kronprinz bestärkt in seinen Ideen, daß man die Regierung in die Hände der Fortschrittspartei legen müsse. — Solche Gedanken tauchen dann wieder

auf bei ihm — und mit dem Kronprinzen kommt dann „die Coburger Politik" an das Regiment. Für jetzt iſt der König vollkommen ruhig ſowohl in Beziehung auf die Angelegenheiten im Innern, als in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. So hat ihn der Fürſt Hohenzollern gefunden und verlaſſen. —

Reſt des Abends in meinem Zimmer. Betrachtungen. Iſt es immerhin auch ſehr mißlich, daß die Partie um einen ſo hohen Einſatz geſpielt werden muß, ſo darf uns dieſe Betrachtung doch nicht veranlaſſen dem Kampf auszuweichen, wie die Sachen jetzt liegen; — ſie muß uns auffordern die alleräußerſten Anſtrengungen zu machen.

22. Februar. Archiv. Wie ich von dort nach Haus komme, ſagt mir der Portier, daß die Kammer (das Abgeordnetenhaus) auf morgen vertagt iſt und morgen aufgelöſt wird. — Ein ſehr überraſchendes Ereigniß, wie ein Blitz aus heiterem Himmel; jeder einigermaßen Unterrichtete ſah voraus, daß es dahin kommen mußte — aber Niemand hat erwartet, daß es in dieſem Augenblick, jetzt ſchon, — vor der Berathung des Budgets erfolgen würde; das iſt überraſchend.

Geſteigerte Spannung gegen Oeſterreich bis zum Beginn der preußiſchen Rüſtungen.

24. Februar. Zeitungen. Cuſa, der Fürſt der durch ihn vereinigten Donaufürſtenthümer Moldau und Wallachei, iſt durch eine Verſchwörung in einfachſter Art von der Welt und ohne jede Beimiſchung von Tragödie beſeitigt worden! — Es iſt, als ob Casperle König geweſen und abgeſetzt worden wäre! Wie die Ereigniſſe ſich drängen! — Dieſes freilich kann uns ganz willkommen ſein; wird Oeſterreich auf einer anderen Seite in Anſpruch genommen und die Weſtmächte auch, um deſto weniger kann und wird es Oeſterreich auf einen Bruch mit uns und Italien ankommen laſſen. — Alſo, entſchiedener als jemals müſſen wir jetzt auf unſer Ziel losſchreiten! — Das iſt auch die Meinung Camphauſens, der mir einen Beſuch machte.

Er theilte mir auch die allerneueste telegraphische Depesche mit, der zufolge die Rumänen bereits den Grafen von Flandern zu ihrem Fürsten gewählt haben. Daß man in Gastein blos deshalb transigirt habe, weil die Italiener nicht fertig gewesen seien, will er nicht gelten lassen. Usedom, den er in Luzern getroffen hat, hat ihm gesagt, die Italiener seien in der That bereit gewesen auch ihrerseits anzugreifen, und tadelt, daß man es nicht schon im Herbst zum Bruch getrieben hat. Das müsse andere Gründe gehabt haben.

Theodor Bethmann-Hollweg besucht. Er ist abweichend von seinem Vater für Annexion. Er war im Frühjahr 1864 nach Kiel gegangen und hatte seine Dienste angeboten, oder vielmehr schon im Winter. Da legte der Herzog im Beisein von Samwer und Francke das Geständniß ab, daß er bis dahin einen falschen Weg verfolgt habe; er sehe ein, daß er sich Preußen anschließen müsse, daß ihm die Verbindung mit den Mittelstaaten Nichts helfen, sondern nur schaden könne. Er forderte Bethmann-Hollweg auf nach Berlin zu gehen und womöglich eine Annäherung zu vermitteln, und dabei wurden dann die Concessionen besprochen, die der Herzog machen wolle und müsse. Aus diesen damaligen Anerbietungen des Herzogs, die Bethmann-Hollweg in Berlin überbrachte, sind die preußischen Februar-Forderungen hervorgegangen. Als dem Herzog nun aber seine eigenen Bedingungen förmlich gestellt wurden, gab er nur ausweichende Antworten. Seitdem steht Bethmann-Hollweg nicht mehr in Verbindung mit dem Herzog.

26. Februar. Frühstück bei Josty. — Treffe dort Jasmund, den Adjutanten des Kronprinzen. Aus seinen Reden kann ich entnehmen, wie man sich jetzt im Kreise des Kronprinzen die Dinge denkt, und wie man da die eignen Besorgnisse begründet.

Man glaubt da, Oesterreich werde den Italienern freiwillig Venetien abtreten und um diesen Preis die Neutralität Italiens und ein Bündniß mit Napoleon gegen Preußen kaufen! —

Abend mit General Brandt in den Montags-Club. Ziemlich zahlreiche Gesellschaft. Brandt, ich selbst und zwei Herren, die ich hier kennen lerne: der General-Superintendent, Hofprediger und einstige geistliche Berather Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm Hoff-

mann und ein Gymnasial-Professor Lagarde, der mir als bedeutendster Ebräer Deutschlands vorgestellt wird. Es giebt ein vielseitiges, belehrendes Gespräch.

Hoffmann, ein Schwabe, auf dem Seminar zu Kloster-Schönthal bei Heilbronn und der Universität Tübingen erzogen, überrascht mich durch die Vielseitigkeit seiner Gelehrsamkeit — und verleugnet keineswegs die historischen Anschauungen des Christenthums, wie die Tübinger Schule sie pflegt.*)

Da von dem Osten Europa's die Rede war, äußerte Lagarde, es gäbe nur eine mögliche Lösung der polnischen Frage, das sei die Germanisirung Polens. — Ein Gedanke, der im ersten Augenblick etwas Befremdendes hat, — aber man muß doch bald zugeben, daß etwas Wahres darin liegt. Wie Ruhe werden soll in diesem Theil Europa's, ist sonst nicht abzusehen. — Polen führte auf die Juden, die Lagarde — leider treffend genug — das Verwesungs-Element in der modernen Gesellschaft nannte. Was soll mit denen werden? — Beide, Hoffmann und Lagarde, sprachen sich gegen die Gleichstellung der Juden mit den Christen aus und zwar aus dem Grunde, der auch mich stets gegen diese Mode-Humanität stimmen heißt: weil der jüdische Staat ein theokratischer war, Religion und Staatsrecht bei ihnen so innig mit einander verwebt, daß ein Jude, dem es irgend Ernst ist um seinen Glauben, nur Mitglied eines jüdischen Staats sein kann — in einem anderen nur als Fremder leben kann. Hoffmann führte noch an, daß die mosaische Religion weniger als jede andere eine kosmopolitische ist — mehr als jede andere die Religion eines besonderen Stammes, der sich gegen die Welt abschließt.

*) Es darf erwähnt werden, daß der seiner Versatilität wegen bekannte G.-S. Hoffmann (ein Bruder des bekannten Christoph H., der als Führer der nach Jerusalem und Jaffa ausgewanderten schwäbischen Separatisten und als Begründer der dortigen deutschen Tempelgemeinde eine Rolle gespielt hat) zu den Häuptern der strengsten Orthodoxie und der von dieser zur Zeit Friedrich Wilhelms IV. getriebenen Kirchenpolitik gehört und durch seine zur Conflictszeit gehaltenen, später veröffentlichten Predigten über „Obrigkeit und Unterthanen" (Berlin bei Wiegandt und Grieben 1863) vergebliche Versuche zur Wiedereroberung seines früheren Einflusses angestellt hatte. — Seine Laufbahn hatte H. durch eine 1836 in Stuttgart bei Balz erschienene geharnischte Streitschrift gegen D. F. Strauß's „Leben Jesu" eröffnet.

Man kann nicht Jude werden: man muß aus Abrahams Stamm entsprossen sein — für andere ist keine Aufnahme in diesen Glauben.

Lagarde sprach es als eine Erfahrung aus, die jeder Gymnasial-Lehrer mache, daß die Judenknaben zwar sehr gescheidt sind, daß ihr Verstand aber gewissermaßen mit Secunda aufhört.

Vom Homer begreifen sie eben nie etwas! — Sie sind ein prosaisches Geschlecht.

Das Gespräch umfaßte viel Verwandtes. Lagarde erklärte uns sehr anschaulich, wie die Keilschrift ganz natürlich aus dem Gebrauch von Kerbhölzern hervorgegangen ist. — Des Talmuds wurde erwähnt; die Herren sagten, daß in dieser Sammlung große Schätze für die Kenntniß der Geschichte verborgen liegen — wie in den cabbalistischen Schriften der Juden ein großes mathematisches Material, aber Beides so verborgen unter einem unübersehbaren Wust von mystischem, abstrusem Zeug, daß die Schätze sehr schwer zu heben sind. —

27. Februar. Eugen Bernhardi vom Elisabeth-Regiment sagt mir heute, daß ganz in der Stille allerhand militärische Vorbereitungen getroffen werden und zwar solche, die allerdings auf Ernst deuten. So werden namentlich große Munitions-Vorräthe angefertigt.

Die allgemeine Spannung ist sehr groß. Sie ist auch in jedem Salon fühlbar. Man sieht den Ereignissen in großer Aufregung entgegen, aber das gegenwärtige Ministerium weiß seine Geheimnisse besser zu bewahren als weiland Manteuffel oder Auerswald, und es weiß in der That Niemand etwas.

1. März. Zeitungen. Das Benehmen des österreichischen Gouverneurs in Holstein, Feldmarschall-Lieutenant Gablenz, ist geradezu provocirend, so daß man um einen Vorwand zu Händeln gar nicht verlegen sein darf, wenn man Händel haben will. Ja er thut Dinge, die man eigentlich gar nicht so hingehen lassen kann, Dinge, die er gar nicht thun darf, ohne die Zustimmung des Condominus. Dahin gehört die Einberufung der holsteinischen Notabeln zur Berathung des Budgets.

2. März. Abend bei Moltke in ziemlich zahlreicher Gesellschaft. Es war im Kreise von jüngeren Offizieren von dem dänischen Kriege die Rede — von Garibaldi's Aufenthalt in England — und von dem

Beſuch, den der Prinz von Wales dieſem gefeierten Mann zum großen Mißfallen ſeiner Frau Mama gemacht hat.

Ein etwas gelbſchnäbeliger Lieutenant wollte auch eine Meinung haben und citirte, ich weiß nicht wen — eine Kreuzzeitungs-Autorität — der hat luminös geſagt: der Schritt, den der Prinz in dieſe Kloake gethan hat, ſei der erſte Schritt auf das Schaffot. — Da konnte ich die Bemerkung nicht zurückhalten: das muß Jemand geſagt haben, der von England und den dortigen Zuſtänden gar Nichts weiß, der keine Ahnung davon hat; die Sache war vollkommen harmlos. Uebrigens ſah ſie auch nicht nach der Kloake aus; die ganze glänzende und mächtige Ariſtokratie Englands lag Garibaldi zu Füßen.

3. März. Der Kronprinz hatte mich zu ſich beſchieden. Pünktlich um 1/24 bei ihm, den ich wie gewöhnlich in ſeinem Cabinet finde. Das anderthalbſtündige Geſpräch macht mir einen ſehr unbefriedigenden, beinah unheimlichen Eindruck.

Er fragte zunächſt, was ich ihm von der Stimmung zu berichten wiſſe, die im Lande herrſcht.

Ich: Im Lande herrſcht allerdings eine ſehr große Aufregung, aber ich halte ſie nicht für gefährlich, wie die Sachen ſtehen. Revolutionäre Erſchütterungen ſind gewiß nicht zu beſorgen; dazu wird ſich die Aufregung wenigſtens aus ſich ſelbſt und ohne Anſtoß von Außen gewiß nicht erheben. — Freilich, wenn eine europäiſche Kriſis eintreten ſollte, wie wir ſie z. B. bei Napoleons Tod erwarten müſſen, wo ohne Zweifel wieder ein revolutionärer Sturm durch ganz Europa wehen wird, wenn ein ſolcher Anſtoß von Außen gegeben würde, dann könnte die Sache bedenklich werden. — Aber wie geſagt nur dann. (NB. Ich ſah dem Kronprinzen deutlich an, daß er das auch ſonſt ſchon gehört hatte, und im Weſentlichen auch ſonſt glaubte.)

Natürlich kann und darf das gegenwärtige Regierungsſyſtem im Innern nicht für immer fortgeſetzt werden; man wird früher oder ſpäter wieder einlenken müſſen — und je länger es hinausgeſchoben wird, deſto ſchwieriger wird das Einlenken — deſto gefährlicher kann es unter Umſtänden werden. Ich bin überzeugt, es darf nicht durch ein liberales, oder überhaupt durch ein parlamentariſches Miniſterium geſchehen; das würde nach der Art und Weiſe, wie die Herren ſich

sämmtlich ihrer Partei gegenüber verpflichtet haben, nothwendiger Weise viel zu weit gehen müssen. Die Herren haben sich namentlich verpflichtet, uns die Armee zu Grunde zu richten — und das kann unmöglich gestattet werden. — Ein reines Beamten-Ministerium muß es sein, das einlenkt — zusammengesetzt aus tüchtigen Beamten, die gar keine politische Vergangenheit haben, die durch ihre Antecedentien in keiner Weise mit den politischen Parteien compromittirt sind.

Und dann! soll das Einlenken nicht mit großer Gefahr verbunden sein, so kann es nur nach einem entschiedenen und bedeutenden Erfolg in der äußeren Politik erfolgen! —

Auf diese Bemerkung antwortet der Kronprinz mit der leidenschaftlich aufgeworfenen Frage: „Ja! warum treibt man die Dinge so auf die Spitze!" — und spricht, als habe Bismarck die Dinge in diese kritische Lage gebracht — als treibe er, selbst durch den Conflict im Innern getrieben, in einer Art von Rathlosigkeit — auf die Annexion, auf einen Bruch mit Oesterreich hin — blos in der unbestimmten Idee, sich durch ein gewagtes Spiel, durch eine gesteigerte Verwirrung zu behaupten.

Ich bin weit entfernt Bismarcks Politik in jeder Beziehung zu billigen. Ich vertheidige sie nicht in jeder Hinsicht — aber solche Rückblicke sind unfruchtbar, das müssen wir uns gestehen, auch wenn wir es beklagen — es fördert uns in der Gegenwart nicht, uns zu sagen, wie Alles besser hätte gemacht werden können. Der Mensch vermag nun einmal Nichts über die Vergangenheit. Im Leben überhaupt und besonders in der Politik ist die Aufgabe immerdar, die Vergangenheit als etwas Gegebenes anzunehmen und gelten zu lassen — und die Dinge immer da wieder aufzunehmen, wo sie im Augenblick wirklich liegen.

Der Kronprinz giebt das zu, fährt aber doch in seiner Weise fort — erzählt — und stellt geradezu die Behauptung auf, Bismarck sei in seiner Politik von Anfang an lediglich durch Haß gegen das Haus Augustenburg und die liberale Partei, die sich dieses Hauses annehmen wollte, bestimmt worden. Es ist etwas Wahres daran, daß er ungern auf die Sache einging, weil sie die Sache der liberalen Partei war, aber es ist ebenso wahr,

daß er dann ſpäter bereit war auf gewiſſe Bedingungen mit dem Haus Auguſtenburg abzuſchließen. Der Kronprinz ſprach auf der andern Seite in der Vorausſetzung, daß der Herzog in ſeinem Verfahren immer correct geweſen ſei und immer bereit, Preußen alle billigen Vortheile einzuräumen. Ich erzählte daraufhin umſtändlich eine ganze Reihe von Verhandlungen, aus denen hervorging, daß das doch keineswegs der Fall geweſen ſei. Der Kronprinz hörte ſehr aufmerkſam zu, dieſe Einzelheiten intereſſirten ihn ſehr, namentlich in Beziehung auf die bairiſche Politik, der er alles mögliche Böſe zutraut — über den eigentlichen Inhalt meiner Erzählung aber hörte er hinweg! — Seine Anſicht der Auguſtenburgiſchen Politik wurde dadurch nicht im Mindeſten berührt. Es war ganz vergebens, daß ich noch hinzufügte — mit der ſchonenden Einleitung, die mir Max Duncker auf die Seele gebunden hatte — der Herzog ſei auch in die Rechnungsfehler verfallen, die edlen Naturen nahe liegen; er habe zu ſehr auf die Begeiſterung des deutſchen Volkes gerechnet, ſo daß er kaum einer anderen Stütze zu bedürfen glaubte. — Der Kronprinz wurde nicht aufmerkſam. Er kam wiederholt auf das „treue preußiſche Herz" des Auguſtenburgers zurück und darauf, daß er auf Alles eingegangen wäre, was Preußen verlangen kann — „aber freilich, wenn man Forderungen macht, ausdrücklich in der Abſicht, daß ſie nicht angenommen werden ſollen" — der Kronprinz brach ab und ſah vor ſich hin.

(NB. Das iſt allerdings geſchehen, aber erſt in ganz letzter Zeit, als man jede Hoffnung aufgeben mußte ſich mit dem Auguſtenburger verſtändigen zu können.)

Kronprinz: Bismarck hat ſich des Königs ganz zu bemächtigen gewußt; „wie er das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es iſt ſo; der König ſieht jetzt Alles nur durch die Bismarck'ſche Brille." — Und ſo ſteuern wir auf die Annexion los — „und wir werden auch annectiren, denn der König will es!" — Manteuffel hat mir vor ſeiner Abreiſe geſagt: „Die Annexion muß ſtattfinden, denn die Armee und das Volk will ſie."

Ich: Obgleich General Manteuffel das ſagt, ſo iſt doch etwas Wahres daran. Die Stimmung in den Provinzen iſt allerdings ſehr entſchieden für die Annexion.

Kronprinz: Wirklich?

Ich: Ja, E. K. H. — Was mich am meisten überrascht hat, ist, daß die Rheinländer sehr entschieden die Annexion fordern. Im Allgemeinen ist die Stimmung im Lande von der Art, daß man es geradezu als eine Niederlage Preußens empfinden und sehr mißmuthig und verstimmt sein würde, wenn es nicht zur Annexion käme. — E. K. H. erlauben mir ganz frei zu sprechen — ich bin Ihnen als getreuer Unterthan die ganze, volle Wahrheit schuldig —: die Stimmung im Lande ist von der Art — außerhalb des kleinen Kreises, dem E. K. H. ganz vertrauen können, darf es nicht bekannt werden, daß der Kronprinz von Preußen gegen die Annexion ist.

Kronprinz: „O! das ist mir ganz einerlei! — Das weiß man seit lange! — Man hat mir schon sehr viele unangenehme Dinge gesagt, aber daraus mache ich mir gar Nichts; und wenn sie auch irgend etwas ganz Eclatantes gegen mich thun!" —

Er fuhr fort gegen die Annexion zu sprechen und gab zu verstehen, daß dadurch die deutsche Frage verdorben werde. — Hier hätte das Muster aufgestellt werden müssen, wie das Verhältniß zwischen den Einzelstaaten und Preußen als der leitenden Macht zu regeln sei; — die Mittelstaaten wüßten auch recht gut, daß hier das Beispiel gegeben werden könnte „wie sie alle beschnitten werden sollen!" — (der Prinz machte dabei mit den Fingern die Bewegungen einer Scheere, die von oben herab etwas beschneidet) — darum, damit das nicht geschieht, damit ein solches Beispiel nicht gegeben wird, wollen die Mittelstaaten, daß Preußen die Elbherzogthümer annectirt! — Der Kronprinz sprach dann auch von den Chancen des Krieges, die ich nicht ungünstig finden konnte. Die Oesterreicher sind nicht in der besten Verfassung — Rußland mischt sich nicht in die Sache, am wenigsten zu Gunsten Oesterreichs — für dieses ist es schlimm, daß Italien natürlich nicht ruhig bleibt — und Frankreich bleibt neutral, denn unmöglich kann Napoleon für Oesterreich gegen Italien das Schwert ziehen und zwar, um Oesterreich im Besitz von Venetien zu erhalten.

Kronprinz: „Nun gut! — Also Frankreich bleibt neutral! — Aber nach den ersten Kämpfen wird Napoleon seine Vermittelung an-

bieten, — man wird ſie ablehnen — er wird ſie aber von neuem anbieten — und immer wieder, zuletzt gebieteriſch — vielleicht den Frieden diktiren, wie er ihn haben will, und jedenfalls ſagen: ‚ihr ſollt die Herzogthümer haben, aber gebt mir Belgien.‘“ — Der Kronprinz fügte noch hinzu, Napoleon werde ſeine Vermittelung gebieteriſch anbieten, und wenn dann von den Bedingungen des Friedens die Rede wäre, wenn zur Sprache käme, daß die deutſchen Verhältniſſe, die natürlich nicht die bisherigen bleiben könnten, neu geſtaltet werden ſollen, dann werde Napoleon mit ſeinen Forderungen hervortreten.

Mir wurde aus dieſen Worten klar, daß in den letzten Miniſter-Berathungen nicht blos von den Elbherzogthümern die Rede geweſen iſt, ſondern von viel weiter gehenden Plänen. Bismarck will nicht blos die Herzogthümer, er will viel mehr, ſeine Pläne gehen viel weiter: — er will den deutſchen Bund umgeſtalten, oder vielmehr umſtürzen und an ſeiner Stelle einen neuen bilden, in dem Preußen unbedingt die herrſchende Macht wäre. — Nun iſt mir auch klar, warum er den Krieg will. Denn er will den Krieg; wenn Oeſterreich nachgäbe und wir bekämen die Elbherzogthümer — es käme aber, wie natürlich, nicht zum Krieg, das wäre ihm gar nicht recht! Denn jene weiteren Pläne laſſen ſich nicht ausführen, die Oberherrſchaft in Deutſchland läßt ſich nicht gewinnen ohne Krieg. Das ſieht natürlich Bismarck, wie es eben Jeder ſehen muß.

Ich gab zu, daß Napoleons Verlangen nach Belgien nicht zweifelhaft ſein könne, und daß ſogar möglicher Weiſe ſchon ſeit längerer Zeit ein Theilungs-Traktat insgeheim mit Holland verabredet iſt.

Da war die Diner-Stunde herangekommen, der Wagen des Kronprinzen wurde gemeldet — und er entließ mich mit den Worten: in den nächſten acht Tagen werde wohl viel Wichtiges geſchehen, dann wolle er wieder mit mir ſprechen.

4. März. Wie es kommt, daß die Familie Kneſebeck gar keine Papiere von dem verſtorbenen Feldmarſchall in Händen hat, erklärt mir General Gersdorff, der mich beſucht. Unmittelbar nach dem Tode des Feldmarſchalls erſchien ein königlicher Flügel-Adjutant in Carwe und verlangte jene Papiere — Kneſebeck, der Sohn, wollte ſie nicht heraus-

geben, machte Einwendungen, sagte, er habe sie noch nicht gesondert — wisse nicht, was Familien-Papiere seien, was sich auf öffentliche Angelegenheiten beziehe u. s. w. Da zog der Flügel-Adjutant einen eventuellen Verhaft-Befehl hervor, für den Fall, daß die Papiere verweigert würden! — Dagegen wußte man Nichts einzuwenden und die Papiere wurden ohne Unterschied abgeliefert. Dem verstorbenen König lag wohl vor Allem daran seiner eignen Correspondenz mit dem Feldmarschall wieder habhaft zu werden.

6. März. Abends bei Max Duncker, mit ihm allein. Er macht die Bemerkung, daß Bismarck sich selbst die Ausführung seiner Pläne erschwert, weil er die Dinge immer „wider den Strich" machen will. So die schleswig-holsteinische Sache nicht mit Hülfe des Liberalismus, sondern in gerade entgegengesetzter Richtung, indem er diese mächtige Hülfe von sich stieß — und nun auch wieder die Annexion, ohne daß er das Mindeste thäte, die Stimmung in den Elbherzogthümern günstig für Preußen zu wenden — sondern im Gegentheil, indem er dieser Gesinnung trotzt und sie herausfordert.

Sein eigentliches Ziel, zu dem er gelangen möchte, ist eine Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und Frankreich zu Stande zu bringen. Wie weit er damit gediehen ist, können wir natürlich nicht wissen.

9. März. Zeitungen: Bismarcks Brief an den Grafen Reventlow, sehr merkwürdig. Zum ersten Mal wird darin förmlich und officiell ausgesprochen, daß die Annexion das Ziel der preußischen Politik ist. Das heißt allerdings die Sache immer mehr und mehr auf die Spitze stellen, Oesterreich und die Entscheidung herausfordern.

Bei Stehely den Generalmajor Alvensleben getroffen. Wir sprachen von der voraussichtlichen Antheilnahme Italiens am Kriege.

Alvensleben: Das wird allerdings geschehen, obgleich ich das nicht wünsche. Aber dazu brauchen wir kein Bündniß mit Italien. Das kann so nebeneinander hergehen. (NB. Das ist die Ansicht der streng conservativen Partei, die keinerlei Gemeinschaft mit dem revolutionären Italien haben möchte und das Zusammengehen mit Italien als eine Art von Schmach empfindet.)

12. März. Einladung zu einem rout bei Bismarck.

14. März. Zum Generalſtab; treffe dort den Major Verdy du Vernois, der jetzt Chef der hiſtoriſchen Abtheilung iſt. Er ging bald zu literariſchen Plänen über, mit denen General Moltke und er ſelbſt ſich beſchäftigen. Eine militäriſche Zeitſchrift, die der preußiſchen Armee würdig wäre, herauszugeben, wird als wünſchenswerth anerkannt, bleibt aber unmöglich, da die beiden wichtigen protegirten Perſonnagen im Wege ſtehen: der ehemalige Schauſpieler Louis Schneider und der bankrotte Lieutenant Courbière.

Dagegen will der Generalſtab aus den reichen Schätzen der Archive eine vollſtändige Geſchichte der Feldzüge 1812—15 zuſammenſtellen. Man fühlt aber die Nothwendigkeit den officiellen Charakter eines ſolchen Werks zu beſeitigen, um in der Darſtellung den Grad von Freiheit zu erlangen, der ſie allein wahrhaft und werthvoll machen kann. — Auch der augenblicklichen politiſchen Lage wurde erwähnt. Verdy glaubt, daß ſich die Kriſis noch mehrere Monate hinziehen wird. —

Abend rout bei Bismarck; ich traf ihn im erſten Salon, mit unzähligen Orden behangen und befleißigt ſeine eintretenden Gäſte zu begrüßen.

Längere Geſpräche mit dem Königs-Meyer, dem Staats-Sekretär Müller — mit Mohrenheim — mit dem Staatsrath Grimm — mit Abeken, der ſich mir als Bräutigam vorſtellte. Auch mit Lord Auguſtus Loftus, der mir freundſchaftliche Vorwürfe macht, daß ich ihn noch nicht beſucht habe. — Dann folgte ein Geſpräch sotto voce. Er fragte, ob es wirklich Ernſt iſt mit den kriegeriſchen Anſtalten und Drohungen.

Ich: Er ſoll ſich ja nicht täuſchen und nur ja glauben, daß es voller unbedingter Ernſt damit iſt, hier in Berlin; man iſt feſt entſchloſſen, „soyez sûr qu'on ne fléchira pas!“ — Die Entſcheidung liegt ſomit in Wien; giebt man dort nicht unbedingt und ohne zu markten nach, ſo kommt es zum Kriege.

Lord Auguſtus: Vous n'êtes plus en rélation avec le prince d'Augustenbourg?

Ich: Non!

Lord Auguſtus. Et pourquoi pas?

Ich: Parceque mon avis n'a pas été adopté. Quand je l'ai vu faire fausse route, quand je l'ai vu s'obstiner à suivre un chemin, qui devait nécessairement conduire à sa perte, je n'ai pas voulu être compté au nombre de ceux, qui le conseillaient et je me suis retiré.

Lord Auguſtus: „Hm! Hm!"

15. März. Zeitungen. Gewaltſame Verfügungen in Schleswig; Zuchthausſtrafe auf Auguſtenburgiſche Umtriebe geſetzt! — Das Alles ohne den Condominus zu fragen! — Das heißt Oeſterreich provociren with a vengeance! Ob das aber der Bevölkerung der Herzogthümer gegenüber klug iſt — ob man dadurch viel Sympathien gewinnen wird, das iſt eine andere Frage! Die Bismarck'ſche Paſſion, die Dinge „wider den Strich" durchzuſetzen, macht ſich hier wieder einmal geltend.

22. März. Aus der Zeitung erfahre ich, daß der italieniſche General Govone hier iſt, angeblich, um ſich unſere Caſernenbauten anzuſehen. Das wird den Oeſterreichern wohl nicht ſonderlich gefallen.

23. März. Max Duncker war bei mir. Er erzählt mir: der bekannte Schriftſteller v. Treitſchke iſt aus dem ſüdlichen Deutſchland auf einige Zeit hergekommen. Er iſt über Dresden — ſeine eigentliche Heimath — hergereiſt und berichtet, daß die ſächſiſchen Offiziere ſich ungemein kriegsluſtig zeigen — ſehr erfreut durch die Ausſicht auf einen Kampf mit Preußen. — Sie ſingen ſchon wieder: „die Preußen haben uns Land geſtohlen, wir wollen es aber ſchon wieder holen."

Einen Operationsplan, den ich lange im Kopf fertig habe und Moltke mittheilen will, wozu mich namentlich Max Duncker auffordert — begann ich heute endlich ſchriftlich auszuarbeiten.

Bismarck iſt plötzlich erkrankt. — Es ſoll, wie behauptet wird, etwas geſchehen ſein, was einen ihm unerwünſchten Umſchwung in der Politik herbeigeführt hat. Er ſoll eine Scene mit dem König gehabt haben. Man ſpricht von einem eigenhändigen Brief des Kaiſers Franz Joſeph an dieſen letzteren. Andere ſagen, das Militär-Cabinet, das in dem Ruf ſteht für Oeſterreich zu ſchwärmen, habe Bismarck einen Streich geſpielt.

Abend bei Brünneck. Die Garde-Cavallerie hat Befehl ſich in ſolcher Bereitſchaft zu halten, daß ſie in kürzeſter Friſt ausrücken kann.

28. März. Offenbar will Bismarck das Odium des Friedensbruchs den Oeſterreichern zuſchieben und zögert deshalb mit energiſchen Schritten. Mir will das nicht recht gefallen; denn es iſt auf ſolche diplomatiſche Wendungen, ſelbſt wenn ſie vollſtändig gelingen ſollten, kein ſo großer Werth zu legen, wie Bismarck nach ſeinen zaudernden Schritten und nach ſeinen Zeitungs-Artikeln darauf zu legen ſcheint — ja, unter den obwaltenden Umſtänden in Wahrheit gar keiner.

Wenn es auch gelingt es dahin zu bringen, daß Oeſterreich den Frieden bricht und zum Angriff ſchreitet, damit iſt gar Nichts gewonnen, es hilft uns zu gar Nichts; alle Stimmen, die Oeſterreich in ganz Deutſchland bezahlt — und alle nicht bezahlten freiwilligen Feinde Preußens werden darum nicht minder laut und einſtimmig ſchreien, Oeſterreich greife nur gezwungen zum Schwert, Preußen ſei dennoch der eigentliche, eigennützige, gewaltthätige Störenfried, der eigentlich angreifende Theil.

Und andererſeits gewinnt Oeſterreich durch dieſe diplomatiſchen Zaudereien Zeit ſeine Rüſtungen zu vollenden. Der unzweifelhafte militäriſche Nachtheil, den dieſes Zaudern herbeiführt, überwiegt bei Weitem den ſehr zweifelhaften und ſelbſt im beſten Fall ſehr geringen politiſchen oder diplomatiſchen Gewinn, der dabei in Ausſicht ſteht.

Wie die Sachen einmal liegen, kann uns nur das entſchloſſenſte Handeln vorwärts helfen, und Neben-Rückſichten von ſo ſchwächlicher Natur dürfen gar nicht in Betracht kommen.

An dem Operationsplan gearbeitet.

29. März. Unterſtaatsſekretär Müller bei mir — in großer Aufregung. Er iſt nun überzeugt, daß es zum Kriege kommt — und es wird ihm bange vor den möglichen Ereigniſſen und Folgen.

Abend bei Max Duncker, mit ihm allein; die augenblickliche Lage beſprochen. Er beklagt, daß Bismarck ziemlich unnützer Weiſe in dem Augenblick, wo er Preußen in einen ernſten Krieg führen will, das ganze Land durch allerhand brutale Maßregeln gegen ſich und gegen die Regierung empört hat. Die Erbitterung im Lande iſt ſehr

groß. Was Bismarck mit Rußland und besonders mit Frankreich verhandelt und verabredet hat, das wissen wir nicht, das weiß auch der Kronprinz nicht — es weiß es eben Niemand als Bismarck und ein paar Vertraute — denn das Geheimniß wird ganz vortrefflich bewahrt diesmal — besser als je zuvor in Preußen. — Aber, sagt Max Duncker, die vollkommene Ruhe des Königs bürgt dafür, daß in den Beziehungen zu den außerdeutschen Mächten Alles gut steht.

Max Duncker hatte im vergangenen Jahr am 8. März ein merkwürdiges, eingehendes Gespräch mit Bismarck, zu dem ein Auftrag des Kronprinzen ihn geführt hatte. Nachdem dieser erledigt war, brachte Bismarck selbst die allgemeine Politik, Schleswig-Holstein auf das Tapet und bezeichnete die Annexion als die einzige vernünftige Lösung der Frage.

Max Duncker machte auf die Schwierigkeiten dieser Lösung aufmerksam und sprach zunächst von denen, die von Frankreich ausgehen könnten. Bismarck erwiderte: er könne dem dadurch begegnen, daß er in den Tuilerien geltend macht, daß die Sache eben durchgeführt werden müsse, und wenn er sie nicht mit Frankreich machen könne, dann müsse er sie eben mit Oesterreich machen.

Max Duncker ging alle verschiedenen Combinationen von Schwierigkeiten durch, die sich ergeben können, und kam zuletzt auf den Fall, daß Niemand für die Annexion gewonnen werden kann, daß Alles sich dagegen erklärt. — Bismarck wußte immer Rath und sagte in Beziehung auf den letzten Fall: dann bleibt Nichts übrig, „dann muß die Nationalitäten-Frage in dem größten Maßstab aufgenommen werden." Max Duncker erwiderte, das wäre allerdings ein Ausweg, „aber das glaubt Ihnen Niemand!" worauf Bismarck meinte, das könne freilich sein: „Aber wenn es mir Niemand glaubt, dann trete ich zurück, und ein Anderer macht die Sache; einer von Ihrer Couleur!" (NB. Ich gestehe, dieses Gespräch hat mir eine größere Vorstellung von Bismarck gegeben, als ich bisher hatte; ich hatte ihm nicht diesen Grad von Objektivität zugetraut, nicht die Fähigkeit bei solchem persönlichen Ehrgeiz alle persönlichen Rücksichten in solcher Weise aufzuopfern.) Der Kronprinz scheint

resignirt; er scheint sich darein ergeben zu haben, daß der Gang der Dinge nun einmal nicht anders zu wenden ist.

Wie ich heimkehre, sagt der Portier, daß soeben die Mobilmachung verfügt ist. Wie ich nachträglich erfahre, handelt es sich nur um einige die Kriegsbereitschaft fördernde, bezw. die Mobilmachung vorbereitende Maßnahmen.

Die österreichische Note vom 31. März und Preußens Antrag auf Reform der Bundes-Verfassung.

Th. Bethmann-Hollweg besucht mich und erzählt mir, sein Vater sei in großer Aufregung und sehr unzufrieden mit Bismarcks unverständiger, waghalsiger Politik, von dem herannahenden Kriegs-Unwetter, besonders, da die Sache so schlecht emmanchirt sei.

Ich antwortete, daß man nach meiner Ueberzeugung, wie die Sachen nun einmal stehen, jedenfalls lieber den Krieg wagen als sich zu einem diplomatischen Rückzug verstehen müsse, der jedenfalls für uns verderblich wäre und zwar in solchem Grade, daß eine militärische Niederlage sie kaum noch verschlimmern könnte. Ist der Krieg einmal eine Nothwendigkeit, dann müssen alle anderen Rücksichten schweigen und Jeder von uns muß sein Aeußerstes thun, damit er mit Energie und Erfolg geführt werde.

Th. Bethmann-Hollweg: Ja! es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben! — „man wird sich wohl am Ende hinter den tollen Kerl spannen müssen." — Aber warum treibt man die Sache so auf die Spitze u. s. w.

2. April. Professor v. Treitschke aus Freiburg im Breisgau kam zu mir. Er ist während der Osterferien hier, um archivalische Studien zu machen für eine Geschichte von Deutschland (seit 1815), die er für die europäische Staatengeschichte S. Hirzels schreibt. Er ist geistreich, lebendig, unterrichtet, patriotisch und gut preußisch gesinnt. Die Verkehrtheiten unserer [illegible]tei besprochen. Treitschke ist über Dresden herge[illegible]ie frivole Kriegs-

luſt, die er dort unter den ſächſiſchen Offizieren gefunden hat; ſie brennen vor Begierde gegen Preußen zu kämpfen. — Aber auch der Geiſt, der hier in Berlin herrſcht, gefällt ihm ganz und gar nicht. Er hat die Bemerkung gemacht, daß unſere Fortſchrittsmänner — zum großen Theil wenigſtens — nichts weniger als Patrioten ſind; manche von ihnen wünſchen geradezu eine Demüthigung Preußens, weil ſie nebenher auch eine Demüthigung des zur Zeit herrſchenden Syſtems wäre! — Ein Profeſſor der hieſigen Univerſität, noch dazu ein Preuße von Geburt, Prof. Schneider, hat ihm geradezu geſagt: er ſei gar kein Preuße — er ſei nur ein Deutſcher; was aus Preußen werde, ſei ihm gleichgültig!

Ich weiß freilich zur Genüge, daß Parteileute ein Vaterland leider! meiſt gar nicht haben — aber daß es bei den Leuten ſo ſchlimm ſteht, daß ſie ſo ſchamlos ſein könnten dergleichen Geſinnungen zur Schau zu tragen vor Fremden, das hatte ich doch nicht gedacht! — Es wirkt niederſchlagend!

Treitſchke brachte mir auch einen Gruß von Mangold. Er machte bei dieſer Gelegenheit eine Beſchreibung von dem Zuſtand der Univerſität Freiburg, die wohl geeignet war Bedenken zu erregen. Dieſe armſeligſte aller deutſchen Univerſitäten iſt noch bedeutend geſunken, ſeitdem ich ſie gekannt habe — ſie wird von dem Prieſter-Seminar und dem Einfluß der katholiſchen Pfaffen erdrückt — jeder ſtrebende Geiſt wird erſtickt. Treitſchke verſichert, daß es im Grunde ganz einerlei iſt, was da für Vorleſungen gehalten werden — denn man iſt und bleibt ohne Einfluß auf die ſtudirende Jugend. Auch ſcheinen die Vorleſungen von den zum Theil unbedeutenden, zum Theil entmuthigten Profeſſoren nachläſſig betrieben zu werden.

Ueberhaupt berichtete Treitſchke das Bedenklichſte von dem Umſichgreifen der Geiſtlichen in den Rheinlanden — und die Wendung der Dinge in Baden unter Edelsheims Regiment iſt ganz ſo, wie ich befürchtete. —

Profeſſor Baumgarten bei mir; wir ſprachen von Chateaubriand. Dieſer angeblich ſo ritterliche Vicomte war in Wirklichkeit und Wahrheit ein höchſt erbärmlicher Charakter; durch und durch unwahr: es

war Nichts wahr an ihm als ſeine maßloſe Eitelkeit. Auch in „La monarchie selon la charte“, das ich eben zu Ende geleſen habe, lügt er wiſſentlich. Wie leicht geht er über die Mordthaten hin, die Greuelſcenen, die 1815 im ſüdlichen Frankreich verübt und von ſeiner vergötterten chambre introuvable in ſo ſchnöder Weiſe in Schutz genommen wurden. Er nennt das Unruhen von den Revolutionärs veranlaßt „pour rejeter l'odieux sur les royalistes“; und dieſer überſchwängliche Legitimiſt, der den König „quand même“ retten will, arbeitete dann wenige Jahre ſpäter daran, den Thron der Bourbons zu ſtürzen, eingeſtandener Weiſe aus keinem anderen Grunde, als weil er ſich in ſeiner perſönlichen Eitelkeit verletzt fühlte — und rühmt ſich in ſeinen Memoiren dieſen Thron geſtürzt zu haben.

4. April. Zeitungen. Die öſterreichiſche Note vom 31. März. Nach dem erſten Schrecken, den die verfügten militäriſchen Maßregeln verbreiteten, und der ſehr groß war, obgleich dieſe Maßregeln weder „Mobilmachung“ noch „Rüſtung“ genannt werden konnten, hat ſich bei dem Berliner Philiſter ſehr bald die Anſicht verbreitet, daß der Friede erhalten bleiben werde; es hieß, eine Depeſche aus Wien habe den Frieden ſichergeſtellt.

Das iſt nun dieſe Depeſche; ſie wird aller Wahrſcheinlichkeit nach die große Menge in ihrer Friedenszuverſicht beſtärken, ſie wird für friedlich gelten, weil darin geſagt iſt, daß Oeſterreich nicht beabſichtige Preußen anzugreifen. Ich aber halte nun gerade, in Folge dieſer Note, den Krieg für unvermeidlich. Die Note iſt nach meiner Ueberzeugung nichts weniger als friedlich; ſie iſt nichts weniger als ein entgegenkommender Schritt zur Verſöhnung; ſie iſt vielmehr im Gegentheil lediglich darauf berechnet uns — Preußen — für den Krieg eine recht ungünſtige Stellung zu bereiten. — Oeſterreich verweiſt deshalb auf den Artikel 11 der Bundes-Akte und auf den Bundestag als Forum; Preußen ſoll in die Nothwendigkeit verſetzt werden die Competenz des Bundestages zu verwerfen, um dann vor der Welt, die mit Recht dumm und verblendet vorausgeſetzt wird, als bundesbrüchig angeklagt zu werden.

Neben den friedlich klingenden Phraſen aber enthält die Note nicht ein Wort über den eigentlichen Gegenſtand des Streites, nicht

die leiseste Andeutung, wie wohl eine Ausgleichung herbeigeführt werden könnte; mit einem Wort gar keinen Anhaltspunkt für Unterhandlungen. Das wird aber die Menge nicht merken. — Das Ganze ist ein sehr geschickter Schachzug von Seiten Oesterreichs. —

Ein Anderes ist mir sehr verdrießlich. Die Spener'sche Zeitung war bis vor Kurzem ganz vernünftig in der schleswig-holsteinischen Frage — seit einiger Zeit aber hat sie eine seltsame Wendung gemacht und agitirt mit aller Macht für den Frieden. Dabei geht sie, wie eben alle unsere Friedenswühler, von dem seltsamen Irrthum aus, daß nur die Forderung Preußens die Herzogthümer zu annectiren, den Zwist mit Oesterreich hervorgerufen habe, daß die militärische und maritime Stellung dagegen, die Preußen zu seinem eigenen und zu Deutschlands Heil in den Herzogthümern gewinnen und verlangen muß, von allen Seiten ohne Widerrede eingeräumt und zugestanden werde, so daß Preußen nur die Forderung der Annexion fallen zu lassen brauche, nur sich auf die Forderung jener militärischen und maritimen Stellung beschränken dürfe, damit Friede und Eintracht in allen deutschen Gauen herrsche. Sie vergessen dabei seltsamer Weise, daß — wie weit auch Bismarcks Pläne ohne Zweifel gehen — doch officiell, von Cabinet zu Cabinet noch gar nicht von Annexion die Rede gewesen ist; daß Preußen nur eben die als zweifellos vorausgesetzte militärische und maritime Stellung gefordert hat; daß es gerade diese Stellung ist, die, von Oesterreich und sogar von dem Augustenburger entschieden verweigert, der Gegenstand des Streits geworden ist. Dann kommen aber auch allerhand sentimentale Artikel vor; unter Anderem hat das Blatt — ein herzbrechendes Gedicht gebracht, in dem der Himmel angewimmert wird uns den „Bruderkrieg" mit Oesterreich in Gnaden ersparen zu wollen. Solche Empfindsamkeiten passen ein für allemal nicht in eine ernste Politik — wenigstens dürfen sie nicht geltend gemacht werden, um eine reale Förderung der wichtigsten wirklich nationalen Interessen zu hintertreiben — und jedenfalls müßten dergleichen Rücksichten von beiden Parteien getheilt werden, um berechtigt zu sein. Wenn solche zarte Empfindungen nur für die eine Partei maßgebend sind, von der anderen aber lediglich ausgebeutet werden, dann wird die Sache zur

duperie. Die Leute sollten sich also erst in Wien erkundigen, ob dort eine verwandte Stimmung herrscht, ob ihre brüderlichen Empfindungen dort irgend ein Echo finden.

Wenn sie sich in Wien danach umsehen wollten, würden die Leute sehr bald inne werden, daß der Gedanke, ein Krieg mit den „Herren Preußen" könne etwa so etwas sein wie ein „Bruderkrieg", den Oesterreichern der fremdeste aller überhaupt denkbaren Gedanken ist.

Und endlich, wenn sie wirklich den Frieden erhalten wollen, sollten unsere Friedenswühler wenigstens das mäßige Quantum gesunden Menschenverstandes haben, das nöthig ist um einzusehen, daß sie zu solchem Ende nicht Leitartikel schreiben, nicht Volksreden halten, nicht Gedichte jammern müssen, die sammt und sonders ganz dazu angethan sind, den Leuten an der Donau Lust und Muth zu dem Krieg zu machen, wenn sie etwa beides sonst nicht haben sollten.

Diesem Unfug in der Presse müßte, wenn irgend möglich, gesteuert werden; namentlich in der Spener'schen Zeitung, deren Einfluß auf den Mittelstand nicht unbedeutend ist.

Später gehe ich zu Lord Augustus Loftus. Ich hätte ihn längst besuchen sollen, die Unruhe, in die mich die neuesten Wendungen der Politik versetzen, treibt mich es wenigstens heute zu thun.

Anderthalb Stunden mit ihm in seinem Cabinet; ein wunderliches unzusammenhängendes Gespräch, bald französisch, bald englisch; er ist kein großes Licht, das sei dem Himmel geklagt.

Ich: Je vous ai dit l'autre jour que la guerre était très possible, que c'était très serieux.

Lord Augustus: Eh bien?

Ich: Eh bien, aujourd'hui je crois la guerre inévitable!

Lord Augustus sank wie vom Donner gerührt in seinen Lehnstuhl zurück und blieb ein Paar Minuten sprachlos. Als er wieder zu sich gekommen war, lieh er seiner Verwunderung Worte. Wie so denn? Die letzte Erklärung Oesterreichs sei ja durchaus friedlicher Natur — dafür hatte er sie treuherziger Weise gehalten — Oesterreich erkläre ja, es werde nicht angreifen.

Seine Verwunderung wurde nicht mehr so malerisch, aber er verfiel doch aus einer Verwunderung in die andere, als ich ihm nun

klar machte, daß diese Erklärung Oesterreichs nichts weniger als friedlich sei, vielmehr lediglich darauf berechnet, der preußischen Regierung eine so viel irgend möglich ungünstige Position für den Krieg zu machen u. s. w.

Als sich Lord Augustus dieser Ueberzeugung nicht erwehren konnte, entstand ein wirres, wunderliches Gespräch, in dem er mich von der Schädlichkeit und den Gefahren eines Kriegs zu überzeugen — kurz mir angst und bange zu machen suchte. Er betheuerte immer wieder von Neuem, England werde sich durchaus nicht in die Sache mischen; unter keiner Bedingung und in keiner Weise; „we wash our hands of it." — Dänemarks Integrität habe die Engländer interessirt, anders sei es jetzt, „the robbery has been committed — we consider it a robbery" — was nun weiter aus den Herzogthümern werde, das sei England gleichgültig — der Regierung wie der Nation — „we wash our hands of it" wiederholt u. s. w.

Als ob die Armseligkeit der englischen Politik nicht hinreichend bekannt wäre! — Ich versicherte mit demselben Nachdruck, kein Mensch auf Erden denke daran, daß England etwa interveniren könne.

Er wurde nun sehr ausführlich, indem er sich bemühte alle Schrecken und Gefahren eines Krieges in erschöpfender Weise auseinander zu setzen. Preußen habe eine sehr schöne und tapfere Armee, das sei nicht zu leugnen; aber die österreichische Armee sei wenigstens eben so zahlreich — sie sei eben so tapfer; — und hätten wir denn auch Generale? — Die Oesterreicher hätten erfahrene Führer. Auch stehe für Preußen sehr viel auf dem Spiel; ich solle nur bedenken! Preußen stehe ganz isolirt da! Oesterreich nicht; ganz Deutschland werde sich Oesterreich anschließen! — Und könnten wir etwa wissen, was wir von Napoleon zu erwarten hätten? — Und Rußland! was werde die Haltung Rußlands sein? — u. s. w.

Ich gab zu verstehen, daß der Friede dadurch, daß ich mich etwa von allen diesen Dingen überzeugte, nicht im mindesten besser gesichert wäre, als er eben ist. Uebrigens stünden die Chancen nicht ganz so, wie er voraussetze, sondern bei weitem günstiger für Preußen. Oesterreich werde isolirt sein, nicht Preußen. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten werden möglicher Weise neutral bleiben, weil ihnen im

Bewußtſein ihrer Schwäche und Unſicherheit der Muth fehlt Partei zu nehmen. — In Rußland iſt die Verſtimmung gegen Oeſterreich noch immer ſehr groß, beſonders aber iſt man dort mit den inneren Reformen vollauf beſchäftigt, und man hat ſeine Wunden zu pflegen und zu heilen. Es giebt nur eine Sache, um die Rußland, wenn es gezwungen würde, ſich in ſeiner gegenwärtigen Lage entſchließen könnte zum Schwert zu greifen: das iſt die orientaliſche Frage. Um keine andere führt Rußland Krieg; um die Herzogthümer-Frage ganz gewiß nicht und am allerwenigſten für Oeſterreich. Was Frankreich anbetrifft, ſo können wir ſeiner Neutralität verſichert ſein — und daß Italien ſich uns anſchließen wird verſteht ſich von ſelbſt.

Uebrigens wenn ich auch die ganze Ungunſt der Umſtände einräumen wollte, ſo wäre doch damit die Streitfrage nicht gelöſt, die Veranlaſſung zum Kriege nicht aus dem Wege geräumt. Wenn es ſein muß, führt man auch wohl unter noch ungünſtigeren Umſtänden Krieg. Oeſterreich liefert in dieſem Augenblick den Beweis; es hat bei Weitem nicht ein ſo naheliegendes Intereſſe zu vertheidigen wie Preußen; es wagt weit mehr bei einem Kriege und läßt es doch auf einen Krieg ankommen.

Lord Auguſtus: Daß Oeſterreich es auf den Krieg ankommen läßt, das iſt ganz natürlich; Oeſterreich hat ſeine Stellung in Italien verloren, es will ſich nicht auch aus ſeiner Stellung in Deutſchland verdrängen laſſen. Denn es aus dieſer Stellung zu verdrängen, das iſt es ja, was Bismarck will; er will Deutſchland bis wenigſtens an den Main beherrſchen, deshalb will er den Krieg. — Aber welche Schritte wird er nun zunächſt weiter thun? — Was kann er antworten auf die öſterreichiſche Note? Auf die Berufung auf den Bundestag und den Artikel 11 der Bundes-Acte? — Denn entweder giebt es einen deutſchen Bund oder es giebt keinen. Giebt es einen deutſchen Bund, iſt er anerkannt, dann muß man ſich auch ſeinen Satzungen unterwerfen.

Ich: Die Abſicht Oeſterreichs iſt es allerdings, wie ich ſchon vorhin ſagte, Preußen dahin zu bringen, daß es die Competenz des Bundestages verwirft, und dann als bundesbrüchig darzuſtellen. Indeſſen wird es doch wohl Mittel geben dem auszuweichen, und eine

paſſende Antwort zu geben, die Oeſterreichs Hoffnungen täuſcht. Wenigſtens weiß ich ſehr gut, was ich an Bismarcks Stelle antworten würde.

Lord Auguſtus: Und was?

Ich: Ich würde erklären: „Soit! adressons-nous à la diète! — mais à la diète réformée! — Réformons d'abord la confédération germanique!“

L. Auguſtus erlebte eine neue Verwunderung; an dieſe Möglichkeit hatte er gar nicht gedacht. — Er kam immer wieder auf das Bedenkliche eines Krieges zurück und ſtellte die Frage, ob denn nicht eine friedliche Löſung des Streits möglich ſei?

Er wurde dabei ungemein naiv. Wenn der Prinz von Auguſtenburg unter preußiſcher Oberhoheit eine ſolche Stellung erhielte, wie ſie der Paſcha von Aegypten hat — wenn er zum erblichen Statthalter in den Herzogthümern gemacht würde —: wäre das nicht eine für alle Parteien befriedigende Löſung der Frage?

Ich: Allerdings! Das wäre eine ſehr ſchöne und befriedigende Löſung des Streits und der Frage! — Bringen Sie nur Oeſterreich dahin, ſolche Vorſchläge zu machen und den Prinzen von Auguſtenburg dahin, daß er ſie annimmt. Gerade dieſes Arrangement iſt es, das Preußen vorgeſchlagen hat; gerade dieſe Vorſchläge ſind es, die Oeſterreich ſehr entſchieden abgelehnt hat und der Herzog von Auguſtenburg nicht minder.

L. Auguſtus war ſehr verwundert zu vernehmen, daß der Herzog dieſe Bedingungen abgelehnt habe; wie das möglich ſei?

Ich erzählte in wenigen Worten den Hergang. Der Herzog hatte die Sache noch zuletzt in der Hand, als Preußen am 28. Mai 1864 auf der Londoner Conferenz die Erklärung abgab, daß man ihn für den Beſtberechtigten halte.

Lord Auguſtus: I wonder how they will get round that!

Ich: „They have the vote of the crown lawyers against it“ — dies Votum iſt juriſtiſch nicht viel werth — aber als diplomatiſches Mittel immerhin zu brauchen. — Der Herzog hatte die Sache noch einmal in der Hand und verſäumte wieder die Gelegenheit — wahrſcheinlich, weil er nun ſeiner Sache zu gewiß zu ſein glaubte und meinte, er könne nun die Bedingungen vorſchreiben.

L. Auguſtus kam zu dem tiefſinnigen Schluß, Sammer müſſe

ein unpraktiſcher Menſch ſein. — Unſer Geſpräch war aber doch nicht fruchtlos, denn er ſagte zum Schluß, er ſehe wohl, ſo lange die Herzogthümer-Frage ſchwebend bleibe, ſei der Krieg mit Oeſterreich lediglich une question de temps — es müſſe früher oder ſpäter zum Kriege kommen, wenn die Herzogthümer-Frage nicht beſeitigt werde. Erſt wenn ſie erledigt ſei, könne man auf die Erhaltung des Friedens rechnen. —

Abends bei Max Duncker. Ich brachte den Unfug zur Sprache, der in unſerer Preſſe getrieben wird, die Friedenswühlereien, jetzt auch in der Spener'ſchen Zeitung, die bisher verſtändig war. Dem müßte geſteuert werden.

Max Duncker: „Ja, wenn Sie das machen können, da werden Sie ſich ein großes Verdienſt erwerben." — Gruner bildet ſich jetzt ein, er müſſe den Staat retten, intriguirt als unberufener Politiker hinter den Couliſſen und arbeitet gegen die Annexion und gegen den Krieg — für den Frieden und für Auguſtenburg! — Er iſt es, der ſich der Spener'ſchen Zeitung bemächtigt hat und zwar, weil er weiß, daß der König dieſes Blatt lieſt. Der König glaubt daraus die Geſinnung des Mittelſtandes, des Berliner Philiſters, zu erſehen. Auf den König ſind alle die Friede predigenden, herzbrechenden Artikel berechnet; er ſoll ſie leſen und darin die Stimme des Mittelſtandes hören, die Herr v. Gruner macht; auf ihn ſollen ſie wirken. Was ſie ſonſt für Unheil anrichten können, daran denkt Gruner nicht. Das herzbrechende Gedicht neulich „O Gott, rett' uns von dieſem Bruderkrieg!" — überſchrieben „Deutſches Oſter-Gebet" — iſt von dem Legationsrath Meyer (Königs-Meyer), der auch ſeinerſeits den Staat retten will.

Gruner läßt auch durch Herrn v. Bardeleben ähnliche nach Frieden lechzende Artikel in die rheiniſchen Zeitungen einrücken. Max Duncker forderte mich auf zu dem Redakteur der Spener'ſchen Zeitung, dem Dr. Alexis Schmidt, zu gehen, ihm vorzuhalten, was ſich gegen die jetzige Richtung ſeines Blattes ſagen läßt, und ihn womöglich umzuſtimmen. Wenn ich ihm kleine Artikel für ſein Blatt gebe und verſpreche, werde mir das gelingen.

5. April. Als Gerücht hat Major v. Verdy, den ich auf der Straße treffe, gehört, der König ſei ſchwankend geworden und zaudere

so entschlossen gegen Oesterreich vorzugehen, wie Bismarck wolle. Bismarck habe sich genöthigt gesehen, dem König ein „Entweder — oder" zu stellen; entweder wir gehen vorwärts, oder Bismarck nimmt seinen Abschied. Noch sei die Sache in der Schwebe.

Unter den Linden Droysen begegnet, der überaus kriegerisch gestimmt ist. Er zürnt gewaltig über das „unnütze Gesindel", das bei uns für den Frieden wühlt; über die Verblendung, die von „Bruderkrieg" spricht u. s. w. Er war aber auch mit Bismarck nicht ganz zufrieden. In einer kritischen Zeit, wie die gegenwärtige ist, sollte man nicht der öffentlichen Meinung geradezu in's Gesicht schlagen, wie vielfach geschieht. An Vielem der Art ist freilich Bismarck nicht eigentlich schuld, aber er sollte es nicht dulden. So hat er den viel berufenen Spruch des Obertribunals nicht veranlaßt, — aber warum hat er ihn geduldet? — Und nun ist ganz neuerdings der berüchtigte Justizrath Wagener als Sekretär des Staatsraths angestellt worden. Es ist freilich ganz einerlei, ob das Wagener ist oder ein Anderer — aber seine Anstellung erregt Mißfallen im Lande. Bismarck hat sie nicht gewollt und nicht veranlaßt — die Kreuzzeitungs-Partei hat sie ohne ihn bewirkt: aber warum duldet Bismarck nun auch Das wieder, da es ihm und der Regierung zum Schaden gereicht?

Ich begleitete Droysen bis weit in den Thiergarten. Auf dem Rückweg unter den Linden Max Duncker begegnet: „Uebrigens gehen die Sachen gut; das heißt in unserem Sinne gut." — Der Kronprinz hat ihm nämlich heute gesagt: „das Geschick vollendet sich!" Wir gehen also entschlossen vorwärts.

8. April. In dem Bethmann-Hollweg'schen Hause schwärmt man unter Gruners Leitung für Oesterreich und Frieden. —

Theodor Bethmann-Hollweg hat gesagt: wenn das so fortgehe, werde er sein Gut verkaufen und sich anderswo ansiedeln, denn in einem Lande, wo solche Tollheiten getrieben würden, (NB. damit war die Bismarck'sche Politik gemeint) könne man nicht bleiben.

Ein Freund erwiderte ihm: „wenn mir das nur im Traum einfallen könnte, würde ich mich selbst verachten!" — Aber Th. Bethmann-Hollweg meinte, das seien veraltete Ansichten; sein Bruder denke ebenso wie er u. s. w.

Frau v. Mühler, die Frau des Miniſters, hat Frau v. . . . . anvertraut – und zwar keineswegs blos als müßiges Geheimniß, ſondern um dadurch zu einer beſtimmten Action zu veranlaſſen: einer der Haupt-Rathgeber des kronprinzlichen Paares ſei ein Geheimrath Friedberg. Die Hofdame, Gräfin Brühl, habe auf Befragen geäußert: ja, es ſei allerdings wahr, der Geheimrath Friedberg werde häufig — nachdem man alle unbequemen Zeugen entfernt habe — eingeführt und bleibe dann Stunden lang mit dem Kronprinzen und der Kronprinzeſſin eingeſchloſſen.

Abend bei Max Duncker, wo ich die Profeſſoren Schmoller und Baumgarten und Dr. Alexis Schmidt, Redacteur der Spener'ſchen Zeitung, finde. — Ich erfuhr, daß Baumgarten und Schmoller den Mann ſchon bearbeitet hatten. — Max Duncker hatte ſich dabei ſchweigend und paſſiv verhalten — Dr. Alexis Schmidt aber war den Herren auf das Bereitwilligſte „entgegen gekommen" — hatte eingeräumt, daß er in der letzten Zeit irregeführt worden ſei, und dann erzählt und erklärt, wie das gekommen iſt.

Es ergiebt ſich, daß Dr. Alexis Schmidt ein Neffe des Königs-Meyer iſt. Beſonders merkwürdig iſt die Geſchichte des „Deutſchen Oſtergebets". Der Königs-Meyer hat es ſeinem Neffen gebracht und dieſem dabei erzählt: der König habe das Gedicht im Manuſkript geleſen und großes Wohlgefallen daran gefunden u. ſ. w.

Um ſich dem König gefällig zu erweiſen, wie er meinte, nahm Dr. Schmidt das Gedicht in ſein Blatt auf! — Die Abſicht des Verfaſſers war natürlich, daß der König es da kennen lernen und für den Ausdruck der in den Kreiſen des Mittelſtandes herrſchenden Geſinnung halten ſollte. — Mit ſolchen Mitteln operiren die Auguſtenburger.

Abends mit Max Duncker allein; mancherlei beſprochen. — Friedberg geht allerdings bei dem kronprinzlichen Paare aus und ein, und giebt guten Rath im Auguſtenburgiſchen Intereſſe — und, was die inneren Angelegenheiten betrifft, im Sinn der Fortſchritts-Partei; das weiß Max Duncker ſehr wohl, obgleich er es discreter Weiſe gegen mich verſchwiegen hat. —

Dieſer Friedberg iſt ein intimer Freund des Geheimen Rath

Winter, ci-devant Polizei-Präsident in Berlin, jetzt Bürgermeister von Danzig, wo er unter Anderem die Danziger Demonstration des Kronprinzen veranlaßt hat. Friedberg sieht sich selbst im Geist schon als Justiz-Minister und Winter als Minister des Inneren.

Charakteristisch für die Art, wie die Fortschrittspartei operirt, ist folgender Vorfall. In einer demokratischen Zeitung, der Volkszeitung glaube ich, erschien vor einiger Zeit die Nachricht, der Kronprinz habe erklärt, im Fall die gegenwärtige Politik Preußens fortgesetzt würde, müsse er förmlich protestiren und mit Frau und Kindern außer Landes gehen. Der Kronprinz hat diesen Artikel gelesen, war aber nicht davon zu überzeugen, daß derselbe von der Gesellschaft in Kiel, namentlich von Samwer inspirirt und vielleicht von Frehse geschrieben sein könne, und daß es wohl darauf abgesehen sein könne ihn zu compromittiren. Aber er ärgerte sich, sagte zu Duncker: „Sehen Sie, was man für dummes Zeug von mir in den Zeitungen schreibt," und schickte das Blatt dann dem Könige mit der schriftlichen Bemerkung, daß er diesem Artikel und seinem Inhalt durchaus fremd sei und ihm ausdrücklich widerspreche.

9. April. Den General-Major Alvensleben besucht. Eine Stunde verging mir sehr angenehm. In Allem, was er sagt, zeigt sich ein edler Charakter — er ist vielseitig und gründlich gebildet — und mir freundschaftlich gesinnt. — Sein Bruder hat mich dem Grafen Bismarck als geeignet für die Sendung in das italienische Hauptquartier genannt.

Die neuesten Telegramme werden besprochen. Bismarck hat in Frankfurt a. M. eine Bundes-Reform beantragt. — Nachher allein nächtlicher Spaziergang unter den Linden. Nachdenken; Bismarck rechnet wohl schwerlich darauf, daß er für jetzt mit dem Antrag auf Bundes-Reform durchdringen könnte. — Aber er deutet in diesem Antrag an, was er im Fall eines Krieges als Preis des Krieges fordern wird.

10. April. Zeitungen: Oesterreich fordert in peremptorischer Weise, wir sollen abrüsten. Was heißt das Anderes, als daß Oesterreich entschieden auf den Krieg losgeht und ihn will.

11. April. Auf dem Heimweg den Oberst-Lieutenant Grafen

Georg Walderſee begegnet. Er iſt, wie er ſagt, ganz ohne Grund aus den öſterreichiſchen Staaten ausgewieſen worden. Bismarck werde wohl aus dieſer Begebenheit politiſches Capital ſchlagen.

Was er von der öſterreichiſchen Armee geſehen hat, ſcheint ihm nicht ſehr imponirt zu haben; die Bataillone ſind kaum 300 Mann ſtark; bei der Reiterei ſind bereits die 6ten Schwadronen der Regimenter aufgelöſt worden, um die fünf erſten durch deren Mannſchaft zu verſtärken, und dennoch zählte ein Huſaren-Regiment, das er in Prag mit 5 Schwadronen einrücken ſah, nur 115 Mann per Schwadron.

14. April. Zeitungen. Bismarcks Antrag am Bundestag, Bundes-Reform betreffend, vollſtändig. Er verlangt ein deutſches Parlament aus directen Wahlen, aus allgemeinem Stimmrecht, hervorgegangen. Das iſt mir ſehr bedenklich! —

Abend bei Hermann Duncker. Ich hatte mit Max Duncker ein beſonderes Geſpäch in einem einſamen Zimmer.

Max Duncker ſagt: Bismarck hat den Oeſterreichern durch die Bundes-Reform-Vorſchläge „das Schema verſchoben"; ſie wollten die Schleswig-Holſteiniſche Frage an den Bund bringen — auf Kriegs-Bereitſchaft des Bundes — und dann ſeiner Zeit auf Bundes-Execution gegen Preußen antragen. Das Alles geht nun nicht, und man iſt in Wien rathlos.

Bernhardi's Operationsplan gegen Oeſterreich.

15. April. Schon Ende März hatte ich meine Ideen über unſere eventuellen Operationen gegen Oeſterreich in einem Aufſatz niedergelegt und denſelben bei Moltke abgegeben. Ich ging heute zu ihm, um die Angelegenheit zu beſprechen, traf ihn aber nicht zu Hauſe und ſagte mich für einen der nächſten Tage an. Meine Idee iſt: wir müſſen mit unſeren Angriffs-Operationen durchaus auf dem rechten Ufer der Elbe und der Moldau bleiben; hier kann ihnen die entſcheidendſte Richtung gegeben werden — und die ſämmtlichen Feſtungen Oeſterreichs ſind uns dabei nicht im Mindeſten im Wege. Das Ver-

theidigungs-System des nördlichen Theils der österreichischen Monarchie ist auf die mißverstandenen Erfahrungen der schlesischen Kriege, eigentlich und insbesondere auf diejenigen von 1778 gegründet; es ist dabei eine Kriegführung vorausgesetzt, die nicht viel wagt und mit mäßiger Anstrengung nach einem beschränkten Ziel strebt — es ist vorausgesetzt, daß Wien ganz von selbst und an sich außer dem Bereich des Angriffs liegt; daß der Angriff, auf der einen Seite auf Dresden, auf der anderen auf Schweidnitz gestützt, nur Prag zum Object haben kann.

Zwei Armeen, eine schwächere in der Ober-Lausitz, eine stärkere in Oberschlesien (ein Zwischen-Corps, das sich von Glatz aus der Eisenbahn bei Wildenschwerdt bemächtigt). — Da wir die Macht der Initiative in Händen haben, nöthigen wir auch Oesterreich, zwei Armeen aufzustellen; unsere erste Armee wirft die österreichische Nordarmee auf die Rückzugslinie Prag-Budweis-Linz; die zweite treibt die österreichische Südarmee bei Wien über die Donau zurück — unsere beiden Armeen gehen vereinigt bei Mautern über den Strom, bemächtigen sich Wiens und der Eisenbahn bis zum Sömmering. Dann kommen die beiden Hälften der gespaltenen österreichischen Armee diesseit der steierischen Alpen nicht wieder zusammen.

Die Italiener müssen jedenfalls einen bedeutenden Theil der österreichischen Armee beschäftigen und festhalten. Damit sie nicht etwa durch das Festungs-Viereck und wenige Truppen aufgehalten werden, müssen sie veranlaßt werden sich nicht auf Alessandria und Genua, sondern auf Ancona, Ferrara und ihre Flotte zu basiren, das Festungs-Viereck am unteren Po und der unteren Etsch zu umgehen, die italienische Armee Oesterreichs womöglich nach Tirol hineinzuwerfen und zu dem Rückzug durch das Pusterthal zu zwingen — selbst nach Triest zu eilen und sich dort, wo wir ihnen die Hand reichen können, eine neue Basis zu schaffen.

16. April. Major Verdy führte mich in ein besonderes Zimmer und machte die Thür hinter uns zu. Moltke hat seinen Offizieren von meiner Denkschrift gesprochen und sich sehr anerkennend darüber ausgesprochen. Die allgemeinen Verhältnisse lägen etwas anders, als ich vorausgesetzt habe, der Plan müsse demnach in mancher Beziehung modificirt werden; — die Denk-

ſchrift enthalte aber ſo viel Gutes, daß ſie dem ungeachtet ſehr gut benutzt werden könne.

17. April. Abends bei Moltke in ſeinem Cabinet; ein langes Geſpräch. Die militäriſche Zuverſicht (ſo ſcheint es) entſpricht nicht der Kühnheit der politiſchen Pläne. Man traut ſich nicht ſo viel zu, wie man müßte, wenn ſolche Pläne ausgeführt werden ſollen, wie diejenigen Bismarcks ſind — und dieſe Entdeckung ſtimmt mich tief herab!

Moltke ſagt: man will hier bei uns den Krieg nicht; — man will ihn wahrſcheinlich auch in Wien nicht — doch aber kann es dazu kommen; gegenſeitige Gereiztheit, diplomatiſche Schritte, die von ihr eingegeben ſind und ſie ſteigern, können dahin führen; — „drifting into war!“ — Das kann um ſo eher geſchehen, da der Kaiſer Franz Joſeph perſönlich ſehr gereizt iſt.

Moltke fährt dann fort: Ihr Operationsplan iſt an ſich der richtige — aber die Machtverhältniſſe liegen anders, als Sie gedacht haben. — Wenn wir die Ueberlegenheit hätten und die Initiative, dann wäre Ihre Operations-Linie auf Wien die richtige. — Aber Oeſterreich iſt ſehr ſtark; viel ſtärker als Sie angenommen haben — und hat (wie ſich implicite ergiebt) die Initiative. — Die Oeſterreicher können 240,000 Mann gegen uns in das Feld ſtellen; — vorausgeſetzt, daß ſie ihre Armee in Italien nicht zu verſtärken brauchen, und vorausgeſetzt, daß ſie alle Truppen aus Ungarn herausziehen können. Um das zu können, werden ſie natürlich den Ungarn „mit vollen Händen Conceſſionen machen“ — wenn auch ohne Zweifel mit dem ſtillen Vorbehalt, ſie ſpäter einmal bei guter Gelegenheit wieder zurückzunehmen.

(NB. Offenbar legt man großen, wie mir ſcheinen will, zu großen Werth darauf, den Friedensbruch, den Angriff, Oeſterreich zuzuſchieben — möglicher Weiſe iſt der König nur auf dieſe Weiſe in den Krieg zu führen.)

In der Discuſſion war ich ſehr ungünſtig geſtellt; denn wenn er, der Chef des Generalſtabes, der alle Berichte in Händen hat, mir ſagt, die Oeſterreicher ſeien viel ſtärker, als ich angenommen habe, und hätten 240,000 Mann im Felde, ſo muß ich ihm das wohl gelten laſſen.

Zu den 240,000 Mann erlaubte ich mir indessen die Bemerkung: „auf dem Papier!" und erinnerte an die alte Erfahrung, daß 240,000 Mann in den Listen noch lange nicht 240,000 Mann auf dem Schlachtfelde sind.

Aber das ging vorüber ohne Eindruck zu machen. Dagegen gab Moltke zu, daß die Oesterreicher, namentlich was die Infanterie anbetrifft, in ihrer militärischen Ausbildung gegen uns aller Wahrscheinlichkeit nach weit zurückstehen. — Ich berechnete nämlich, daß die Mannschaften der österreichischen Infanterie-Regimenter nicht mehr als höchstens 1¼ Jahr bei der Fahne gedient haben können. Bei einem Präsenzstande von nicht mehr als 54 Mann per Compagnie ist die Ausbildung einer für die Kriegsstärke genügenden Anzahl Reservisten und Urlauber nur unter dieser Bedingung möglich. Der innere Werth der österreichischen Truppen kann demnach nicht sehr hoch angeschlagen werden.

Moltke blieb aber dabei, daß Oesterreich die Initiative habe und fuhr fort: Eine Avantgarde von 54,000 Mann ist bereits im nördlichen Böhmen vereinigt — wir sind auf die Abwehr angewiesen. — Gewiß wird Oesterreich nicht den Versuch machen Schlesien zu erobern; es wird „suchen einen Stoß in das Herz der Monarchie zu führen" — also durch die Lausitz auf Berlin vorzudringen. Diesem Stoß zu begegnen müssen wir unsere ganze Armee in der Oberlausitz versammeln, und nur ein Corps in Oberschlesien lassen, um die einzige Verbindungs-Linie der Oesterreicher — (die Eisenbahn von Wien nach Löbau ohne Zweifel) — zu bedrohen. — Wenn wir unsere Hauptmacht in Oberschlesien vereinigen, „würden wir um vierzehn Tage später fertig" — denn wir haben dorthin nur eine einzige Eisenbahn — während uns für die Concentrirung in der Oberlausitz fünf verschiedene zu Gebote stehen.

(NB. Warum trauen wir uns die Berechtigung, „einen Stoß in das Herz der feindlichen Monarchie zu führen", nicht ebenso gut zu, wie wir sie bei den Oesterreichern voraussetzen? — Wir können so gut und besser darauf Anspruch machen wie die; es käme nur auf eine Ueberlegenheit des Willens und des Selbstvertrauens an!)

Das Einzige, was Moltke mir unbedingt und ohne Einschränkung

gelten läßt, ist mein Entwurf für die Armee Italiens. — Ich hätte Recht; damit sie nicht durch das Festungsviereck und verhältnißmäßig wenige Feldtruppen neutralisirt werden kann, muß sie sich auf Ferrara-Bologna-Ancona und die Flotte basiren. — „Sie haben einen sehr richtigen Blick!" flocht Moltke ein —: die Armee muß das Festungs-Viereck an dem unteren Po und der unteren Etsch umgehen — und nach Vicenza vordringen. Dort müssen es dann die Italiener auf eine entscheidende Schlacht ankommen lassen: „wenn sie das nicht können — dann sollen sie ganz zu Hause bleiben!" — Ihre Truppen sind wahrscheinlich sehr viel weniger tüchtig als die österreichischen, dagegen an Zahl gewiß bedeutend überlegen.

Die Schlacht bei Vicenza aber denkt sich Moltke unter Bedingungen geliefert, die mir sehr unwahrscheinlich vorkommen. Er setzt voraus, die österreichische Armee, ursprünglich in dem Festungs-Viereck aufgestellt, werde sich auch in dem Augenblick, wo die Italiener Vicenza erreichen, noch dort befinden.

(NB. Nach meiner Meinung werden die Oesterreicher wohl gewahr werden — bei Zeiten, — daß die Italiener ihre Hauptmacht um Bologna und Ferrara vereinigen, und dementsprechend die ihrige bei Padua concentriren — d. h. vor diesem Ort. Sie werden es — da man nicht voraussetzen kann, daß sie die Verbindung mit dem Festungs-Viereck ohne Weiteres aufgeben — wohl schon zwischen der Etsch, dem Oglio und dem Po auf hartnäckige Kämpfe ankommen lassen — und die Italiener werden wohl nach einem Sieg die Etsch erreichen. — Es wird dann darauf ankommen, die taktischen Verhältnisse schon auf dem Schlachtfelde so zu wenden, daß die österreichische Armee nicht über Legnago ausweichen, sich nicht zwischen Legnago und Venedig hinter der Etsch aufstellen kann — (über Legnago oder gar Padua meine ich) — sondern an die obere Etsch nach Verona zurückgedrängt werde. — Die Italiener müßten dann Padua besetzen und die bekannte Stellung von Caldiero gewinnen. — Aber ich wollte vor allen Dingen hören, wo Moltke's Pläne hinaus wollen, keineswegs aber die Schwierigkeiten häufen — und sagte nichts von alledem.)

Moltke: Bei Vicenza werden dann die Oesterreicher die italieni aus dem Festungs-Viereck her angreifen; —

die Italiener müſſen ſie in das Feſtungs-Viereck zurückwerfen — „wenn ſie das nicht können" u. ſ. w. — ſie werden an Zahl ſehr überlegen ſein. — Die Oeſterreicher können aber nicht in dem Feſtungs-Viereck bleiben — denn ſie können dort nicht leben; — es bleibt ihnen nur die eine Verbindungslinie durch Tirol mit dem Innern der Monarchie, und auch die können die Italiener durch Streifſchaaren gefährden, die durch das Gebirge den Garda-See umgehen. Sie müſſen das Viereck verlaſſen und auf Rückzug bedacht ſein.

Ich: Und es bleibt ihnen keine andere Rückzugslinie als die durch das Puſterthal — und dann haben die Italiener Trieſt ohne Kampf, denn ſie kommen eher dort an als die Oeſterreicher und finden keinen Widerſtand.

Moltke: Sie haben dann keine Rückzugslinie, als durch das Puſterthal! (Er fügte aber nichts über Trieſt hinzu.)

Was meinen ſtillen Wunſch anbetrifft, verwendet, vielleicht zur italieniſchen Armee geſendet zu werden, ſo hat Moltke mich dem Grafen Bismarck als eine geeignete Perſönlichkeit bezeichnet. — Weiter könne er in der Sache Nichts thun.

Wenn die Sachen ſo geführt werden, wie man ſie jetzt anſieht, iſt es wohl kaum möglich, zu einem großen Ergebniß zu kommen. —

Man verſammelt die Armee in der Oberlauſitz — hält ſich auf der Vertheidigung und überläßt den Oeſterreichern die Initiative. Selbſt wenn wir bei Löbau eine Schlacht gewinnen, kann ſich Nichts Großes daraus ergeben — beſonders, wenn die Machtverhältniſſe wirklich ſo liegen, wie angenommen wird. — Für uns iſt damit nur eine reine, einfache Frontal-Verfolgung gewonnen; die Oeſterreicher müßten es ſehr ungeſchickt anfangen, wenn ſie ihren Rückzug nicht ſo einzurichten wüßten, daß ihnen die Verbindung mit Prag ſo gut wie die mit Wien geſichert bliebe. Sie weichen hinter die Iſer zurück; — im beſten Fall dann weiter hinter die Elbe zwiſchen Pardubitz und Collin. Da haben wir dann die öſterreichiſche Armee vor uns — Prag und Thereſienſtadt in der einen Flanke, Königgrätz und Joſephſtadt in der anderen, und keine Eiſenbahn hinter uns, die wir benutzen könnten. Wie kommen wir weiter?

Ein Corps, das von Oberſchleſien aus operirt, wird ſchwerlich ein großes Gewicht in die Wagſchale werfen; es wird ſchwerlich die Eiſenbahnlinie, die von Lundenburg über Brünn nach Wildenſchwerdt führt, ernſtlich gefährden können — ja, es können den Oeſterreichern wohl ſchwerlich die Mittel fehlen, die Action eines ſolchen Corps gänzlich zu neutraliſiren. Jedenfalls wird dieſes Corps die öſterreichiſche Hauptarmee nicht zwingen können, eine Aufſtellung an der Elbe aufzugeben und ſich von dort zurückzuziehen. Denn eine ſolche Abtheilung kann ja nicht auf Wien losgehen, kann überhaupt nichts Entſcheidendes unternehmen, worin eine zwingende Macht läge.

Es bleibt alſo gegen die Aufſtellung zwiſchen Pardubitz und Collin wieder nichts übrig als der einfache und in dieſem Fall ſchwierige Frontal-Angriff — und die Rückzugslinie der Oeſterreicher iſt auch hier wieder ungefährdet. —

Aber geſetzt auch, es gelänge uns, der öſterreichiſchen Hauptarmee nach einer bei Löbau gewonnenen Schlacht die rechte Flanke abzugewinnen und ſie auf Prag zurückzudrängen —: was wäre ſelbſt dadurch gewonnen? — Wir haben keine Macht, die auf Wien losgeht und durch ihre Operationen die öſterreichiſche Armee zwingen könnte Prag aufzugeben, um an die Donau zu eilen, zum Schutz der Punkte, von deren Beſitz der ſtrategiſche Zuſammenhang der öſterreichiſchen Monarchie abhängt. — Eine preußiſche Armee aber, die auf die Lauſitz baſirt iſt, kann nicht an Prag und der dort aufgeſtellten öſterreichiſchen Hauptarmee vorbeigehen, um gegen die Donau vorzurücken. Der Krieg kommt bei Prag zum Stehen.

Abgeſehen alſo von dem nicht ſehr wahrſcheinlichen Fall, daß wir gleich zu Anfang eine Vernichtungs-Schlacht gewinnen — eine Schlacht wie die bei Leuthen oder Waterloo — führt uns ein ſo angelegter Feldzug lediglich in das nördliche Böhmen; er wird blutig, hartnäckig, verfällt in einen ſchleppenden Gang und läßt, eben weil er keine endgültige Entſcheidung bringt, allen Combinationen fremder Mächte Zeit und Raum zur Einmiſchung.

Das iſt keine erfreuliche Ausſicht.

7. April. In der Wilhelms-Straße begegnet mir unſer ehemaliger Hausgenoſſe, der Oberſtlieutenant Veith vom Generalſtab.

Der hatte meinen Operationsplan gelesen, was mich einigermaßen überraschte, denn ich glaubte nicht, daß dergleichen Gemeingut wäre im Generalstab — und er sprach mit einer Art von Begeisterung davon — wenn er auch meinte, die Machtverhältnisse seien anders, und deshalb könne nicht Alles so ausgeführt werden, wie da vorausgesetzt ist.

Aber das entschiedene „drauf", das in meinem Plan vorwalte, — daß ich gleich nach Mautern wolle, das hat ihm gar sehr zugesagt. Nebenher sprach er auch das eigentliche Bedenken aus, warum der Plan seiner Ansicht nach nicht durchgeführt werden kann; er sagte: „aber es gehören große Charaktere dazu, den Krieg in diesem Geist zu führen." —

Ich bin überzeugt, daß wir den Krieg in einer Weise führen können, die der Kühnheit der politischen Pläne entspricht. Wäre das nicht der Fall, dann dürften wir uns auch mit solchen politischen Plänen nicht tragen, wir hätten keinen berechtigten Anspruch darauf.

Oesterreichs Abrüstungs-Vorschlag. Bernhardi's erste Beziehung zu Bismarck und Reise nach Hannover.

18. April. Major v. Erhardt erzählte von dem eigenthümlichen Wesen des Münsterländer Adels.

Der steht noch ganz fremd in Preußen da und lebt in wunderlicher Weise in der Vergangenheit. — Erhardt war mit seinem Prinzen, als die 50jährige Vereinigung Westphalens mit Preußen gefeiert wurde, in dem schönsten Palast der Stadt Münster, bei Herrn v. Droste, einquartiert. — Da hing im Saal ein lebensgroßes Porträt Kaiser Karls VI., ganze Figur, und in allen Gemächern zahlreiche Bildnisse von Domherren und Bischöfen, aber nirgends etwas, das auf andere Lebens-Interessen gedeutet hätte; nirgends etwas Preußisches.

Frau v. Droste zeigte sich unzufrieden mit dem Benehmen des Königs und gestand auf Befragen, daß sie es sei; es mißfiel ihr,

daß der König ihren jüngeren Onkel, Galen, mehr berückſichtigte als deſſen älteren Bruder, den Majorats-Herrn, der doch „nach unſerer Auffaſſungsweiſe" viel vornehmer ſei.

Erhardt ſtellte vor, der ältere Graf Galen ſei doch nur ein reicher Gutsbeſitzer — der jüngere dagegen ſei Excellenz, ehemaliger Geſandter Preußens in Dresden und Madrid u. ſ. w. — Frau v. Droſte erwiderte etwas geringſchätzig: das möge wohl ſein — aber — Excellenz! — was iſt das? — das kann jeder werden! — Das Haupt des Hauſes Galen ſteht nach Münſterländer Auffaſſung unermeßlich höher.

Die meiſten der Herren ſind päpſtliche Kammerherren und erſchienen an dem ſolennen Feſttage mit dem päpſtlichen Kammerherrn-Schlüſſel, der an goldener Kette um den Hals getragen wird. Einer in der rothen päpſtlichen Uniform, anſtatt der preußiſchen ſtändiſchen.

20. April. Wahl des Prinzen Carl von Hohenzollern zum Fürſten der Walachei und Moldau. Sie darf nicht ohne Weiteres abgelehnt werden, weil Napoleon III. ſie natürlich veranlaßt hat. Er hat es wohl gethan, um ſeine Stellung in dem preußiſch-öſterreichiſchen Conflict zu kennzeichnen, und eben deshalb hat ſie in Wien außerordentlich mißfallen.

21. April. Zu dem Major v. Erhardt. Er zeigt ſich ſehr beunruhigt in Beziehung auf die Politik und erzählt mir das Neueſte vom Tage: Oeſterreich erklärt ſich bereit zuerſt abzurüſten, wenn Preußen ſich verpflichtet daſſelbe zu thun. Der König iſt darüber hoch erfreut; er ſcheint ganz zu überſehen, daß damit in der That gar Nichts gethan iſt, daß der eigentliche Zwiſt, die eigentliche Streitfrage ganz auf dem alten Punkt bleiben und der Löſung nicht um einen Schritt näher geführt werden. Er ſieht darin einen großen Erfolg, einen großen Triumph der preußiſchen Politik, und ſcheint geneigt ſich der Täuſchung hinzugeben, daß nun die Dinge im Weſentlichen geordnet ſeien.

Der Prinz Carl vollends ſcheint die Sache ſo anzuſehen oder wenigſtens ſo darſtellen zu wollen. Er hat dem Major Erhardt und ſeinen ſonſtigen Offizieren den Inhalt der öſterreichiſchen Depeſche mitgetheilt — heute früh — indem er dazu bemerkte: „nun iſt Alles

gut, Alles beigelegt!" — und er scheint unangenehm überrascht gewesen zu sein, als er bemerken mußte, daß seine Offiziere sehr lange Gesichter dazu machten.

Abends bei dem russischen Staatsrath Grimm in Gesellschaft. Es war auch eine Tochter des Maestro Meyerbeer darunter. Grimm machte mich auf die Toleranz aufmerksam, die in dem Hause herrschte. Die älteste Tochter des Maestro (Frau v. Korff) ist protestantischer Religion; — die zweite katholischer; die jüngste ist vorläufig noch Jüdin. (Vielleicht dient ihr die jüdische Religion als religion d'attente, wie in Burgund Jungfrauen einen zur Hälfte leeren Schild, als armoiries d'attente, zu führen pflegten; sie will sich nicht bekehren lassen, als bis sie weiß, von welcher Religion der „Zukünftige" sein wird, um sich nicht durch eine übereilte Bekehrung im entscheidenden Augenblick in der unrechten Kirche zu befinden.)

22. April. Zu G. Beseler, blos weil ich ihn lange nicht gesehen hatte; mein Besuch wurde auch sehr wohl aufgenommen.

Ein anderes Gespräch als über die Zeitläufte ist kaum möglich. Beseler sieht sehr schwarz: er glaubt nicht an Krieg, weil er nicht an die Festigkeit des Königs glaubt. Er weiß, seit Sonnabend schwankt der König und neigt zum Nachgeben und Frieden — seit Sonnabend, d. h. seit dem Eintreffen der österreichischen Botschaft, die für eine friedliche gehalten wird, obgleich sie in der That Nichts besagt. Diese Stimmung wird gesteigert durch den Prinzen Carl, der bemüht ist, sie in seinem Sinn auszubeuten. Der Prinz Carl „boudirt" Bismarck ganz unverhohlen, seitdem dieser das deutsche Parlament auf seine Fahne geschrieben hat. Kurz, Beseler glaubt, Bismarck wird weichen — seine Entlassung nehmen — man wird einlenken und „die Sache wird im Sande verlaufen".

Das sei zwar allerdings zu beklagen, aber doch vielleicht besser als ein energisches Vorschreiten, denn wie die Sachen bei uns stehen, sei doch nicht auf etwas Anderes zu rechnen, als auf eine lahme Kriegführung ohne Energie. Erfolge einer kühneren Politik können doch nur von einer kühnen und großartigen Kriegführung erwartet werden, und die sei nicht zu hoffen. Er habe neuerdings Clausewitz gelesen, und sich aus dessen Werken das Eine abstrahirt, daß es „der Nieder-

ſchlag eines großen Charakters" iſt, der den Feldherrn macht, und wo ſeien bei uns die großen Charaktere?

Auch ſei manches Andere ſchlecht eingeleitet, namentlich in den Elb-Herzogthümern. Es ſei ſehr zu bedauern, daß man die Regimenter herausgezogen hat, die den Feldzug mitgemacht hatten; denen kam das Land mit Dankbarkeit entgegen, ſie hatten ſich mit den Einwohnern befreundet — das Verhältniß war das allerbeſte, und wenn man ſie dort ließ, machten dieſe Regimenter Propaganda für Preußen. Anſtatt deſſen hat man andere hingeſchickt, die dem Lande fremd waren.

Außerdem hat der Civilkommiſſar Zedlitz auf die allerverkehrteſte Weiſe operirt. Die nationale Partei, auf die ſich Preußen ſtützen mußte, hat er aus reactionärem Dünkel von ſich geſtoßen, weil ſie ihm demokratiſch vorkam. Anſtatt deſſen hat er Leute an ſich gezogen, die ſich zu Spionirereien, Denuncirungen, elendem polizeilichem Treiben brauchen ließen oder gar dazu anboten, „und ſo gab es bald keinen ſchlechten Kerl in den Herzogthümern, der nicht von Zedlitz protegirt und angeſtellt war". Die Stimmung in den Herzogthümern iſt in Folge deſſen ganz entſchieden anti-preußiſch.

(NB. Er hat das Land zuletzt vor anderthalb Jahren geſehen. Seitdem — d. h. ſeitdem Schleswig ausſchließlich unter preußiſcher Verwaltung ſteht — ſollen ſich die Dinge dort, wenn auch nicht in Holſtein, in dieſer Beziehung um etwas — Sanguiniker behaupten ſogar bedeutend — gebeſſert haben.)

Unter dieſen Umſtänden hält Beſeler den Auguſtenburger — ſeine Einſetzung in den Herzogthümern — jetzt wieder, vor der Hand wenigſtens und wenn auch nur als Uebergang, für eine Nothwendigkeit; das ſei freilich ſchlimm auch für die Herzogthümer ſelbſt. „Aber", rief er mit plötzlicher Heftigkeit aus: „man iſt ja nicht verpflichtet die Herzogthümer glücklich zu machen! — habeant sibi! — nach zehn Jahren werden ſie ihres Herzogs ſchon überdrüſſig ſein!"

Im Ganzen machte mir das Alles das Herz noch ſchwerer.

Zu Haus und früh zu Bett, blos weil ich mich in meiner Stimmung kaum fähig fühlte, mich zu beſchäftigen — und dann weil

Tristram Shandy entschieden Recht hat: der Mensch erträgt Seelenleiden am besten in liegender Stellung!

23. April. General Brandt war früh bei mir und wollte orientirt sein; ich wußte ihm eben auch nicht viel zu sagen und konnte nur seine Sorgen theilen.

Während er noch da war, kam Professor Giesebrecht zu mir, der in München an Sybels Stelle getreten ist.

Er ist auf wenige Tage hier — und sehr verwundert über die ruhige Stimmung, das stille, geräuschlose Wesen, das er hier wahrnimmt, während im südlichen Deutschland, namentlich in Bayern, Alles in Feuer und Flammen ist, Alles von leidenschaftlichem Säbelgerassel erfüllt und von leidenschaftlichem Verlangen nach Krieg mit Preußen beseelt. — Er schilderte uns die bayrischen Rüstungen in den lebhaftesten Farben — und war sehr verwundert, daß uns das Alles gar nicht imponiren wollte. Er scheint wirklich erwartet zu haben, man werde sich hier vor Bayern fürchten.

Brandt fragte, ob er nicht vielleicht die drei Batterien gesehen habe, die vor kurzem durch die Friedrichsstraße marschirt seien? — Nein! — Schade; in demselben mustergültigen Zustand wie diese drei Batterien sei die ganze preußische Armee! — Ich erlaubte mir zu bemerken, daß uns der Zustand der bayrischen Armee und ihr mäßiger militärischer Werth hinlänglich bekannt sei.

Dann gab sich Giesebrecht als geborenen Preußen und sehr entschiedenen preußischen Patrioten zu erkennen, wollte aber als solcher den Krieg unbegreiflich finden. Wozu? — fragte er; in dreißig Jahren werde Preußen ganz von selbst an der Spitze Deutschlands stehen.

Max Duncker bei mir. Seine gestrige Conferenz mit Bismarck. Sehr merkwürdig; — Bismarck fängt mit dem Geständniß an, daß er die Sache nicht weiter führen könne. Mit ihrer Depesche vom 7. April mußte man nach seiner Meinung die Oesterreicher „fassen" — um den Inhalt dieser Depesche mußte man den Bruch herbeiführen; darauf war die Antwort auch eingerichtet — aber der König hat, gegen Bismarcks Willen, am Schluß die Clausel eingefügt: man wolle bei alledem die Rüstungen

in Preußen wieder rückgängig machen, wenn Oeſterreich zuerſt abrüſte. Damit war den Oeſterreichern ein Ausweg geöffnet, und ſie haben ihn benutzt! —

Nun ſchwankt der König, wie Bismarck ganz unverhohlen erklärt; man hat auf die Vorſchläge Oeſterreichs eingehen müſſen; nur mit Mühe hat es Bismarck dahin gebracht, daß die Zuſtimmung einigermaßen vorſichtig verklauſulirt worden iſt; — daß man erklärt hat Zug um Zug in demſelben Maß abrüſten zu wollen wie Oeſterreich, aber nicht eher damit beginnen werde, als bis man authentiſch wiſſe, daß von Seiten Oeſterreichs wirklich die getroffenen Maßregeln rückgängig gemacht worden ſind, und in welchem Maß.

Bismarck hofft nun, daß Oeſterreich dieſe Bedingungen nicht annehmen wird — aber er nennt das ſelbſt eine ſchwache Hoffnung.

Bismarck erklärt ſich bereit zurückzutreten und die Führung der Geſchäfte einem liberalen Miniſterium zu überlaſſen, wenn ein ſolches Miniſterium die Sache weiter zu führen vermöge. Aber er fragt: iſt ein liberales Miniſterium in dieſem Augenblick möglich und vermag es „die Sache weiter zu führen"?

Max Duncker erwidert: es komme darauf an einen Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten zu finden; davon hänge die Möglichkeit ab; der ſei jetzt vor Allem wichtig; das Uebrige würde ſich geben.

Nun ja! meint Bismarck, aber wer ſoll dieſer Miniſter ſein? — etwa Uſedom? der ſei „ein liebenswürdiger Converſations-Miniſter" und Nichts weiter; der habe nicht den Grad von Energie, den die jetzigen Verhältniſſe fordern.

Das muß Max Duncker zugeben, und ſo ſcheint ſich denn ſchließlich zu ergeben, daß ein liberales Miniſterium eben nicht möglich ſei.

Bismarck kommt dann darauf, daß man die Bevölkerung Deutſchlands für die Bundes-Reform und das deutſche Parlament in Bewegung zu ſetzen ſuchen müſſe. Im ſüdlichen Deutſchland werde die Sache wohl gehen; die dortigen Liberalen würden die Sache wohl ganz von ſelbſt aufnehmen, weil ſie dem entſpreche, was ſie beſtändig fordern. — Die Kurheſſen gehen auch mit, weil ihnen in ihrer traurigen Lage

Alles erwünscht ist, was eine Veränderung verspricht —: aber Hannover! wie steht es da? — Es wäre wünschenswerth, wenn man Herrn v. Bennigsen gewinnen und bestimmen könnte sich der Sache anzunehmen und sie dort in Gang zu bringen. Ob Max Duncker sich mit ihm zu solchem Ende in Verbindung setzen könne?

Nein! seine Stellung beim Kronprinzen gestatte ihm nicht sich darauf oder überhaupt in eine politische Action einzulassen.

Nun verlangt Max Duncker von mir, ich soll mit Roon sprechen — aber sofort, noch heute! — Ich soll die Minister zur Standhaftigkeit ermahnen; soll ihnen vorhalten, daß sie unmöglich nach „Olmütz gehen können" — daß sie aber gar wohl „einen Trumpf darauf setzen können", daß der König in der eingeschlagenen Richtung einer energischen Politik bleibe; — daß sie gar wohl „einen Druck" auf den König ausüben können, indem sie damit drohen ihren Abschied einzureichen, da der König sie in diesem Augenblick gar nicht entbehren und entlassen kann. — Außerdem schlägt mir Max Duncker vor, ich soll mich erbieten nach Hannover zu reisen und mit Bennigsen zu sprechen. Das bin ich sehr geneigt zu thun.

Dann erzählte mir mein Freund auch seine heutige Conferenz mit dem Kronprinzen. Der ist und bleibt durchaus augustenburgisch gesinnt, gegen Bismarck u. s. w.

Duncker will seine Stellung bei dem Kronprinzen aufgeben, so wie die gegenwärtige Krisis vorüber ist. Das thut mir herzlich leid — denn ich verliere ihn damit wahrscheinlich aus meiner Nähe — aber ich kann es nicht tadeln. Eine Stellung, in der er Nichts vermag, in der er den wirklichen Einfluß doch einem Stockmar und Friedberg überlassen muß, ist seiner nicht würdig — und, da er doch Nichts über den Kronprinzen vermag, keinen Einfluß auf dessen Ansichten, auf dessen künftiges Thun und Lassen üben kann, ist es natürlich, daß er auch nicht dafür verantwortlich sein will.

Ich ging dann zu Roon, fand ihn aber nicht zu Hause und sagte mich für den andern Tag an. Als ich dann zu Max Duncker zurückkehrte, um ihm das zu sagen, fand ich ihn, den ich nicht gerade niedergeschlagen — denn das ist er eigentlich nie — wohl aber sehr besorgt verlassen hatte, in einer gehobenen Stimmung. Die Abendzeitungen

hatten ihn in dieſe Stimmung verſetzt. „Die Italiener rüſten", ſagte er mir hocherfreut — „nun können die Oeſterreicher nicht abrüſten" — und der ganze Schriftwechſel, der uns ſo viel Bedenken erregte, bleibt ganz ohne Ergebniß.

24. April. Um 10 Uhr zu Roon. Ich komme, um meine Dienſte anzubieten, da in dieſer ernſten Zeit wohl ein Jeder aufgefordert iſt zu thun, was er kann. Ich habe erfahren, daß der König ſeit Sonnabend ſchwankend geworden iſt.

Roon: Wer ſagt das? — Das iſt nicht der Fall! — Der König iſt feſt; im Gegentheil, Roon ſelbſt hat noch geſtern einen wahren Zorn-Ausbruch des Königs erlebt über die Berechnungen, die auf ſeine vorausgeſetzte Schwäche ſpeculiren. — Ebenſo iſt vollkommen unbegründet, was man von einer Meinungs-Verſchiedenheit zwiſchen dem König und Bismarck, „zwiſchen Herrn und Diener vermuthet." Der König iſt vollkommen einverſtanden mit Herrn v. Bismarck.

Ich: Das iſt mir eine große Beruhigung; denn jedes Zurückweichen wäre jetzt unbedingt verderblich.

Roon (mit großer Zuverſicht): Davon iſt nicht die Rede; es muß gehen und es wird gehen.

Ich: Herr v. Bismarck hat nun den Gedanken an eine Reform des deutſchen Bundes ausgeſprochen; wenn das zu irgend etwas führen ſoll, wird es nöthig ſein, die liberale Partei in Deutſchland außerhalb Preußens zu Hülfe zu nehmen, damit die Sache nicht durch die Regierungen in's Stocken gebracht wird, deren böſer Wille nicht zweifelhaft iſt. Das ſüdliche Deutſchland wird aller Wahrſcheinlichkeit nach ganz von ſelbſt auf die Sache eingehen. Außerdem kommt Herr v. Roggenbach in dieſen Tagen hierher — Herr v. Treitſchke iſt bereits ſeit mehreren Tagen hier — mit denen läßt ſich darüber ſprechen. Aber auch Hannover kommt in Betracht; dort werden die Dinge ſich jedenfalls nicht ganz von ſelbſt machen. Es könnte von Nutzen ſein ſich mit Herrn v. Bennigſen in Verbindung zu ſetzen, um ſeinen Einfluß dafür zu gewinnen. Herr v. Bismarck kann das nicht thun, ſeine Stellung erlaubt ihm das nicht, das verſteht ſich von ſelbſt; es muß es ein Privatmann thun, der ganz unabhängig daſteht, in keinen Be-

ziehungen zu der Regierung steht. Ich bin dazu erbötig. Wenn Herrn v. Bismarck dadurch ein Dienst geschieht, bin ich gern bereit nach Hannover zu reisen und mit Herrn v. Bennigsen zu sprechen.

Roon hat eine geringe Meinung von Bennigsen und glaubt auch, daß dessen Einfluß auf die Partei nicht mehr der frühere ist, daß er in der That nicht mehr sehr weit reicht; wird aber doch mit Bismarck darüber sprechen und mir dann Bescheid sagen.

Das Gespräch wendet sich auf die allgemeinen Angelegenheiten zurück, und es zeigt sich, daß die Zuversicht doch nicht ganz so entschieden ist, als anfänglich zur Schau getragen wurde; es zeigen sich sogar Besorgnisse!

Roon bedauert, daß Bismarck krank ist; — das ist ein schlimmer Umstand! — Wenn er an der Spitze der Geschäfte bleiben kann und bleibt, dann wird es gehen — muß er aber zurücktreten, dann kann man für Nichts stehen! —

Ich: Sie wissen, daß ich immer vollkommen offen mit Ihnen spreche — meine Mittheilungen können ja auch nur Werth für Sie haben, insofern ich das thue — und so will ich denn auch jetzt ganz offen sagen, daß ich keineswegs mit Allem einverstanden bin, was geschehen ist; es sind Fehler begangen worden, die nach meiner Meinung besser unterblieben wären.

Roon (wirft dazwischen): Ja, wer begeht nicht Fehler!

Ich: Aber jetzt treten diese Dinge jedenfalls in den Hintergrund; jetzt kommt es darauf an, daß Herr v. Bismarck seine Stellung behauptet und seine Politik durchführt. Wenn er zurücktreten muß, und in der äußeren Politik nachgegeben wird, dann treiben wir haltungslos auf die Revolution zu.

Aber es können sehr energische Entschlüsse nothwendig werden — sehr große! Ist Herr v. Bismarck auch gewiß, daß der Entschluß nicht im entscheidenden Augenblick versagen wird?

Roon: Sie wollen sagen, ob die Nerven des Königs auch fest genug sein werden! — Ich glaube ja!

Ich: Es wird von vielen Seiten her daran gearbeitet, ihn wankend zu machen.

Roon: Ja leider von gar vielen Seiten her, in seiner unmittel-

baren Nähe — und von Seiten her, von wo er Unterſtützung und Ermuthigung erwarten ſollte.

Ich: Namentlich iſt eine gewiſſe Coterie in ſtörender Weiſe thätig, die mein Freund Droyſen etwas unäſthetiſch die Wanzen nennt, die ſich in den königlichen Schlöſſern eingeniſtet haben.

Roon: „Ja! dieſe Haus- und Familien-Wanzen!“ — Er fragte dann nach Treitſchke und ſprach den Wunſch aus ihn kennen zu lernen. „Das kann ich vermitteln.“ —

Im Archiv Kehler geſprochen. Der ſagt mir: die eigentlichen Junker, die ganz correcten oder extremen Anhänger der Kreuz-Zeitung, ſind wüthend über Bismarck, Herr v. Gerlach natürlich an der Spitze. Das deutſche Parlament, das er auf ſeine Fahne geſchrieben hat, und das allgemeine Stimmrecht, das ſind die Dinge, die ihnen gar nicht gefallen wollen. Läßt ſich denken.

Abends werde ich wieder zu Roon beſchieden. — Gehe zu ihm. Er hat Bismarck bereits geſehen: Bismarck acceptirt mein Anerbieten nach Hannover zu reiſen und wünſcht mich vorher zu ſehen. — Gehe zu Max Duncker ihm das zu ſagen; er iſt ſehr darüber erfreut; erzählt: Gruner giebt ſich große Mühe die Königin hier in Berlin zurückzuhalten. Er möchte ſie gern bereden ihre Abreiſe nach Baden und an den Rhein zu verſchieben, bis die Kriſis vorüber iſt!

27. April. Billet von Bismarck; zu ihm beſchieden. — Um 1 Uhr zu Bismarck. Im Saal finde ich einen Fremden, der ſchon ſeit einiger Zeit zu warten ſcheint; einen ganz hübſchen Mann von etwa 40 Jahren. Ich knüpfte ein Geſpräch mit ihm an über die koſtbaren chineſiſchen Tapeten des Saals, die ich früher nie bemerkt hatte. — Nach einiger Zeit geht der Geheime Legationsrath und vortragende Rath Hepke durch den Saal — tritt an den Fremden heran und fragt, ob er noch den Vorzug habe, von ihm gekannt zu ſein. Der Fremde antwortet höflich, weiß ſich ſeiner ſehr wohl zu erinnern — u. ſ. w. — in dem Augenblick wird er in Bismarcks Cabinet entboten.

Ich frage, wer der Fremde iſt? — „Ja, wenn ich Ihnen das ſagen ſoll!“ antwortete Hepke und zuckte die Achſeln: „ich habe den

Mann irgendwo in Süddeutschland gesehen — aber wo — und wann — das weiß ich nicht; — und wenn ich sagen soll wie er heißt" — und er zuckte von Neuem die Achseln.

Bismarck läßt sich entschuldigen, daß er mich warten läßt. — Nach längerer Zeit, wie ich dann in das Cabinet beschieden werde, begegnet mir der Fremde, der eben heraustritt, und redet mich, indem er mir die Hand bietet, mit den Worten an: „Ich habe soeben vom Grafen Bismarck erfahren, wer Sie sind — es freut mich sehr, daß ich Sie bei dieser Gelegenheit kennen lerne; — aus Ihren Werken kenne ich Sie schon lange: ich heiße Roggenbach!"

Stundenlanges Gespräch mit Bismarck, unter vier Augen — sein Arbeitstisch zwischen uns. Offenbar ist es ihm weniger um die besondere Mission zu thun, die ich in diesem Augenblick übernehme, als darum, mich im Allgemeinen zu instruiren. — Ich fand demnach kaum Gelegenheit flüchtig anzudeuten, in welcher Weise ich Herrn v. Bennigsen gegenüber aufzutreten, was ich ihm zu sagen gedenke — das wurde Alles leichthin gebilligt — und Bismarck ging sofort auf die allgemeinen Verhältnisse über. Von denen sprach er mit einer Offenheit, die mich in Erstaunen setzte — besonders einem Menschen gegenüber, mit dem er zum ersten Mal im Leben ein wirkliches Gespräch hatte, den er in der That noch gar nicht kannte. Seine freimüthige Art, sich über die Person des Königs zu äußern, setzte mich dabei am meisten in Verwunderung.

Zuerst und vor Allem suchte er mich davon zu überzeugen, daß er nicht durch persönliche Rücksichten bestimmt wird oder durch Berechnungen eines trivialen Ehrgeizes; daß es ihm nicht etwa darum zu thun ist sich in seiner Stellung zu behaupten oder dergleichen — sondern lediglich um die Sache, um Preußens Größe und Macht. Dabei, meint er, sollten ihn die Liberalen unterstützen, wenn sie irgend verständig wären, sie sollten sich keine Sorgen machen „um das bischen Liberalismus", das sie dabei etwa einbüßen; das will wenig bedeuten! — Das holen sie nachher in sechs Wochen wieder ein unter dem ersten besten liberalen Ministerium — und jedenfalls werde unter dem Kronprinzen ein anderes Regiment eintreten. — Was ihn, Bismarck, betrifft, so könne es wohl sein, daß er nicht im

Stande ſein werde, das begonnene Werk zu vollenden — daß er zurücktreten müſſe, und er würde das ganz gerne thun, würde ganz gern die Sache in die Hände eines liberalen Miniſteriums legen, — wenn er nur hoffen könnte, daß dieſes liberale Miniſterium im Stande ſein werde ſie mit Erfolg zu Ende zu führen. Aber wo ſind die Leute dazu, wo ſind die liberalen Miniſter, von denen man ſo etwas erwarten könnte? — wer ſind ſie? — Schwerin ſei doch wahrlich nicht der Mann.

Ich: Fach-Miniſter ließen ſich allenfalls finden; aber es käme jetzt vor Allem auf den Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten an, und der wäre kaum zu finden; der fehlt.

Bismarck: Eben! ſo iſt es! — und wer ſollte dieſer Miniſter ſein? — Uſedom? — Der iſt ein Konverſations-Miniſter; ein liebenswürdiger Feuilletoniſt, eine geiſtreiche Dame. Oder etwa Goltz? — Nun, der iſt zänkiſch und ſchwankend. Er weiß ſich mit Niemand zu vertragen und ſieht die Dinge von einem Tage zum andern in ſehr verſchiedenem Licht; bald überſchwänglich zuverſichtlich und hoffnungsvoll, bald wieder ganz entmuthigt, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" — ſo ſind ſeine Berichte aus Paris von einer Woche zur anderen verſchieden wie Tag und Nacht. Dann aber auch könnte ein liberales Miniſterium den König, der ihm nie ganz trauen würde, noch weniger als er, Bismarck, zu den energiſchen Entſchlüſſen bewegen, die gefaßt werden müſſen, und die Sache würde an dem Könige ſcheitern.

Was das Nächſte anbetrifft, ſoll ich die Leute, mit denen ich ſpreche, nur ja vor allen Dingen davon zu überzeugen ſuchen, daß die Forderung einer Bundes-Reform, die er ausgeſprochen hat, keineswegs „ein Noth-Schuß" ſei; nicht etwa ein bloßes Auskunfts-Mittel, zu dem er in der Verlegenheit gegriffen habe, um herauszukommen, ſondern: „ein Programm." Die Bundes-Reform iſt ein Plan, der bei ihm ſchon ſeit lange feſtſteht, ſeitdem er politiſch mündig geworden iſt. — Politiſch mündig ſei er allerdings nicht geweſen, als er vom Lande aus in das öffentliche Leben eintrat. Damals habe er ſich allerdings das Weſen der conſervativen Intereſſen und die Politik Oeſterreichs ganz anders gedacht, als ſie ſeien; er

habe geglaubt, daß ein redliches Zusammengehen mit Oesterreich möglich und die Bedingung der Macht und Sicherheit Deutschlands und der Ruhe Europas seien. Aber als Gesandter am Bundestag habe er sich bald überzeugt, daß von einem solchen Zusammengehen nicht die Rede sein könne, weil Oesterreich eben nicht redlich sei in seinen Beziehungen zu Preußen, weil Oesterreichs Politik Preußen gegenüber eine Politik der Mißgunst sei. Seitdem er das eingesehen hat, ist die Reform des Bundes und das deutsche Parlament sein Programm. Das soll ich auch Bennigsen sagen.

Ich: Das kann ich nicht sagen; denn wenn ich es sage, spreche ich nicht als ein unabhängiger Mann, der außer allen Beziehungen zu der Regierung steht, wie ich doch will und muß; ich spreche dann als Ihr Vertrauter; denn woher kann ich das wissen, als eben von Ihnen selbst?

Bismarck: Nun! Sie wissen es sonst irgendwoher!

Ich: Worauf, auf welches Zeugniß kann ich mich dann aber berufen? — Ich muß mich doch auf irgend eine bestimmte Autorität berufen, wenn die Sache irgend welches Gewicht, irgend eine Authenticität und Bedeutung haben soll.

Bismarck (antwortet darauf nicht eigentlich, sondern erzählt): Als der Fürst Hohenzollern und Rudolf Auerswald an der Spitze der Geschäfte standen, wünschten sie einmal Bismarck, der Gesandter am Bundestage war, zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu haben. (NB. Das klingt seltsam, aber sie waren allerdings Schleinitz und seine Schwäche nach den Erfahrungen von 1859 sehr entschieden überdrüssig; daß sie sich nach einem anderen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wirklich umsahen, dessen glaube ich mich zu erinnern — vielleicht wollten sie Bismarck mit sich verbinden, weil sie von ihm verdrängt zu werden fürchteten.) — Bismarck wurde deshalb hier nach Berlin und dann eines Tages mit Hohenzollern, R. Auerswald und Schleinitz zusammen zum König beschieden. Hier setzte Bismarck seinen Bundes-Reform- und Parlaments-Plan auseinander; — Schleinitz sprach dagegen und erklärte sich für „Zusammengehen und Bündniß mit Oesterreich". — Der König entschied sich „für jetzt" für diese letztere Ansicht, und Bismarck wurde von Frankfurt a. M. weg nach Petersburg versetzt.

Ich: Nun iſt es gut! — nun kann ich mich auf meinen verſtorbenen Freund Rudolf Auerswald berufen.

Bismarck kommt darauf zurück, daß er vielleicht zurücktreten müſſe, denn er frage ſich, ob er den König zu den energiſchen Entſchlüſſen werde bringen können, die nöthig ſeien. Bei den vielerlei Einflüſſen, die ſich geltend machen — und zwar von Seiten der Perſonen, die dem König am nächſten ſtehen — ſei das ſehr fraglich. Gerade die beſten Eigenſchaften des Königs, ſeine Milde, ſeine Scheu vor dem Jammer, den ein Krieg herbeiführt — die ſind ihm da im Wege. — „Und ſeine paſſive Zuſtimmung genügt mir nicht!“ — Der König muß entſchloſſen activ einſchreiten und eingreifen im Sinn der verlangten Politik. Nun halte er, Bismarck, es allerdings für unzuläſſig ſeine Demiſſion zu geben, blos weil er etwa den König nicht unbedingt für ſeine Vorſchläge gewinnen könne; er würde das alſo nicht leichthin thun — „aber es giebt doch Dinge, zu denen ich meinen Namen nicht hergebe“ — und tritt der Fall ein, ſo ſcheidet er aus dem Miniſterium.

Ich: Das iſt natürlich und kann nicht anders erwartet werden. Die Nothwendigkeit eines ſolchen Schrittes müßte, wie die Sachen jetzt liegen, durchaus vermieden werden. Denn wenn Sie jetzt gerade zurücktreten müſſen, treiben wir haltlos und rettungslos der Revolution zu.

Bismarck entließ mich mit dem Wunſch, daß ich gleich wieder zu ihm komme, wenn ich aus Hannover zurückgekehrt bin, ihm zu ſagen „wie dort die Karten liegen“.

Er macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieſer Bismarck; er iſt jedenfalls was man ein Original zu nennen pflegt — aber er imponirt bei alledem. Man wird bald gewahr, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menſchen zu thun hat — und daß er viel höher ſteht, als die vulgäre öffentliche Meinung ihn taxirt. Sein Ehrgeiz iſt nicht von der gewöhnlichen, trivialen Art; es liegt ihm nicht ſowohl daran etwas vorzuſtellen, wie man das zu nennen pflegt, — als daran, etwas Mannhaftes zu leiſten in der Welt; es iſt ihm weniger um ſeine Stellung und ſeine Perſon als um Preußen und Deutſchland zu thun.

Abreise schon im Abenddunkel nach Hannover. Gesellschaft im Eisenbahnwagen: ein junger Mann aus Cöln. — Der hörte nicht gern, daß seine Vaterstadt der preußischen Herrschaft sehr viel verdanke — wiewohl ich die Sache schonend so wendete, daß die Verhältnisse, in welche die Vereinigung mit Preußen die Stadt versetzt hat, als das eigentlich wirksame Moment hervortraten, nicht die Thätigkeit der Regierung — und wiewohl er selbst gestehen mußte, daß Cöln unter französischer Herrschaft zu einem elenden Bettlernest herabgesunken war. — Dann war da ein kleiner tapferer Jude, ein Handlungsdiener, der eben von Leipzig zurückkam und erklärte, es sei da dieses Jahr eigentlich gar keine Messe gewesen, Geschäfte seien so gut wie gar keine gemacht worden. Der zeigte sich sehr kriegsmuthig, sehr überzeugt von der Nothwendigkeit des Krieges, der durch die Intriguen des Herrn v. Beust unvermeidlich geworden sei, und von dem guten Recht Preußens, das zum Kriege gezwungen werde — und das war beachtenswerth, eben weil der Mann von der Leipziger Messe kam. — Endlich ein jugendlicher Handlungsdiener aus Crefeld, der nach Hause reiste, und so ziemlich die Gesinnung aussprach, die unter den rheinischen „Geschäfts-Leuten", d. h. unter den philisterhaften Plusmachern quand même herrscht. Der war friedenswüthig, trug einen wüthenden Haß gegen Bismarck zur Schau und dachte und glaubte nicht anders, als daß Bismarck den Krieg muthwillig, ohne Noth, herbeiführt, blos aus persönlichen Rücksichten, blos weil er kein anderes Mittel mehr weiß sich in seiner Stellung zu behaupten. So sieht man die Dinge am Rhein an.

28. April. Ankunft in Hannover. Anfrage bei Bennigsen, wann ich ihn sprechen könne. Er erscheint um 10 Uhr bei mir. Anderthalbstündiges Gespräch.

Ich setzte zunächst die Lage der Dinge in Berlin auseinander; erzählte, wie die Annexion der Herzogthümer durch die Fehler des Herzogs oder Samwers eine Nothwendigkeit geworden sei, ja in der That unvermeidlich.

Bennigsen warf dazwischen, von Kiel aus habe man ihm die Sache anders dargestellt; da hat man ihm erzählt, der Herzog sei stets zu allen Conzessionen bereit gewesen, die Preußen gerechterweise

verlangen konnte; er habe die Anerbietungen stets erneuert; Bismarck aber, der von Anfang an die Annexion im Auge gehabt, sei nie darauf eingegangen.

Ich: Dem ist nicht so; diese Darstellung ist nachträglich construirt, um die Fehler zu maskiren, welche die Leute begangen haben. „Sie wissen, daß ich in der Lage war den wirklichen Hergang zu kennen." Wenn der Herzog wirklich immer zu allen billigen Concessionen bereit gewesen wäre, wie hätte es dann wohl kommen können, daß er nicht schon seit zwei Jahren, seit der bekannten Erklärung Preußens vom 28. Mai 1864, regierender Herr in den Herzogthümern ist? Ich habe selbst die größten Anstrengungen gemacht die Herren in Kiel dahin zu bringen, daß sie sich Preußen anschlössen; vergebens! sie haben das nie gewollt; sie haben auf alle Forderungen Preußens stets ablehnend oder ausweichend geantwortet, ihre Stütze in den Mittelstaaten und in Oesterreich gesucht — die Mittelstaaten und Oesterreich zum Widerstande gegen Preußen aufgestachelt. Und nun ist es dahin gekommen, daß Oesterreich uns mit einem Krieg bedroht, in dem natürlich viel mehr beabsichtigt wird als die Einsetzung des Augustenburgers in den Herzogthümern; nicht weniger als die Schwächung und Erniedrigung Preußens. Bismarck hat nun seinerseits die Bundesreform und das deutsche Parlament auf seine Fahne geschrieben, mit einer Art von Nothwendigkeit; denn der Preis muß des Kampfes werth sein, und die Herzogthümer allein wären kein angemessener Preis für einen Kampf, wie der ist, der uns bevorsteht. Wir Anderen, die Reste der altliberalen Partei in Preußen, wir sind nun zu dem Schlusse gekommen, in dem uns selbst ein Theil der Fortschrittspartei zustimmt, daß Bismarcks Anerbietungen, die Bundesreform und das deutsche Parlament betreffend, angenommen und unterstützt werden müssen, daß Bismarcks Ministerium überhaupt unterstützt werden muß, weil eine Ministerveränderung in Preußen in diesem Augenblick ein großes Unheil wäre. Sie würde einen Systemwechsel herbeiführen, ein friedliches Nachgeben — und das wäre durchaus verderblich. Eine zweite Reise nach Olmütz wäre für Preußen — und für Deutschland — durchaus verderblich; es darf nicht geschehen, denn es würde einen inneren Zerfall des preußischen Staates zur Folge

haben, und darum muß Bismarck gehalten werden. Was wird man hier thun, d. h. was wird die liberale Partei hier thun?

Bennigsen: Man wird sich abwartend verhalten; weder opponiren, noch Bismarcks deutsche Politik unterstützen. Opponiren wird man nicht, weil die Bundesreform und das deutsche Parlament an sich gerade die Dinge sind, welche die liberale Partei fortwährend verlangt hat; unterstützen aber werde man Bismarcks Vorschläge auch nicht. Er, Bennigsen, könne selber seinen politischen Freunden nicht rathen, diese Vorschläge zu unterstützen, das wäre gegen seine Ueberzeugung. Aber selbst, wenn er es thun wollte, würde er damit nicht durchdringen. Man glaubt nicht, daß es Bismarck Ernst ist mit der Bundesreform; man glaubt, daß er sie nur vorschiebt, um Conzessionen von Oesterreich zu erhalten und sie wieder fallen zu lassen, wenn sie diesen Zweck erfüllt haben. — Man glaubt auch nicht, daß es ihm Ernst ist mit dem Krieg; — man glaubt nicht an den Krieg — man hält ihn gar nicht für möglich —, denn Bismarck könne gar nicht Krieg führen; er hat die öffentliche Meinung zu bestimmt und zu allgemein gegen sich.

Ich: Es ist voller Ernst sowohl mit der Bundesreform als mit dem Krieg, täuschen Sie sich darüber nicht! — Was die Bundesreform anbetrifft, so ist sie keineswegs, wie man wohl glauben könnte, blos ein Auskunftsmittel der Verlegenheit, zu dem er in der Noth gegriffen hat. Sie ist vielmehr seit lange Bismarcks Programm; ein alter Plan, den er schon seit lange verfolgt. (Erzähle ihm, was mir Bismarck gestern mitgetheilt hat; Bennigsen nimmt an, ohne mein Zuthun, daß ich es durch R. Auerswald weiß, und zeigt sich verwundert.)

Ich: Was dann den Krieg anbetrifft, so kann Bismarck allerdings Krieg führen und mit dem gehörigen Nachdruck; auch darüber sollte man sich nicht täuschen. Er verfügt über eine vortreffliche Armee, die nie in einem besseren Zustand war als gerade jetzt — und die finanziellen Mittel zu einem ersten Feldzug sind in seiner Hand. Zu einem ersten Feldzug braucht er die Kammern nicht —: nach einem ersten erfolgreichen Feldzug aber stellen sich die Dinge jedenfalls anders, wenn ja noch ein zweiter nöthig werden sollte.

Bennigsen: Das mag sein, dadurch wird aber hier für jetzt

Nichts geändert. Um auf Unterstützung durch die liberalen Parteien außerhalb Preußens rechnen zu können, müßte Bismarck zweierlei thun —: er muß seine bestimmten Vorschläge für die Bundesreform bekannt machen, damit man sieht, was er eigentlich beabsichtigt, und ob es der Mühe werth ist; — und dann muß er in Beziehung auf den Conflict im Innern in etwas einlenken.

Ich: In Beziehung auf die Bundesreform ist wohl die Hauptsache und entscheidend, daß auf einem bestimmten Termin zur Einberufung des deutschen Parlaments bestanden wird. Darauf kommt es an. Wollte man sich erst auf Unterhandlungen und Hin- und Herreden mit den Regierungen einlassen, um sich über den Inhalt der Vorlagen zu einigen, dann werden von den verschiedenen Regierungen unabsehbare Schwierigkeiten erhoben und Einwendungen gemacht, die Discussionen gehen in's Weite, und das Parlament kommt sehr gewiß nie zusammen. Was den Conflict im Innern betrifft, so wird man allerdings früher oder später einlenken müssen, das versteht sich —: es kann aber erst nach einem namhaften Erfolg in der äußeren Politik geschehen; erst nach einem solchen Erfolg kann es ohne Gefahr geschehen. Wollte man es ohne einen solchen Erfolg thun, so wäre es bedenklich und könnte geradezu verderblich werden. Uebrigens, der Wunsch zu einer Verständigung zu kommen, ist da; die Regierung hat ihn in der letzten Zeit wiederholt in den öffentlichen Blätter angedeutet. Die Artikel werden Ihnen nicht entgangen sein.

Bennigsen: Bismarck muß die Bekanntmachung seiner Vorlagen und das deutsche Parlament allerdings nicht verschieben, bis er sich mit den deutschen Regierungen darüber geeinigt hat; er soll seine Vorlagen gleich jetzt öffentlich bekannt machen, ohne sich darüber mit den anderen Regierungen geeinigt zu haben, damit man sieht, um was es sich handelt. Was den inneren Conflict und dessen Beilegung anbetrifft, so genügen einige officiöse Artikel nicht. Entspricht Bismarck diesen beiden Forderungen, dann wird man hier die Sache aufnehmen, für die Bundes-Reform eintreten und Preußen unterstützen. Anfangs allerdings etwas kühl und mit geringem Eifer — nach und nach aber mit steigendem Interesse — und kommt es dann

zu einem Kriege, dann erwacht im Lande der zweihundertjährige Haß gegen Oesterreich — dann „kann Preußen die Hand auf Hannover legen" und über dessen Kräfte verfügen. Bis dahin wird die Regierung gegen Preußen und die vorgeschlagene Reform sein.

Ich frage nach den hiesigen Zuständen: „Ist Ihr König noch zurechnungsfähig?"

Bennigsen: „Ich halte ihn schon lange nicht mehr dafür" — die Dinge hier stehen um so unsicherer, weil die Unzufriedenheit vorzugsweise in den Kreisen herrschend ist, in denen die Regierungen sonst ihre Stütze zu suchen pflegen: unter dem Adel, in der Armee und im Beamtenstande — und weil die Erbitterung, die in diesen Kreisen herrscht, schon längst nicht mehr gegen das Ministerium gerichtet ist, sondern gegen den König persönlich. Tritt eine ernste Krisis ein, so wird der König sofort gezwungen abzudanken, und dann „kann Preußen die Hand darauf legen" — dann kommt der Kronprinz zur Regierung, der 19 oder 20 Jahre alt ist — der von Natur ganz gute Anlagen haben soll — dessen Bildung aber bisher in der seltsamsten Weise vernachlässigt worden ist. Man hat ihn bis ganz vor Kurzem, bis vor wenigen Monaten, ganz wie ein Kind behandelt und namentlich so gut wie gar Nichts lernen lassen. Nun soll plötzlich nachgeholt werden, was so viele Jahre über versäumt worden ist, und der junge Mann wird nun in größter Eilfertigkeit „voll Kenntnisse gestopft", die er gar nicht bewältigen kann.

Bennigsen zeigt sich sehr besorgt in Beziehung auf die Chancen des Krieges — ich suche ihn zu beruhigen, indem ich ihm von dem vortrefflichen Zustand und dem guten Geist der Armee sprach — und da er am Ende wieder sehr ungläubig fragte: „Aber kann denn Bismarck wirklich Krieg führen?" — antwortete ich ihm mit möglichst starkem Nachdruck:

„Ja! er kann Krieg führen, zweifeln Sie daran nicht; ich will Ihnen sogar noch mehr sagen: nicht allein kann Bismarck ihn führen, sondern gerade nur Er kann; ein liberales Ministerium, wenn es sonst in diesem Augenblick möglich wäre, könnte nicht! Ein solches Ministerium würde nimmermehr den Widerstand der österreichisch gesinnten Partei in der persönlichen Umgebung des Königs — den

Widerſtand der Königin-Wittwe und ihres Anhangs — den Widerſtand der Auguſtenburgiſchen Agenten beſiegen, die ſich bei uns in einflußreichen Kreiſen eingeniſtet haben. An dieſem vielfachen Widerſtand würde ein liberales Miniſterium ſcheitern; es könnte nicht Krieg führen und müßte uns nach Olmütz bringen. Gerade deshalb muß Bismarck jetzt unterſtützt und gehalten werden. Das iſt auch Roggenbachs Meinung.

(NB. Dieſer letztere Umſtand, Roggenbachs Name, macht ſichtlich Eindruck auf Bennigſen. Ich ſehe, wir müſſen Roggenbach veranlaſſen, in unſerem Sinn an Bennigſen zu ſchreiben. Das wird etwas helfen.)

Bennigſen fragt, ob es nicht möglich wäre Roggenbach in preußiſche Dienſte zu ziehen. Preußen würde damit in ganz Deutſchland einen großen Anhang gewinnen. — Abſchied. Abreiſe nach Berlin.

30. April. Berlin. Zu Max Duncker. Er ſagte mir: Roggenbach in preußiſche Dienſte zu ziehen, war Bismarcks eigene Idee; er hat ihn geradezu aufgefordert einzutreten. — Roggenbach hat aber abgelehnt — und zwar weil er beſorge durch einen ſolchen Schritt ſeinen Einfluß bei der liberalen Partei außerhalb Preußens wenigſtens theilweiſe zu verlieren; er ſei in einer unabhängigen Stellung für Preußen „ein viel nützlicherer Verbündeter", als wenn er in preußiſche Dienſte trete. (NB. Darin hat er wohl recht!)

Roggenbach hat auch eine lange Audienz beim Kronprinzen gehabt und ihm durchaus in unſerem Sinn über die gegenwärtige Situation geſprochen — die Annexion der Elb-Herzogthümer als die unter allen Bedingungen erwünſchteſte Löſung bezeichnet, die jetzt zumal eine abſolute Nothwendigkeit geworden ſei, — den Krieg für unvermeidlich erklärt und ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, daß eben deshalb Bismarck für jetzt unterſtützt und gehalten werden muß.

Der Kronprinz hat das Alles ſchweigend angehört. — Es ſchien ihm unangenehm, daß ein anerkannt bedeutender Mann — ein Führer der Liberalen — ihm etwas Anderes ſagte als Stockmar und Genoſſen.

Telegramme, die gebracht werden, verſetzen Max Duncker in eine gehobene, freudige Stimmung; ſie beſagen nämlich, daß Oeſterreich

und Italien fortfahren zu rüsten; da kann auch bei uns von Abrüsten nicht die Rede sein, und die Dinge gehen vorwärts. —

Abends zu Bismarck. Im Dunkeln, in der Wilhelmstraße Roon begegnet, der eben von ihm herkam. Er fragte mich nach meinem Erfolg — ich sagte, daß Bennigsen nöthig achte, die Vorlagen wegen der Bundesreform bekannt zu machen. — „Nun, das wird ja geschehen!" — Daß aber die Dinge in Hannover sehr unsicher stehen — daß überhaupt gar Manches in Deutschland zusammenbrechen wird, sobald die Krisis da ist; „was Alles bevorsteht, das wollen wir den Leuten von nicht ganz zuverlässigen Nerven lieber gar nicht zum Voraus sagen!" Er vernahm das Alles mit Interesse.

Bismarck ist nicht befriedigt von Bennigsens Aeußerungen. Den Gedanken, daß er gar nicht Krieg führen könne, weil er die öffentliche Meinung im Lande gegen sich habe, behandelte er in sehr wegwerfender Weise: „Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei." — Die neutrale Stellung der Hannöverschen Liberalen, die Bennigsen in Aussicht stellt — die könne zu gar Nichts helfen — uns nämlich — und auch, daß die Leute sich uns anschließen wollen, wenn unsere Vorschläge, die Bundes-Reform betreffend, bekannt seien, — wenn Schritte geschehen seien, den inneren Conflict auszugleichen — auch das habe keinen Werth: „Wenn wir sie nicht mehr brauchen, dann wollen sie sich uns anschließen!"

Dann ging er näher auf die beiden Forderungen Bennigsens ein.

Die beabsichtigten Vorlagen in Betreff der Bundes-Reform bekannt zu machen, das sei nicht möglich; es würde nur zu endlosen Weiterungen führen, an denen die Sache scheitern müsse. Darauf kommt es an, daß ein Termin für die Zusammenkunft des Parlaments festgestellt und inne gehalten wird; darauf, daß das Parlament wirklich zusammenkommt: „Dann bekommt das Parlament zunächst das Heft in die Hand — bis auf einen gewissen Grad —, und wenn die Herren die Initiative ergreifen, und mit einer Revision der Verfassung von 1849 anfangen, so nehme ich das mit Handkuß an!" (NB. ich sehe mit Schrecken, daß Bismarck gar keine Vorlagen vorbereitet; daß er,

was die Reform der Bundes-Verfaſſung anbetrifft, gar keinen beſtimmt gedachten Plan hat! — Er hat ſich ganz auf das Ungewiſſe in die Sache gewagt, ohne ſich irgend ein beſtimmtes Bild davon gemacht zu haben, von welcher Art die Bundes-Reform ſein, welche Elemente des Staatslebens ſie umfaſſen, wie weit ſie gehen ſoll; alſo ohne daß er ſich die Mittel geſichert hätte, auf dem Reichstag die Initiative zu ergreifen und zu behalten und die Verſammlung mit feſter Hand und klarem Bewußtſein auf ein beſtimmtes Ziel zu führen.)

Ebenſo ſei es für jetzt unthunlich, eine Löſung des inneren Conflicts zu verſuchen; das könne erſt nach der Entſcheidung geſchehen. Bismarck kam dabei auf früher Geſagtes zurück: „Der Liberalismus ſollte ſich doch beruhigen; was er jetzt etwa verliert, das gewinnt er ja unter dem Kronprinzen wieder in wenigen Wochen. Wenn wir erſt wieder Frieden haben, dann mag meinetwegen regieren, wer will; aber ſo lange wir nicht Frieden haben, kann ich die Politik nicht von einer blödſinnigen Majorität abhängig machen!"

Ich erwähnte noch, was Bennigſen in Beziehung auf Roggenbach bemerkt hatte, nämlich, daß Preußen durch deſſen Eintritt in preußiſche Dienſte im übrigen Deutſchland ſehr viel gewinnen würde.

Bismarck: Das möge ſein; aber Herr v. Roggenbach kann für jetzt nicht in preußiſche Dienſte treten.

Ich: Es könnte aber von großem Nutzen ſein, wenn er (Bismarck) Herrn v. Roggenbach veranlaſſen wollte in dem Sinn, in dem er hier ſich ausgeſprochen hat, an Bennigſen zu ſchreiben. Wenn Roggenbach an Bennigſen ſchriebe, daß die preußiſchen Reformvorſchläge von der liberalen Partei aufgenommen und unterſtützt werden müßten — wie überhaupt die auswärtige Politik Preußens, das würde bedeutenden Eindruck machen und könnte von großem Nutzen ſein.

Bismarck verſpricht Herrn v. Roggenbach dazu zu veranlaſſen.

Bismarck bemerkt noch, die Italiener ſeien etwas zu hitzig, ſie wollten etwas zu raſch zu Werke gehen.

Die Mobilmachung der Armee. Attentat auf Bismarck. Die Auflösung des Abgeordneten-Hauses und ihre Folgen.

1. Mai. Treitschke bei mir; er reist jetzt ab — will aber im künftigen Winter wieder kommen, denn er hat sich überzeugt, daß er tiefer gehende Studien in den Archiven machen muß, als sich in einigen Ferien-Wochen durchführen lassen — ja, daß überhaupt sein ganzes beabsichtigtes Werk anders angelegt werden muß. Er wollte und sollte nämlich für S. Hirzels Sammelwerk die Geschichte Deutschlands exclusive Preußens schreiben, ist nun aber zu der Ansicht gekommen, daß das nicht geht; daß sich die Geschichte Preußens und Deutschlands nicht trennen läßt, Preußen viel mehr „in die Mitte gestellt werden muß". Er will das in Leipzig mit Hirzel besprechen. Ich trage ihm Grüße an diesen und Gustav Freytag auf.

3. Mai. Zeitungen: Ich finde eine Erklärung von Roggenbach, die mich in das höchste Erstaunen versetzt, weil sie mit Allem, was er hier gesagt und gethan hat, im entschiedensten Widerspruch steht!

Roggenbach erklärt nicht nur, es sei nicht wahr, daß er in preußische Dienste tritt — er giebt auch nicht die wahren Gründe an, warum er das nicht für angemessen hält. Weit entfernt darüber die Wahrheit zu sagen, fügt er noch allerhand hinzu, das gar sehr abweicht von Allem, was er hier gesagt hat: „er habe überhaupt seine früheren Ansichten durchaus nicht und in Nichts geändert; er sei nicht für die Annexion der Herzogthümer und sei der Meinung, daß der Bundes-Reformplan Preußens erst angenommen werden könne, wenn der innere Conflict in Preußen ausgeglichen — d. h. die parlamentarische Verfassung zu einer Wahrheit geworden sei." — Und wie vortrefflich hat er bis zu diesem Augenblick über die Unvernunft unserer Abgeordneten gesprochen!

Wendrich kam zu mir, während ich bei Tisch saß.

Er erzählte mir, daß in Petersburg Murawiew an die Spitze der Commission gestellt ist, die das Complot*) an den Tag bringen

*) Am 16. April war der erste der zahlreichen gegen den Kaiser Alexander II. gerichteten Mordversuche durch einen früheren Studenten der Moskauer Universität,

ſoll, das den Anfall auf das Leben des Kaiſers veranlaßt hat. Murawiew hat auf dem engliſchen Club geäußert, er wiſſe ſehr wohl, daß dieſes Complot ſehr weit verzweigt ſei, daß ſehr vornehme und einflußreiche Leute darin ſeien, er werde ſich aber dadurch nicht abhalten laſſen der Sache auf den Grund zu gehen! er werde die Leute ſchon an das Licht ziehen!

Zu Max Duncker. Roggenbachs Erklärung wurde mir erklärt: ein Zeitungs-Artikel, in der Volkszeitung glaube ich, hat ihn aus der Faſſung gebracht! — Er ſah ſich darin in den Augen der liberalen Partei verdächtigt und glaubte, das Blatt könne ſeiner Popularität, ſeinem Einfluß bei der liberalen Partei ſchaden!

Ich: Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges kauften ſich die Leute Amulete, die ſie kugelfeſt machen ſollten —: wenn ich doch einen Talisman wüßte, um die Leute Zeitungs-Artikel-feſt zu machen! Das thut in unſerer Zeit ſehr noth! — Vor einem Zeitungs-Artikel brechen ſie alle zuſammen; den kann keiner von dieſen Herren vertragen!

Wichtiger iſt, daß Roggenbach vor ſeiner Abreiſe auch noch mit der regierenden Königin ſehr gut und in ſehr gutem Sinn geſprochen hat. Er hat ſie ernſt aufgefordert ihren Friedensbeſtrebungen zu entſagen und Berlin auf einige Zeit zu verlaſſen — natürlich mit Gründen.

Napoleon III. will natürlich etwas gewinnen bei den großartigen europäiſchen Händeln, die ſich entwickeln — ſein Augenmerk ſcheint aber nicht auf die Rheinlande gerichtet zu ſein, ſondern, wie ich ver-

---

Wladimir Karakoſow, in Ausführung gebracht worden. An die Spitze der zur Unterſuchung dieſes Verbrechens niedergeſetzten Kommiſſion trat der durch ſeine blutige Strenge bekannte damalige General-Gouverneur von Wilna, Graf M. N. Murawjew, von dem man annahm, er werde weit verzweigten, bis in die Umgebung des Throns hinaufreichenden Umtrieben auf die Spur kommen und an dieſen die Veranlaſſung zur Begründung eines reactionär-repreſſiven Syſtems nehmen. Die Unterſuchung ergab indeſſen wenig mehr, als daß Karakoſows Verbrechen von einer beſchränkten Zahl in untergeordneten Stellungen befindlicher junger Leute ausgeſonnen worden war. — Karakoſow wurde am 7. September (1866) hingerichtet, der einundſiebzigjährige Murawjew verſtarb wenige Tage ſpäter (21. September) auf ſeinem Gute Syre. Der von ihm gehoffte Einfluß war bereits auf den zum Chef der „dritten Abtheilung" ernannten Grafen Peter Schuwalow (den ſpäteren Botſchafter in London) übergegangen.

muthete, auf Belgien. Roggenbach hat bemerkt, daß der französische Botschafter Benedetti dem Gang der Dinge in Deutschland mit sichtlichem Behagen zusieht, und daß besonders der holländische Gesandte, Graf Bylandt, seine Freude gar nicht verbergen kann.

Mir fällt dabei ein, was ich in London von dem geheimen Traktat zwischen Frankreich und Holland erfahren habe, dem zufolge Belgien getheilt werden soll — und was ich darüber mit dem verstorbenen König Leopold gesprochen habe. —

Beust hat auf dem Casino in Dresden öffentlich geäußert, nun sei wohl der Augenblick gekommen, wo die Improvisation Friedrichs II. wieder verschwinden werde! — In so naiver Weise verräth er seine Pläne, und weshalb er eigentlich so eifrig bemüht gewesen ist diesen Krieg zusammen zu brauen!

Daß Bismarck, was die Reform der Bundes-Verfassung betrifft, gar keinen wirklichen Plan hat, gar keine bestimmte Idee, was eigentlich werden, und wohin die Sache führen soll, das schadet nach Max Dunckers Meinung gar Nichts, denn vor der Hand wird ja doch Nichts daraus; wenn er nur frisch und entschlossen in die Sache hinein geht.

4. Mai. Kehler sagt mir, es sei der Befehl erlassen fünf Armee-Corps mobil zu machen. Das gefällt mir nicht. Das ist eine halbe Maßregel. Soll es ernst werden, so brauchen wir die ganze Armee, Landwehr und Alles, was dazu gehört.

Abend bei Rheinbaben. Der Flügel-Adjutant Schweinitz ist aus Petersburg eingetroffen und bringt von dort den Vorschlag zu einem Congreß mit, oder zu einer Conferenz der Großmächte, die vermitteln und den Frieden erhalten soll. England und Rußland stellen den Antrag, Frankreich hat Nichts dagegen. Außerdem weiß Rheinbaben, daß die Regierung sich in aller Stille 12 Millionen Thaler von der Bank vorschießen läßt.

6. Mai. Max Duncker kam zu mir. Die Sachen stehen schlecht; sie gerathen wieder in's Stocken; wir kommen nicht vorwärts, wenn uns nicht die Italiener helfen, indem sie ihrerseits entschlossen vorwärts gehen und den Bruch herbeiführen. — Roon kann bei dem König nicht durchsetzen, daß die Bildung der Munitions-Colonnen

verfügt wird; der König will nicht; ohne Bildung der Munitions-Colonnen aber hilft und bedeutet die Mobilmachung gar Nichts, denn ohne Munitions-Colonnen kann man nicht Krieg führen. (NB. Der König will also auch jetzt den Krieg noch nicht.)

Bismarck kann den König nicht zu der sofortigen Occupation des Königreichs Sachsen bewegen.

Auch wird nach wie vor von der uns allen bekannten Seite her daran gearbeitet den König nicht etwa nur schwankend und unsicher zu machen, sondern geradezu zur Umkehr zu bewegen. Fürst Hohenzollern erzählte meinem Freunde: am Theetisch der Königin hat der Königs-Meyer in diesen Tagen einen neuen verzweifelten Angriff auf den König gemacht — von den Schrecken des „Bruderkriegs" mit Oesterreich gesprochen, — einen solchen Bruderkrieg geradezu als einen Frevel bezeichnet; — hat die Rechte des Augustenburgers geltend gemacht und gemeint, der müsse doch jedenfalls wenigstens Erbstatthalter werden und bleiben in den Elbherzogthümern — die Bedingungen, die Oesterreich stellt, seien gar nicht so schlimm, und man könne sie gar wohl annehmen.

Der König hat sich dem gegenüber ganz auf der Defensive gehalten — und bemerkte nur mit höflicher Verwunderung: „Sie sprechen ja als mein Feind!" — Die Königin aber wurde empfindlich als der Minister Schleinitz sich hinein mischen wollte, um den König zu vertheidigen.

Glücklicher Weise reist die Königin heute noch ab. Roggenbach hat sie dazu bewogen. — Max Duncker will zu Schleinitz gehen und ihn auffordern, der österreichisch-augustenburgischen Intrigue und ihren Friedens-Bestrebungen ohne Ermüden auch seinerseits entgegen zu arbeiten.

7. Mai. Auf der Straße erfahre ich von Eytelwein, daß die Mobilmachung der ganzen Armee verfügt ist. Auf dem Rückweg Oberst Döring; mit ihm auf und ab gegangen in der Behrenstraße; er hat meinen Operations-Plan gelesen und macht dagegen Einwendungen. Die österreichische Armee sei jetzt in Böhmen vereinigt, das Hauptquartier in Pardubitz; da wäre es gewagt unsere Armee, in zwei Hälften getheilt, in der Lausitz und in Oberschlesien aufzustellen;

ich sei ein viel zu guter Stratege, um dem Feinde auf diese Weise eine innere Operations-Linie überlassen zu wollen.

Ich halte nur an der Grundidee meines Operations-Plans fest, die ich auch jetzt noch für die richtige halten muß, an der Idee nämlich, daß wir mit unserer ganzen Offensive auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben müssen, weil uns da die sämmtlichen österreichischen Festungen durchaus nicht hindern und ganz ihre Bedeutung verlieren — und daß wir alles Uebrige vernachlässigen oder selbst aufgeben müssen, um überlegene Kräfte nach Böhmen zu werfen und dort eine günstige Entscheidung herbeizuführen.

Was das Einzelne betrifft, so versteht sich von selbst, daß jeder Plan, wie die Ereignisse näher rücken und eine bestimmte Gestalt annehmen, fünf oder sechs Mal umgearbeitet werden muß, ehe man zur Ausführung schreiten kann.

Daß die Oesterreicher ihr Haupt-Quartier nach Pardubitz verlegen, beweist, daß sie die beiden Operations-Linien erkannt haben, die wir, von der Ober-Lausitz oder von Oderberg her, auf Wien nehmen können, und daß sie sich darauf vorbereiten, uns mit gesammter Macht auf derjenigen entgegen zu treten, die wir wählen. Dieser Sachlage gegenüber und da man den Oesterreichern so viele Zeit gelassen hat, würde ich auch nicht mehr zur Theilung unserer Armee rathen. — Es kommt nun darauf an, welche der beiden möglichen Operations-Linien man wählen will.

Zu Schlesinger; Politik besprochen. Ich sehe mit einiger Verwunderung aber mit Befriedigung, daß in der Stimmung der Berliner Börsenwelt eine merkliche Veränderung vorgegangen ist. Man verflucht nicht mehr Bismarck als den Urheber eines unnützen Krieges, wie unsere Fortschrittsmänner fortfahren zu thun; man sieht im Gegentheil, daß der Krieg unvermeidlich ist, weil ihn unsere Feinde wollen; man sieht, daß es wesentlich Herr v. Beust ist, dessen Thätigkeit ihn herbeiführt, dem wird das Unheil zur Last gelegt; das ist sehr erfreulich. —

Gang in's Archiv. Ich frage in der Mohrenstraße nach dem nächsten Postbureau — man verweist mich in die Taubenstraße und erzählt als Zugabe, daß soeben Unter den Linden ein Mord-

anfall auf Bismarck versucht worden sei; ein „österreichischer Student" habe wiederholt auf den Minister geschossen und sei von ihm selbst ergriffen worden.

Vor dem Hotel in der Wilhelmstraße fanden wir ziemlich viel Leute versammelt und Schutzmänner, die sie in Ordnung und die Kommunikation zu unterhalten suchten; im Hause, im Thorweg und am Fuße der Treppe eine sehr gewählte Gesellschaft, Leute, die ihre Namen einschrieben. Von allen Seiten wurde die Dienerschaft des Hauses mit Fragen bestürmt, die sie in verwirrter Weise zuweilen beantwortete, zuweilen nicht. Doch erfuhren wir, daß der König eben in dem Augenblick oben bei Bismarck war — und daß der Thäter Blind heißt; er ist ein Sohn des bekannten Revolutionärs Karl Blind und Forst-Eleve zu Hohenheim in Württemberg.

Als ich wenige Schritte die Wilhelmstraße hinunter gegen die Linden gewandert war, verkündete ein lautes „Hurrah" hinter uns, daß der König eben in seiner zweispännigen Cabriolet-Calesche aus Bismarcks Hotel fuhr.

Ungebeten schloß sich mir, wie ich wieder weiter ging, ein gentleman an, der zum Handelsstande gehören mochte, und äußerte, indem er ein etwas sehr gewöhnliches Gesicht zu einem überaus schlauen Lächeln verzog: „Er wird wohl gar nicht geladen haben!" — So augenscheinlich zeigt sich das Verlangen des Fortschrittsmannes, wie das in solchen Fällen herkömmlich ist, die Thatsache zu leugnen; dreist zu behaupten, es habe gar kein Mordversuch stattgefunden; das Ganze sei eine Comödie, eine Veranstaltung der Polizei; Bismarck selbst habe mit einer blind geladenen Pistole auf sich schießen lassen, um sich populär zu machen u. s. w.

Ich verwies den Mann auf die Kugelspuren, die in einer Littfaß-Säule gefunden worden sind, aber er wollte nicht überzeugt sein; er blieb bei seinem schlauen Lächeln und seiner Ansicht.

Später schrieb auch ich mich bei Bismarck ein; noch immer fand ich da ein reges Treiben und eine bunte Menge, die hinkam, um die Liste der Eingeschriebenen zu verlängern. Es war sogar nöthig geworden, mehrere Tische und Schreibzeuge zugleich in den Flur zu stellen, damit die Sache schnell konnte.

Abends zu Roon; allein mit ihm in seinem Cabinet.

Er hatte natürlich Bismarck gesehen und alle Einzelheiten des Tagesereignisses aus dessen Munde erfahren; er erzählte es mir so genau, wie ich es später in einem Extrablatt der „Nordd. Allg. Ztg." wieder fand:

„Als der Ministerpräsident Graf Bismarck heute Nachmittag halb 6 Uhr, von dem Vortrage bei Sr. Majestät dem König zurückkehrend, in der Mitte der Linden-Allee entlang ging, hörte er, in der Nähe des russischen Gesandtschaftshotels angekommen, zweimal hinter sich schießen. Er sah sich um und erblickte vor sich einen kleinen, etwa 24 Jahre alten Menschen, welcher zum dritten Male einen Revolver auf ihn anlegte. Der Ministerpräsident sprang auf den Verbrecher los, der zum dritten Male schoß und abermals fehlte. Als er sich aber von dem Grafen gleichzeitig an der Brust und am rechten Faustgelenke gefaßt sah, gelang es ihm den Revolver in die linke Hand zu nehmen und noch zwei Schüsse auf den Grafen Bismarck abzufeuern. Der Paletot, den der Graf über seinem Anzug trug, schwächte die Kraft der Kugeln, so daß der Graf nur kontusionirt ist und sich nach seinem Hotel zurückbegab, nachdem er den Verbrecher einigen Soldaten des gerade am Schauplatz der That vorübermarschierenden 1. Bataillons des 2. Garde-Regiments überliefert hatte. Gott der Herr hat sichtlich über das Leben des Grafen Bismarck gewacht u. s. w."

Die hiesigen Zustände werden auf diese Weise der nächste Gegenstand unseres Gesprächs.

Ich: Zu bedauern ist, daß selbst jetzt, wo Jeder sehen müßte, daß nur fester, nie zaudernder Entschluß Preußen glücklich durch eine unvermeidliche Krisis führen kann, immerfort daran gearbeitet wird, von gewisser Seite her den König wankend zu machen.

Roon weiß, daß die Dinge so liegen; es sei aber dabei Nichts zu machen; die Königin setze diese Leute in Bewegung.

Ich: Umgekehrt! Die Königin wird von diesen Leuten in Bewegung gesetzt, die im Allgemeinen im Dienste eines doktrinären großdeutschen oder vielmehr kosmopolitischen Liberalismus, insbesondere im Interesse des Hauses Augustenburg thätig sind, ohne Rücksicht auf Preußen.

Roon: Es findet da wohl eine Wechſelwirkung ſtatt. Uebrigens wird jetzt die Friktion wohl geringer werden: die Königin iſt heute abgereiſt.

Ich: Das iſt Roggenbachs Verdienſt, er hat ihr in ernſter Weiſe die Schädlichkeit ihrer Beſtrebungen nachgewieſen und die Nothwendigkeit Berlin zu verlaſſen.

Roon: Sie iſt abgereiſt mit der Erklärung: ſie habe alles Mögliche gethan den Frieden zu erhalten, ſehe aber, daß es unmöglich ſei; da wolle ſie wenigſtens dieſe Wochen, die noch bleiben vor dem Ausbruch des Krieges, friedlich zubringen. — Erfreulich iſt dagegen eine Umkehr in den Anſichten und in der Stimmung des Kronprinzen, die ſich wahrnehmen läßt. Der Prinz hat neuerdings auf der Parade gegen die Offiziere geäußert, er habe Unrecht gehabt, ſich der Politik Bismarcks zu widerſetzen, er ſehe ein, daß der Krieg unvermeidlich iſt u. ſ. w. — Er ſcheint zu wünſchen, daß ſeine Aeußerungen bekannt werden.

Ich erzähle nun von meiner Fahrt nach Hannover, daß die dortigen Liberalen an den Krieg nicht glauben wollen, weil nach ihrer Meinung Bismarck nicht Krieg führen kann; — daß ſie glauben nicht für Preußen Partei nehmen zu können, wenn nicht ihre Forderungen als Vorbedingungen erfüllt werden; — daß aber dennoch ihrer eigenen Angabe nach Preußen ſich die militäriſchen Hilfsmittel des Landes dienſtbar machen könne, ſobald der Krieg wirklich ausgebrochen iſt.

Roon: Aus Hamburg iſt eine Meldung eingegangen, der zufolge Gablenz von Holſtein aus geheime Verbindungen mit der hannöverſchen Armee unterhalte. Im Fall des Krieges werde die hannöverſche Armee, ſelbſt wenn der König neutral bleiben, nicht mitgehen wolle, eigenmächtig zu den Waffen greifen und ſich unter Gablenz' Befehle ſtellen. Was ich davon halte?

Ich halte das geradezu für nicht möglich nach Allem, was ich von den hannöverſchen Zuſtänden weiß. Die unſichere Stimmung im Lande iſt eher gegen als für Oeſterreich, wenn auch nicht für Preußen; in der Armee wird es wohl nicht viel anders ſein. Und abgeſehen von dem loyalen Geiſt, von der militäriſchen Zucht und Disziplin, an der es in dieſer Armee gewiß nicht fehlt, lebt dort Alles in ziemlich engen Vorſtellungen [illegible]ſtändigen Energie, dem Unternehmungsgeiſt,

der dazu gehört sich auf diese Weise zu emanzipiren, ist dort wohl nicht die Rede.

Roon: Gablenz hat doch zu unserem Admiral Jachmann gesagt: „Ich habe hier eine Stellung bereit, von der Ihr Alle nicht wißt und aus der Ihr mich nicht herausbringen sollt."

Ich glaube dennoch nicht daran! — Gablenz hat vielleicht ganz in das Blaue hinein gesprochen, blos um zu imponiren; oder er mag dabei irgend etwas Anderes im Sinne gehabt haben. Dergleichen würde sich gewiß in der Ausführung unmöglich erweisen.

8. Mai. Der Kellner, der mir frühmorgens meinen Thee bringt, meldet, daß der Mörder Blind in der Nacht gestorben ist oder vielmehr sich selbst das Leben genommen hat. Er hatte sich mit einem Taschenmesser eine Wunde am Halse beigebracht, war verbunden worden — hat aber in der Nacht unvermerkt den Verband gelöst und sich verblutet.

(NB. Später erfuhr ich, daß er sich die tödliche Wunde mit einem sehr kleinen subtilen Messer beigebracht hat, das in seinem Schnupftuch verborgen war. In die Hausvoigtei zum ersten Verhör geführt, wo er sich einen Augenblick im Vorzimmer setzen mußte, um zu warten, zog er das Messer mit dem Tuch aus der Tasche, fuhr sich damit über Gesicht und Hals, wie um den Schweiß abzuwischen, und brachte sich damit den Schnitt bei. — Man meinte anfänglich, die Klinge müsse vergiftet gewesen sein — dann aber soll sich ergeben haben, daß ihm gelungen sei, die große Arterie zu verletzen. Man sagt, er müsse sehr entschlossen gewesen sein, und sehr fest angezogen haben, um das möglich zu machen.)

So wie sich das Ereigniß nun gewendet hat, kann es günstig wirken. Jedenfalls müssen die Demokraten den Versuch fallen lassen, die Sache so darzustellen, als habe Bismarck selbst durch seine eigene Polizei mit Platz-Patronen auf sich schießen lassen.

9. Mai. Major v. Erhardt bei mir; erzählt, daß das Haus der Abgeordneten soeben durch königlichen Erlaß aufgelöst worden ist! — das war mir wie ihm überraschend und in hohem Grade bedenklich! — dazu ist es viel zu früh! — das mußte zwar geschehen, aber es durfte erst nach einem namhaften Siege geschehen, erst wenn man einen namhaften Erfolg aufzuweisen hatte!

11. Mai. Die Königin-Wittwe hat in neueſter Zeit eine Haltung angenommen, die uns Allen ſehr überraſchend ſein muß; ſie hat ſich vor einigen Tagen gegen ihre ehemalige Hofdame, Frau v. Bockelberg, natürlich in beſtimmter Abſicht ſehr preußiſch-patriotiſch geäußert, entſchieden für den Krieg geſprochen, den ſie für unvermeidlich und für durchaus gerechtfertigt erklärt — ſie hat für die Annectirung der Elb-Herzogthümer ſich entſchieden erklärt und Frau v. Bockelberg geradezu aufgefordert zu ſagen, bekannt zu machen, daß ſie ſo denkt.

12. Mai. Wie ich ausgehe, begegnet mir im Hausflur Herr v. Bennigſen, der aus Hannover hergekommen iſt, um ſich die Lage der Dinge anzuſehen. — Eilige Auskunft über Hannover, die wenig bedeuten will, Verabredung uns ſpäter am Abend zu ſehen.

Zu Bennigſen (hôtel d'Angleterre), langes Geſpräch mit ihm bis ziemlich tief in die Nacht hinein; nicht ſehr intereſſant und vollkommen unfruchtbar!

Es iſt eben immer das alte Lied; der innere Conflict iſt in Bennigſens Augen das eigentliche Ereigniß der Zeit, um das ſich Alles dreht, alles Andere, namentlich der bevorſtehende Krieg, iſt im Vergleich damit nebenſächlich ſowohl in ſeinen Augen, als auch abhängig von den Wendungen dieſes Zwiſtes.

Aus dieſem Ideen-Kreiſe kann er gar nicht heraus. So will er auch jetzt noch immer nicht an einen Krieg glauben, weil er ſich, wie er ſelbſt ſagt, „nicht denken kann", daß Preußen Krieg führe, wenn es nicht den inneren Zwiſt verſöhnt.

(NB. Er glaubt alſo, daß die Fortſchritts-Partei nicht nur den Willen, ſondern auch die Macht habe die Führung des Krieges unmöglich zu machen. Er ſetzt demnach eine reale Macht voraus, wo keine iſt, vor der Hand; wo ſie nur, wenn der Krieg unglücklich ginge, — was freilich nicht geſchehen darf — ſich bilden könnte!)

Beſtimmter noch als zu Hannover, erklärt er hier, wenn Preußen von der liberalen Partei im übrigen Deutſchland unterſtützt ſein wollte, müßte vor allen Dingen geſagt werden, um was der Krieg denn geführt werde! — das wiſſe und begreife Niemand! — (NB. Nun ich dächte es wäre klar, daß es ſich um nichts Geringeres handelt als um Preußens Exiſtenz und damit um das Daſein ›dernen pro-

testantischen Staates überhaupt und dessen Geltung, wenigstens in Deutschland, wo dieses Staatswesen durch Preußen vertreten ist.) Im Hintergrund lauert bei allen Liberalen immer die Vorstellung, daß ein unnützer Krieg muthwillig herbeigeführt wird, blos um Bismarck und die Reaction am Ruder zu erhalten!

Ferner müßte der Verfassungsplan bekannt gemacht werden, den man dem deutschen Parlament vorlegen will. Die „Vorlagen" müssen da sein und bekannt werden; — endlich müßte die preußische Regierung im Innern versöhnliche Schritte thun.

Ich: Was den Zweck des Krieges betrifft, erinnere ich an Beusts Worte, „daß nun die Zeit gekommen sei, wo die Improvisation Friedrichs II. wieder verschwinden werde." — An die Projecte einer Theilung Preußens, die in österreichischen und süddeutschen Zeitungen besprochen werden. Preußen wird angegriffen und hat seine Existenz zu vertheidigen. —

In Beziehung auf das deutsche Parlament ist und bleibt die Hauptsache, daß vor allen Dingen dessen Zustandekommen überhaupt gesichert wird — das eigentlich Wichtige ist demnach, daß ein bestimmter Termin für seine Eröffnung festgestellt wird — auf dessen Innehaltung man alsdann bestehen kann. — Alles Andere ist Nebensache; wenn nicht gar bedenklich. Möglicher Weise könnte das Ganze sehr zweifelhaft werden, wenn man jetzt schon bekannt machte, was für Entwürfe dem Parlament vorgelegt werden sollen.

Das will Bennigsen nicht einsehen.

Ich: Wenn das Parlament nur erst beisammen ist, wird man von Seiten Preußens gar Nichts dagegen haben, wenn es die Initiative ergreift; — wenn es z. B. seine Thätigkeit mit einer Revision der Verfassung von 1849 beginnt; das kann ich versichern, denn ich weiß es.

Bennigsen: Nun gut, so möge man denn die Verfassung von 1849 ausdrücklich für die Basis erklären, auf der die Verhandlungen eröffnet werden sollen.

Was den dritten Punkt betrifft, sieht er in der Auflösung des Abgeordneten-Hauses einen versöhnlichen Schritt; man sehe wohl, die Regierung wende sich an das Land, und wolle dessen Stimme hören — aber das sei lange nicht genug; es müsse viel mehr geschehen. —

Ich: Die Auflösung ist leider zu früh erfolgt; sie hätte später vorgenommen werden sollen; dann hätte man auf bessere Wahlen hoffen dürfen.

Das geht natürlich gegen alle Vorstellungen, an die sich Bennigsen gewöhnt hat, und in denen er lebt. — Das preußische Volk oder wenigstens „die unermeßliche Majorität des preußischen Volkes" und die Fortschritts-Partei, das sind für ihn — wie es scheint — identische Begriffe; er glaubt offenbar so wenig daran, daß äußere Ereignisse, unabhängig von „Prinzipien", Einfluß auf die Wahlen üben könnten — daß er diese Möglichkeit wohl noch gar nicht erwogen hat und auch jetzt kaum des Erwägens werth hält.

Morgen wird er „*seine Freunde von der Fortschritts-Partei*" sehen — Herrn v. Unruhe, Schulze-Delitzsch, Löwe-Calbe u. s. w.

Ich frage: Was wird der National-Verein thun in der gegenwärtigen Lage der Dinge? — Antwort: „Nichts!"

Auch Schleswig-Holstein kam natürlich zur Sprache, und ich erstaunte über die kühnen Unwahrheiten, welche die Kieler Gesellschaft diesem Gesinnungsgenossen aufgebunden hat. Man hat sich nicht begnügt, wie man sonst zu thun pflegt, zu sagen, daß man von Seiten Augustenburgs alle möglichen Versuche gemacht habe sich Preußen zu nähern, daß man aber immer zurückgewiesen worden sei — man ist weit über dieses gewöhnliche Maß hinaus gegangen — man hat erzählt: *vor Bismarcks erster Reise nach Biarritz sei zwischen Preußen und dem Herzog Friedrich alles vollständig verabredet und geordnet gewesen; die Bedingungen, unter denen Herzog Friedrich die Regierung antreten sollte, seien vollständig und endgültig festgestellt gewesen*; — nach seiner Rückkehr aus Biarritz aber habe Bismarck, ganz ohne nachweisbare Veranlassung, alles Verabredete wieder umgestoßen!

Sollte man wohl eine solche Dreistigkeit für möglich halten! — Der Zweck der Dichtung ist freilich sehr leicht zu durchschauen; es soll der Verdacht erregt werden, Bismarck wolle die Elbherzogthümer gegen Abtretung deutschen Gebiets an Frankreich für Preußen erkaufen.

Ich erzähle nun den wahren Hergang, mache aber auch damit nicht viel Eindruck auf Bennigſen; es iſt die Frage, ob er mir glaubt.

Bennigſen iſt bei Weitem mehr Particulariſt, als er ſelber weiß. Er nahm auch recht merkbar übel, als ich ihm, ausdrücklich um zu ſehen, wie es in dieſer Beziehung mit ihm ſteht, ſagte, daß die Stadt Hannover mir auch dies Mal wieder einen recht unangenehmen Eindruck gemacht hat und zwar, weil man ihr anſieht, daß es eigentlich gar keinen realen Grund für ihr Daſein giebt; daß ſie eben nur als kleinſtaatliche Reſidenz, als der nach und nach vergrößerte Anhang zu einem fürſtlichen Schloß entſtanden und da ſei — da kein Denkmal, gar Nichts, auf eine wirkliche Geſchichte, auf ein ſelbſtändiges, auf eigener Macht ruhendes bürgerliches Daſein zurückweiſt.

Er belehrte mich, daß die Fabrik-Induſtrie Hannovers eine ſehr bedeutende ſei — und in raſchem Aufſchwung begriffen; die Stadt wachſe zuſehends — Braunſchweig dagegen, deſſen ſtattliches geſchichtliches Ausſehen ich erwähnt hatte, ſei in Verfall und Abſterben; ſei durch Hannover ſchon weit überflügelt.

Hannover, das dortige parlamentariſche Treiben und ſein Wirkungskreis darin, ſind ihm unendlich wichtig. Er iſt weit davon entfernt die ohnmächtige Nichtigkeit des ganzen Treibens zu erkennen und würde es ſehr übel empfinden, wenn ihm dieſe Zauberkreiſe geſtört würden.

Ueberhaupt iſt es merkwürdig zu ſehen, wie leicht die Menſchen, die ihr Leben einer parlamentariſchen Thätigkeit widmen, dahin kommen, die Säle, in denen dieſe Thätigkeit ſich bewegt, ausſchließlich für die Werkſtätten der Welt-Geſchichte zu halten.

14. Mai. Zu Max Duncker; erzähle ihm mein Geſpräch mit Bennigſen; auch er hat eine lange Unterredung mit ihm gehabt und iſt bei Weitem mehr als ich auf deſſen Ideen eingegangen, daß nämlich die liberale Partei nur auf beſtimmte Zugeſtändniſſe hin mit Preußen gehen kann — nur ſolle die liberale Partei nicht einen Riegel vorſchieben, der jede Verſtändigung unmöglich macht, und namentlich ſoll ſie das nicht von Hauſe aus thun.

Er hat ihm geſagt, daß Bismarck dem König vorgeſchlagen hat die Regierung in die Hände eines liberalen Miniſteriums zu legen,

das vielleicht die Sache, nun sie eingeleitet ist, besser fördern könne als er — (NB. das ist wirklich geschehen). — Bennigsen war darüber natürlich nicht wenig erstaunt; — auch muß sich ihm ein ganz neuer Horizont eröffnet haben, eine ganz neue Ansicht der Dinge, da er weit davon entfernt war, dem Bismarck eine solche selbstlose Objectivität zuzutrauen.

Schließlich hat ihn Max Duncker dringend aufgefordert zu Bismarck zu gehen und mit dem selbst zu sprechen. — Das wäre ohne Zweifel das Zweckmäßigste und könnte von guten Folgen sein.

Die Wahlen; es steht damit sehr mißlich! — Dr. Haym schreibt sogar aus Halle in eigener Verzweiflung, es stehe damit verzweifelt. Es kommen dieselben Leute wieder als Abgeordnete und zwar nicht mit der Ansicht, daß in der gegenwärtigen Krisis alle Partei-Rücksichten schweigen müssen, sondern mit der Zuversicht, daß jetzt der Augenblick gekommen sei ihren Willen gegen die Regierung durchzusetzen.

Ich: Dabei haben sie unglücklicher Weise ein leichtes Mittel zur Hand sich nicht als schlechte Patrioten bloszustellen und das Odium eines neuen Bruchs auf die Regierung zu werfen. Sie werden sich in tönenden Redensarten zu allen möglichen Opfern für das Vaterland bereit erklären — aber natürlich unter Bedingungen und zwar unter solchen, die von der Regierung gewiß nicht angenommen werden. Dann kann man vor dem Lande laut verkünden, die Regierung sei abermals an allem Unglück Schuld, nachdem man ihr Alles verweigert hat.

Max Duncker sieht die Sache eben so an; *eben deshalb sei eine Modification des Ministeriums nothwendig* — einerseits um der altliberalen Partei eine Stellung bei den Wahlen zu geben, andererseits damit ein Unglück im Felde nicht so dargestellt werden kann, als sei es nicht eine Niederlage Preußens, sondern nur die Niederlage einer im Innern verhaßten Partei — dieses Argument werde bei Roon durchschlagen — ich solle es bei ihm zur Geltung bringen. — Natürlich muß das eigentliche Ministerium unberührt — Bismarck und Roon müssen an ihrer Stelle bleiben — aber von den Untergeordneten müssen ein paar Mißliebige entfernt werden, namentlich Bodelschwingh und von der Lippe — L[illegible]ingh um so mehr,

als er aus finanziellen Bedenken gegen den Krieg ist. Auch hat er die vorzeitige Auflösung des Abgeordneten-Hauses herbeigeführt.

Von den strategischen Anhalten erfährt Max Duncker, daß das 1., 3., 4., 5. und Garde-Corps (etwa 150,000 Mann) als Hauptarmee in der Lausitz versammelt werden sollen, das 6. Armee-Corps in Schlesien. Das 2. und 7. sollen bestimmt sein Schleswig-Holstein und Hannover zu besetzen. Das 8. soll bei Frankfurt a. M. aufgestellt werden, um Süddeutschland in Respect zu halten. Das wäre eine Zersplitterung der Kräfte, die ich nimmermehr billigen könnte. Es wären viel zu große Streitkräfte auf unwesentliche Nebendinge verwendet. Um Hannovers Herr zu werden, sind gewiß nicht zwei Armee-Corps nöthig und Süddeutschland in Ordnung zu halten — oder vielmehr irgend eine einstweilige Anstalt gegen Süddeutschland, gleichviel mit welchem Grad von Erfolg, aufrecht zu erhalten, bis man mit Oesterreich fertig ist, dazu genügen Landwehren. Manches würde auch der gestellten Aufgabe eben nur zum Schein genügen — und kaum; es wäre eine halbe Maßregel ohne eigentliche Realität: so die Aufstellung des 6. Armee-Corps in Schlesien. Eine so geringe Macht könnte doch wahrhaftig die Provinz nicht gegen einen wirklichen Angriff vertheidigen.

15. Mai. Roon läßt mich zu einer Unterredung entbieten; ich hatte gestern deshalb an ihn geschrieben; um 9½ Uhr zu ihm.

Ich berichte zunächst über Bennigsens Anwesenheit und meine Verhandlungen mit ihm; mußte bald sehen, daß ich mit ihm nicht vorwärts kommen konnte. Was Herr v. Bismarck mir gesagt hat, hätte seinen (Bennigsens) Anforderungen entsprochen; ich wußte aber nicht, wie weit ich davon Gebrauch machen konnte, ohne indiskret zu sein; das Beste wäre, wenn er mit Herrn v. Bismarck selbst spräche. Dazu ist er aufgefordert worden; da kann dann Herr v. Bismarck selbst ermessen, wie weit er in seinen Mittheilungen gehen will.

Roon schien das mit einer gewissen Befriedigung zu hören.

Ich: Was Hannover anbetrifft, so wäre da, wie mir Bennigsen versichert, mit entschiedenen, recht bestimmt und rücksichtslos ausgesprochenen Drohungen auch jetzt noch zu bewirken, daß der Anschluß an Oesterreich verhindert werde.

Roon: Das Nöthige ist geschehen, und der vollständige Umschwung ist dort bereits erfolgt.

Ich: Ich muß nun auf die Auflösung des Hauses der Abgeordneten kommen; ich gestehe, daß ich darüber erschrocken bin; sie ist nach meiner Ueberzeugung zu früh gekommen.

Roon: Zu früh? ich meine zu spät.

Ich: Nun, also jedenfalls nicht zu rechter Zeit! Nach einer gewonnenen Schlacht wäre, nach meiner Meinung, der rechte Augenblick gewesen die Kammer aufzulösen. Dann ließen sich bessere Wahlen hoffen. Jetzt, und wie die Sachen jetzt noch stehen, bekommen Sie die alten Leute wieder.

Roon: Ja allerdings; das erwarten wir auch; aber man hat den Leuten dadurch, daß sie nun nicht mehr in der alten Legislatur stehen — daß sie inzwischen wieder mit dem Lande in Berührung gekommen sind — daß sie unter veränderten Bedingungen wiederkehren, den Ausweg aus dem Conflict erleichtern wollen.

Ich: Diesen Ausweg werden sie aber nicht einschlagen; sie kommen sämmtlich in der alten Stimmung wieder, nicht mit der Ansicht, daß jetzt in dieser kritischen Zeit alle Partei-Rücksichten schweigen müssen, sondern mit der, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, ihren Willen durchzusetzen. Das Odium des erneuerten Bruchs oder fortgesetzten Zwistes, wie man es nennen will, werden sie dabei auf die Regierung zu werfen suchen, und die Mittel dazu werden nicht fehlen. Sie werden sich zu allen möglichen Opfern bereit erklären, aber unter Bedingungen, und die Bedingungen werden sie dann so stellen, daß der König Nein dazu sagt.

Roon: Das liegt auf der Hand.

Ich: Nun also, was soll nun weiter geschehen? — Sorgen Sie dafür, daß der Krieg bereits in vollem Gange ist, daß bereits ein namhaftes Ereigniß, womöglich ein namhafter Erfolg vorliegt, wenn das neue Haus der Abgeordneten zusammenkommt, denn der erste Schuß wird denn doch eine bedeutende Wendung in der herrschenden Stimmung hervorrufen. Vor Allem aber möchte wohl dafür zu sorgen sein, daß ein Unfall im Felde nicht auch bei uns, wie 1859 in Oesterreich, für die Niederlage einer nicht beliebten Partei

als er aus finanziellen Bedenken gegen den Krieg ist. Auch hat er die vorzeitige Auflösung des Abgeordneten-Hauses herbeigeführt.

Von den strategischen Anstalten erfährt Max Duncker, daß das 1., 3., 4., 5. und Garde-Corps (etwa 150,000 Mann) als Hauptarmee in der Lausitz versammelt werden sollen, das 6. Armee-Corps in Schlesien. Das 2. und 7. sollen bestimmt sein Schleswig-Holstein und Hannover zu besetzen. Das 8. soll bei Frankfurt a. M. aufgestellt werden, um Süddeutschland in Respect zu halten. Das wäre eine Zersplitterung der Kräfte, die ich nimmermehr billigen könnte. Es wären viel zu große Streitkräfte auf unwesentliche Nebendinge verwendet. Um Hannovers Herr zu werden, sind gewiß nicht zwei Armee-Corps nöthig und Süddeutschland in Ordnung zu halten — oder vielmehr irgend eine einstweilige Anstalt gegen Süddeutschland, gleichviel mit welchem Grad von Erfolg, aufrecht zu erhalten, bis man mit Oesterreich fertig ist, dazu genügen Landwehren. Manches würde auch der gestellten Aufgabe eben nur zum Schein genügen — und kaum; es wäre eine halbe Maßregel ohne eigentliche Realität: so die Aufstellung des 6. Armee-Corps in Schlesien. Eine so geringe Macht könnte doch wahrhaftig die Provinz nicht gegen einen wirklichen Angriff vertheidigen.

15. Mai. Roon läßt mich zu einer Unterredung entbieten; ich hatte gestern deshalb an ihn geschrieben; um 9½ Uhr zu ihm.

Ich berichte zunächst über Bennigsens Anwesenheit und meine Verhandlungen mit ihm; mußte bald sehen, daß ich mit ihm nicht vorwärts kommen konnte. Was Herr v. Bismarck mir gesagt hat, hätte seinen (Bennigsens) Anforderungen entsprochen; ich wußte aber nicht, wie weit ich davon Gebrauch machen konnte, ohne indiskret zu sein; das Beste wäre, wenn er mit Herrn v. Bismarck selbst spräche. Dazu ist er aufgefordert worden; da kann dann Herr v. Bismarck selbst ermessen, wie weit er in seinen Mittheilungen gehen will.

Roon schien das mit einer gewissen Befriedigung zu hören.

Ich: Was Hannover anbetrifft, so wäre da, wie mir Bennigsen versichert, mit entschiedenen, recht bestimmt und rücksichtslos ausgesprochenen Drohungen auch jetzt noch zu bewirken, daß der Anschluß an Oesterreich verhindert werde.

Roon: Das Nöthige iſt geſchehen, und der vollſtändige Umſchwung iſt dort bereits erfolgt.

Ich: Ich muß nun auf die Auflöſung des Hauſes der Abgeordneten kommen; ich geſtehe, daß ich darüber erſchrocken bin; ſie iſt nach meiner Ueberzeugung zu früh gekommen.

Roon: Zu früh? ich meine zu ſpät.

Ich: Nun, alſo jedenfalls nicht zu rechter Zeit! Nach einer gewonnenen Schlacht wäre, nach meiner Meinung, der rechte Augenblick geweſen die Kammer aufzulöſen. Dann ließen ſich beſſere Wahlen hoffen. Jetzt, und wie die Sachen jetzt noch ſtehen, bekommen Sie die alten Leute wieder.

Roon: Ja allerdings; das erwarten wir auch; aber man hat den Leuten dadurch, daß ſie nun nicht mehr in der alten Legislatur ſtehen — daß ſie inzwiſchen wieder mit dem Lande in Berührung gekommen ſind — daß ſie unter veränderten Bedingungen wiederkehren, den Ausweg aus dem Conflict erleichtern wollen.

Ich: Dieſen Ausweg werden ſie aber nicht einſchlagen; ſie kommen ſämmtlich in der alten Stimmung wieder, nicht mit der Anſicht, daß jetzt in dieſer kritiſchen Zeit alle Partei-Rückſichten ſchweigen müſſen, ſondern mit der, daß jetzt der Augenblick gekommen iſt, ihren Willen durchzuſetzen. Das Odium des erneuerten Bruchs oder fortgeſetzten Zwiſtes, wie man es nennen will, werden ſie dabei auf die Regierung zu werfen ſuchen, und die Mittel dazu werden nicht fehlen. Sie werden ſich zu allen möglichen Opfern bereit erklären, aber unter Bedingungen, und die Bedingungen werden ſie dann ſo ſtellen, daß der König Nein dazu ſagt.

Roon: Das liegt auf der Hand.

Ich: Nun alſo, was ſoll nun weiter geſchehen? — Sorgen Sie dafür, daß der Krieg bereits in vollem Gange iſt, daß bereits ein namhaftes Ereigniß, womöglich ein namhafter Erfolg vorliegt, wenn das neue Haus der Abgeordneten zuſammenkommt, denn der erſte Schuß wird denn doch eine bedeutende Wendung in der herrſchenden Stimmung hervorrufen. Vor Allem aber möchte wohl dafür zu ſorgen ſein, daß ein Unfall im Felde nicht auch bei uns, wie 1859 in Oeſterreich, für die Niederlage einer nicht beliebten Partei

im Innern ausgegeben werden kann. In dieſem Sinne wäre eine Modification des Miniſteriums vielleicht zu wünſchen und zweckmäßig. Bismarck und Roon ſelbſt müſſen natürlich an ihrer Stelle bleiben — das verſteht ſich von ſelbſt; es wird ſelbſt von allen verſtändigen Liberalen nicht nur als nothwendig anerkannt, ſondern ſogar ausdrücklich verlangt. Aber von den untergeordneten Individuen könnten vielleicht ein paar entfernt werden. Viel wäre ohne Zweifel gewonnen, wenn vor Allem der Juſtizminiſter v. d. Lippe entfernt werden könnte, der dem Geſammtminiſterium ſchadet, weil er ſich am wenigſten beliebt gemacht hat, und könnte Herr v. Bodelſchwingh dazu beſeitigt werden, ſo wäre das um ſo beſſer.

Roon: Wenn aber ein Miniſterium erſt anfängt zu zerbröckeln, dann geht es leicht ſeiner völligen Auflöſung entgegen!

Ich: Es brauchten nicht etwa Liberale zu ſein, die an die Stelle der Entlaſſenen eintreten; ja ich würde in dieſem Augenblicke die Ernennung liberaler Miniſter geradezu widerrathen. Beamte, Fachmänner ohne alle politiſchen Antecedenzien, müſſen gewählt werden, z. B. Pommer-Eſche zum Finanzminiſter (ich nenne den um irgend Jemand zu nennen, um die Kategorie zu bezeichnen, in der man wählen müßte).

Roon: Was ſagen Sie zu Seydel? — Der iſt unſtreitig eine finanzielle Capazität. (Roon hat ihn im Badeorte kennen gelernt und ſeitdem er — Seydel — als Oberbürgermeiſter von Berlin mit den Stadtverordneten, den Demokraten, in Conflict gerathen iſt, auch „ſehr coulant" gefunden.)

Ich: Seydels Ernennung hätte allerdings viel für ſich; er würde immerhin eine Anzahl Stimmen unter den Abgeordneten nach ſich ziehen.

Roon: Solche Leute würden aber als Ueberläufer bezeichnet und dadurch gelähmt werden.

Ich: Sie könnten ſich aber auch gegen ſolche Verdächtigungen wohl vertheidigen; eine Anzahl Anhänger würde ihnen jedenfalls bleiben. Uebrigens habe ich eben deshalb vorgeſchlagen nicht Liberale zu wählen, ſondern Fachmänner ohne politiſche Antecedenzien.

Roon: Nun! Seydel iſt doch, weiß Gott, kein unbeſchriebenes Blatt!

Ich: Nein gewiß nicht, aber den haben auch Sie genannt, nicht ich! — Ich komme ſo oft als möglich darauf zurück, daß man den Fortſchrittsleuten nicht die Möglichkeit laſſen müſſe, die Dinge ſo darzuſtellen, als ſei eine Niederlage des preußiſchen Heeres in dieſem Kriege nur die Niederlage einer excluſiven, im Innern lediglich im Sinn von Partei-Intereſſen herrſchenden Partei.

Roon: Wenn mit der „renitenten Kammer" Nichts zu machen iſt, wird man vor der Frage ſtehen, ob die Regierung in die Hände Liberaler gelegt und Alles aufgegeben werden ſoll, um das bisher jahrelang im Innern gekämpft worden iſt, „oder ob man einen entſchiedenen Entſchluß faſſen will." — Er, Roon, würde für ſeine Perſon gern dem Miniſterium entſagen. „Ein Commando, das mir nicht entgehen kann, wäre mir viel lieber; aber darf das geſchehen?"

Ich: Nein, ganz entſchieden nicht; es wäre unter den gegenwärtigen Bedingungen geradezu verderblich; wir trieben damit unrettbar in die Revolution.

Roon: Nun alſo! — es müſſe dann in dem vorausgeſetzten Fall ein energiſcher Entſchluß gefaßt werden; das Wahlgeſetz ſei ohnehin proviſoriſch und ſtehe ſeinem Weſen nach in Widerſpruch mit der Verfaſſung. Den Worten der Verfaſſungs-Urkunde zufolge müßten alle Gemeindewähler auch bei den politiſchen Wahlen Wähler ſein.

Ich: Aber auch bei einem ſolchen Entſchluß iſt mancherlei Bedenken; der Abſolutismus iſt bei uns unmöglich, wie die Dinge ſich einmal entwickelt haben.

Roon: Niemand will ihn! — etwa 40 Individuen von der äußerſten Rechten ausgenommen, will Jedermann eine Repräſentation!

Ich: Mit dem allgemeinen Stimmrecht kommen wir aber in die reine Nachahmung Frankreichs; in den Cäſarismus. Der iſt aber auch ſeiner Natur nach kein dauernder Zuſtand; es kann auf die Länge nicht dabei bleiben, und doch ſehe auch ich keinen Weg, der wieder herausführte.

Roon: Es giebt doch vielleicht Mittel, wieder herauszukommen.

Ich: Das iſt jedenfalls ſehr ſchwierig; politiſche Rechte zu verleihen, das iſt immer ſehr leicht; politiſche Rechte, die einmal verliehen ſind, wieder nehmen, iſt dagegen ſehr ſchwer und hat ſelbſt ſeine Gefahren.

Ich frage beiläufig, wie es mit der Landwehr-Cavallerie ist. Ich weiß Jemanden, der gern ein Landwehr-Cavallerie-Regiment hätte, und der, als ein wohlhabender Mann und guter Patriot, nöthigenfalls bedeutende Opfer nicht scheuen würde, um es in gehörigen Stand zu setzen. — Wer ist das? — Knesebeck; der möchte gern das 7. Schwere Landwehr-Regiment haben.

Roon: O, Knesebeck! — er soll sich nur melden; seine militärischen Antecedenzien kenne ich nicht; ich weiß nicht, ob sie von der Art sind, daß sie ihn zu dem Kommando eines Regiments berechtigen — aber sein persönlicher Charakter giebt mir alle möglichen Garantien, die ich nur wünschen kann. — Das 7. Regiment ist freilich schon vergeben, an Herrn v. Madai —, aber er soll sich bald melden, denn es sind überhaupt nur noch drei Regimenter zu vergeben.

Ich (indem ich aufbreche): Aber ich bitte, verfolgen Sie den Gedanken wegen einer Modification des Ministeriums!

Roon ruft mir nach: Ja, ja!

Das „warum seit Jahren im Innern gekämpft wird" ist natürlich eine königliche Macht, die selbständig neben, wenn nicht über dem Parlament steht, die nicht in ein parlamentarisches Regiment ganz aufgehen soll. Diese aufrecht zu erhalten, will man einen Staatsstreich nicht scheuen, und der würde in der Ertheilung allgemeinen Stimmrechts nach französischem Muster bestehen. So viel ist klar. Wir müssen aber wünschen, daß es dazu nicht kommt, denn damit wäre das öffentliche Wesen in unberechenbare aber jedenfalls unheilvolle Bahnen gelenkt.

Zu Hermann Duncker in die Versammlung der Altliberalen. Ich treffe da Max Duncker, Bürgermeister Seydel, Alexis Schmidt (von der Spener'schen Zeitung), Julian Schmidt, ein paar Andere, die mir genannt wurden, deren Namen ich wieder vergessen habe, und den Präsidenten Lette. Es war da mehr Cigarren-Qualm als politische Weisheit zu haben.

Es war die Rede davon, welche Haltung die altliberale Partei in dieser Krisis und namentlich den Wahlen gegenüber einnehmen soll, und da zeigte sich bald, daß Lette gar nicht in diesen Kreis gehörte. Der meinte, „wenn" der Krieg etwa wirklich nothwendig und nicht

zu vermeiden ſein ſollte, dann werde man wohl die Regierung darin unterſtützen müſſen — unter gewiſſen Bedingungen verſteht ſich! — Er nahm auch die Reſolutionen-Macherei, das Geſchrei nach Frieden, in milden Schutz und wollte das Alles entſchuldigen.

Der kam mir recht mit ſeinem „wenn" in meiner heutigen Stimmung. Ich ging ihm mit ſolchem Nachdruck zu Leibe, daß die anderen Herren darüber zum Theil erſchraken. Ich verwies ihn auf die offene Erklärung Beuſts, Varnbülers und ihrer Lohnſchreiber, auf die Artikel in den offiziöſen und offiziellen Zeitungen Oeſterreichs und Süddeutſchlands, in denen uns ganz unverhohlen geſagt wird, daß es auf die Vernichtung Preußens abgeſehen iſt, brandmarkte die Reſolutionsmacherei, das ganze Treiben, das ſelbſt unter dieſen Bedingungen nur Partei-Zwecke und Partei-Intereſſen zu fördern ſucht. Es gab ein Hin- und Herreden, das eigentlich zu gar Nichts führte. Lette kam mehrfach in nicht allzu klarer Rede darauf zurück, die Regierung müſſe „etwas thun", um das Land zu verſöhnen. Und wenn das nicht geſchieht? Sollen wir dann das Vaterland einfach untergehen laſſen, um die Partei-Conſequenz zu retten? — Die Leute machen ſich eben nicht klar, um was es ſich handelt; ſie verſchließen abſichtlich die Augen dagegen. —

Max Duncker ſtellte, an Lette gewendet, in klaren und präciſen Worten die einfache Frage: was denn die Regierung thun müſſe? Und dieſe einfache Frage brachte den Mann ganz aus der Faſſung, er war darauf nicht vorbereitet, er wußte gar keine Forderung zu formuliren — bis dann am Ende „zweijährige Dienſtzeit" herauskam. Zweijährige Dienſtzeit in der Armee müſſe die Regierung einräumen.

Hilf Himmel! von einer ſolchen Detail-Frage ſollen wir Sein oder Nicht-Sein des Vaterlandes abhängig machen! Und in einem Augenblick, wo wir der Armee mehr als jemals bedürfen, *ſollen wir Beſtimmungen durchſetzen, die deren Tüchtigkeit untergraben müſſen.* Aber eigentlich heißt das auch nur: zweckmäßig oder nicht; worauf es ankommt, iſt, daß die Regierung gezwungen wird „der großen liberalen Partei" den Willen zu thun; was aus Preußen wird, kommt dagegen nicht in Betracht.

Seydel iſt ein Schwätzer, der ſich gern ſprechen hört und

Talent für endlose Reden ohne Inhalt hat. Es wurde Nichts zu Stande gebracht, als daß man sich auf diesen und jenen besann, der noch bei weiteren Besprechungen zugezogen werden könne. Lette, der sich nicht in seinem Elemente fühlte, brach zuerst auf, und kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so war alle Welt darüber einig, daß er in unsern Kreis nicht passe und gehöre.

Bernhardi's Sendung nach Italien.

16. Mai. Unter den Linden begegnet mir der König in leichter Kalesche, bemerkt mich und grüßt mich mit besonders freundlichem Empressement. Mir schien, es müsse das Etwas zu bedeuten haben, und es hatte auch etwas zu bedeuten.

Archiv. Legationsrath v. Keudell läßt mich zu sich entbieten und eröffnet mir, daß meine officielle Sendung nach Italien beschlossen sei. Moltke hat bei Bismarck darauf angetragen, daß ich hingesendet werde, Bismarck dem Könige berichtet, und der König sofort, ohne Schwierigkeit und Einwendung „Ja" gesagt, so wie ich ihm genannt wurde. Das ist viel, da ich meines äußeren Zeichens nicht Militär bin, worauf er doch sehr hält.

Daß ich annehme versteht sich von selbst. Was die Bedingungen anlangt, so muß ich, um meine Stellung zu sichern und Einfluß auf die Operationen zu gewinnen, einen Rang erhalten und in der einen oder anderen Form bei dem Hauptquartier des Königs von Italien accreditirt werden.

17. Mai. Keudell gesehen. Er eröffnet mir, daß mir der Charakter als Legationsrath beigelegt ist, da die Verleihung eines militärischen Ranges nicht möglich sei.

Besuch bei Max Duncker. Er liest mir einen Brief von Prof. Baumgarten aus Karlsruhe vor, in welchem über ein merkwürdiges Gespräch zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem Prinzen Carl von Baden errichtet wird, der neuerdings seinen Abschied aus österreichischen Diensten genommen hat. Der Kaiser ist ganz als anerkannter Oberherr von Deutschland aufgetreten und hat sich unum-

wunden darüber ausgesprochen, wie er die Streitkräfte der süddeutschen Kleinstaaten, Bayerns, Württembergs und Badens zu verwenden gedenke, und aufgefordert, die Rüstungen zu beschleunigen. Baumgarten, der in Süddeutschland wohl sieht, wie die Dinge gemeint sind, ist empört über das Gebahren der Fortschrittspartei und über die Friedensadressen, die von allen Seiten auftauchen. Er schreibt: „Ich hoffe, Sie werden Gutes bewirken für diesen Staat, dessen Bevölkerung sich selbst aufgegeben hat."

18. Mai. Früh aus in den Generalstab, zu Moltke, der sehr zufrieden ist meiner Sendung wegen. Er sagt mir, daß ich Briefe an Lamarmora, den italienischen Oberfeldherrn und Minister-Präsidenten, und was ich sonst bedarf, nicht von ihm, sondern von dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten bekommen muß. Er will mir aber ein von ihm entworfenes Memoire über den Krieg in Italien anvertrauen.

Den neuesten Nachrichten zu Folge ist die italienische Armee um zwei Punkte und in zwei Hälften concentrirt: 120,000 Mann bei Cremona und Piacenza, — 80,000 Mann als zweite Armee um Bologna. Die Oesterreicher hätten 180,000 Mann in Italien, im Wesentlichen bei Rovigo am unteren Po vereinigt. „Ich verstehe es nicht recht!" Wahrscheinlich werden die Italiener das Festungsviereck um das Nord-Ende des Gardasees herum durch Wälsch-Tirol umgehen und die Eisenbahn im Etschthal gefährden. (NB. Was ich übrigens nur als secundäre Operation billigen könnte, nicht als Hauptoperation, von der etwa die Entscheidung erwartet würde — Moltke machte keinerlei Bemerkung dazu.) Garibaldi sei mit seinen Freischaaren nach Dalmatien bestimmt; ein Aufstand in Ungarn werde erwartet und solle durch Garibaldi's Expedition mittelbar unterstützt werden.

Was uns Preußen betrifft, so sollen unsere sämmtlichen acht Armee-Corps in der Oberlausitz versammelt werden. Oesterreich ist unser einziger gefährlicher Feind, — gegen Oesterreich werden alle Streitkräfte vereinigt, — alles Uebrige soll als Nebensache so gut wie unberücksichtigt bleiben. (Mir ist sehr lieb zu hören, daß von einer Zersplitterung, wie verlauten wollte, nicht die Rede ist. Die Concentrirung unserer Streitkräfte zu einem Schlage gegen Oesterreich,

und daß wir mit unseren Operationen ganz auf dem rechten Ufer der Elbe und Moldau bleiben — das ist die Hauptsache. Freilich würde ich lieber sehen, wenn man kühn genug wäre, sich auf die entscheidende Operationslinie Oderberg-Wien zu werfen.)

Oberstlieutenant Veith wurde gerufen, und Moltke trug ihm auf mir die nöthigen Karten, die Ausweise über die verschiedenen Armeen u. s. w. zu geben. Moltke fügte hinzu, Loucadou müsse nun aus Italien zurückberufen werden.

Zu Keudell, der mir sagt, ich würde für die Zeit des Krieges der Gesandtschaft in Florenz attachirt.

Ein eigenes Creditiv von Souverain zu Souverain würde gegen das Herkommen sein. Usedom werde Auftrag erhalten mich vorzustellen und einzuführen. Keudell fügt hinzu, ich würde mit Moltke zu correspondiren haben, solle meine Berichte aber offen nach Florenz an Usedom einsenden, damit dieser sie lese und besonders wichtige Dinge gleich vorher telegraphisch in Chiffren melden könne.

Behufs Ordnung seiner Familienangelegenheiten reiste Bernhardi am Abend des 18. Mai nach Cunnersdorf ab, wo er zwei Tage verweilte, um das Nöthige zu ordnen und von seiner Familie Abschied zu nehmen. Das Tagebuch bemerkt darüber u. A:

Sehr erfreulich ist mir, die hier im Lande herrschende Ansicht wahrzunehmen. An den inneren Conflict denkt vor der Hand Niemand mehr; die Erinnerung daran ist vor dem Gedanken an den herannahenden Krieg gewichen. Was aber den Krieg anlangt, so steht ganz allgemein und ohne Ausnahme die Ueberzeugung fest, daß Preußen angegriffen ist und sich vertheidigen muß. Der sächsische Minister Beust wird allgemein als derjenige bezeichnet, der den Krieg absichtlich herbeiführt . . . . . Irgend eine bestimmte Veranlassung, die diesen gänzlichen Umschwung der Stimmung herbeigeführt hätte, ist nicht zu entdecken.

Am Morgen des 21. Mai war Bernhardi wieder in Berlin eingetroffen, um sich sofort zu Duncker zu begeben, bei welchem er eine Anzahl von Werthpapieren und Manuskripten für die Zeit seiner Abwesenheit hinterlegte.

Duncker sagt mir, die Dinge gehen gut — es scheint nicht, daß sich die deutschen Bundesstaaten den Oesterreichern anschließen werden zum Bunde gegen Preußen, denn die Bamberger, d. h. die Mittelstaaten, die sich in Bamberg beriethen, haben sich auf einen sehr zahmen Antrag bei dem Bundestage beschränkt. Zu dem Kriege mit Oesterreich aber zeigt sich immer bestimmtere Aussicht, denn der europäische Congreß, den Napoleon III. auch dieses Mal wieder vorschlagen wollte, und der sich ohne Zweifel lähmend eingemischt hätte, um die Krisis ergebnißlos in den Sand zu leiten, der ist schon bei den allererſten Sondirungen in Wien sehr entschieden von Oesterreich abgelehnt worden. Oesterreich stellt nämlich die Bedingung, daß auf dem Congreß von Venetien nicht die Rede sein dürfe. Auch setzen sich unsere Truppen nun endlich in Bewegung. Die Garden rücken am 30. d. M. von hier aus; das entfernteſte Corps, das ostpreußische, hat freilich bis jetzt nur den Befehl, sich marschbereit zu halten. — Der Kronprinz erhält das Commando in Schlesien, wo das 5. und 6. Armee-Corps unter seinen Befehl gestellt werden. (Das ist eine wesentliche Abweichung von dem letzten Entwurf Moltke's, dem zufolge die ganze Armee in der Oberlausitz versammelt werden sollte. Ich möchte wissen, wodurch veranlaßt und in welcher Absicht?)

Zugleich hat man beschlossen ein Landwehr-Corps von etwa 30,000 Mann — 24 Garde- und 24 Provinzial-Landwehrbataillone unter General v. d. Mülbe — in erster Linie zu verwenden. Max Duncker findet das sehr zweckmäßig: „Laß sie zeigen, was sie können," — es werde jedenfalls sehr belehrend sein für die Landwehr-Schwärmer in dem Abgeordneten-Hause.

Besuch bei Keudell zu geschäftlichen Besprechungen. Sehr überrascht und hocherfreut war er, als er vernahm, wie sich die Stimmung in Schlesien gewendet hat, und daß dort allgemein Beust als der eigentliche Urheber des Krieges bezeichnet wird. — Das wollte er sofort Bismarck mittheilen.

Der Königs-Meyer war mir begegnet. Der lamentirte über den unglücklichen Krieg und sah sehr schwarz oder that wenigstens so. Da ich sehr zuversichtlich sprach, meinte er, der Krieg gegen Oesterreich brauche allerdings nicht nothwendiger Weise unglücklich zu gehen, aber

wenn wir, selbst im besten Fall, durch diesen Krieg auf das Aeußerste erschöpft wären, dann werde uns Napoleon mit einem neuen Kriege drohen, dem wir uns nicht gewachsen fühlen könnten; wir würden dann genöthigt sein, das linke Rhein-Ufer abzutreten. Und nun schrie er los in höchster Leidenschaftlichkeit und mit heftiger Gesticulation: „das ist eine Infamie, das ist eine Nichtswürdigkeit" u. s. w.! (NB. So wird vor der Königin und vor dem Kronprinzen perorirt von Leuten wie Meyer, Friedberg und Consorten; das sind die Argumente, die jetzt an der Tagesordnung sind, um zu beweisen, daß die Fortschritts-Partei in Preußen herrschen muß und Augustenburg in den Elbherzogthümern.)

Ich hielt ihn mit der etwas trocken hingestellten Bemerkung an, daß dergleichen Aeußerungen einem preußischen Beamten nicht ziemen. Er meinte etwas betroffen, seine Aeußerungen seien nur „eventuell". Auch in Beziehung auf eine eventuelle Möglichkeit ziemen sie einem von der preußischen Regierung Besoldeten nicht. Zur Sache glaube ich, daß Preußen, da es angegriffen wird, sich eben auf jede Gefahr hin vertheidigen muß. Uebrigens sehe ich das besorgte Unheil nicht. — Die erwähnte Gefahr liege doch klar zu Tage. „Sie rechnen mit Factoren, die ich nicht acceptire!" — Ja, meinte Meyer, wenn ich nicht ganz besondere Informationen habe! — wie die Sache offen zu Tage liege, könne der gewöhnliche gesunde Menschenverstand wohl kaum anders urtheilen. — Uebrigens will der Mann, wenn der Krieg einmal nicht zu vermeiden ist, auch patriotisch verwendet sein — etwa bei den Hospitälern oder in ähnlicher Weise.

General Graf Henckel bei mir, erzählt: der Fürst Lichnowsky, der auch in Oesterreich Güter hat, war in Wien, verabschiedete sich bei dem Kaiser, da die Möglichkeit eines Krieges ihn veranlasse, nach Hause zu gehen. Da rief Franz Joseph in höchster Aufregung aus: „Ach, Krieg mit Preußen! — das ist ein Unsinn! — Ich habe es immer gesagt, es ist ein Unsinn!"

Etwas später kam der General Stern-Gwiazdowski und theilte mir eine ihm sehr erfreuliche Nachricht mit: General Hindersin hat ihn, den 76jährigen aber rüstigen Veteranen, dazu ausersehen, die Reserve-Artillerie des Landwehr-Corps v. d. Mülbe zu commandiren;

50 glatte Zwölfpfünder, damit wird er Wunder thun! er war ganz Feuer und Flamme, und ich freute mich mit ihm wie billig.

22. Mai. An Graf Pückler geſchrieben: melde meine Abreiſe nach Italien für den Fall, daß der König Befehle für mich hat. Die Antwort erfolgt ſogleich. — Werde auf 1 Uhr zum König beſtellt.

Aus, zum Generalſtab. Moltke verfehlt. Langes Geſpräch mit Veith, der mir eine Karte von Ober-Italien und das Memoire von Moltke einhändigt.

Lage der Dinge in Italien. Veith ſagt mir: der preußiſche Generalſtab berechne die Streitkräfte der Oeſterreicher in Italien nach den bisherigen Nachrichten auf 33 Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen, 16 Jägerbataillone, 10 vierte Bataillone ebenſo vieler Infanterie-Regimenter und 6 Regimenter leichter Cavallerie, wozu noch 30,000 Croaten kommen, im Ganzen auf 180,000 Mann.

Nach den neuſten Nachrichten aber, die Graf v. d. Groeben (Major im Generalſtabe und Militär-Attaché bei der Geſandtſchaft in Wien) von dort eingeſendet hat, haben die Oeſterreicher nur 21 Infanterie-Regimenter und im Ganzen 120,000 Mann. Danach zu urtheilen, beabſichtigen die Oeſterreicher auf dem dortigen Kriegstheater eine ſtricte Defenſive. Die Italiener aber haben eine große Ueberlegenheit.

In Böhmen haben die Oeſterreicher ſechs Armeecorps zu 30,000 Mann ein jedes und außerdem einige Reſerve Cavallerie-Diviſionen, zuſammen 200,000 Mann. (Da bleiben wir ihnen an Anzahl nicht unbedeutend überlegen.)

Um 2 Uhr im Palais, wo ich einige Zeit mit dem General-Adjutanten Alvensleben, Lehndorff und Stiehle im Vorzimmer verweilen muß. — Alvensleben bemerkt gegen mich: Es zeigen ſich immer mehr Indizien, daß der Krieg von Seiten Oeſterreichs ſchon ſeit Jahren vorbereitet war.

Den König finde ich in allerroſigſter Laune, er giebt mir die Hand und dankt mir freundlich dafür, daß ich dieſe Miſſion bereitwillig übernommen habe. — Er verſichert mich, daß er den Krieg, der uns nun näher rückt, nicht gewünſcht und gewollt habe, — er würde gern Alles ergreifen, was den Frieden erhalten kann, — zeigt ſich verwundert über eine Nachricht, die uns heute die „Dresdner

Zeitung" bringt, daß Oesterreich nun doch auf den Vorschlag eines europäischen Congresses eingehe.

Ich (der ich dieser Nachricht keinen Glauben beimesse): Das müßten Ew. Majestät doch früher wissen, als die „Dresdner Zeitung".

König: Wir haben schon mehrere Male Nachrichten über Dresden bekommen.

Ich suche auf die Kriegführung in Italien zu kommen und bemerke: Ich habe mit dem General Moltke die Lage der Dinge in Italien schon besprochen. Daß die Italiener glänzende Siege erfechten, dürfen wir kaum erwarten, aber Moltke meint, glücklicher Weise sei das für den Erfolg im Ganzen auch kaum nothwendig. Das Wesentliche ist, daß sie eine bedeutende Macht Oesterreichs in Italien beschäftigen und festhalten und dadurch verhindern, gegen uns in Böhmen aufzutreten und da die österreichischen Streitkräfte zu verstärken.

König: Die Oesterreicher scheinen in Italien die stricte Defensive zu beabsichtigen.

Ich: So scheint es allerdings, General Moltke aber meint nun, es komme darauf an, daß ihnen unmöglich gemacht werde, diese Defensive mit geringen Mitteln durchzuführen, daß die Italiener sich nicht durch das Festungsviereck und eine verhältnißmäßig geringe Macht im freien Felde aufhalten lassen. Sie müssen das Festungs-Viereck umgehen, indem sie in der Gegend von Ferrara über den untern Po gehen, sich nicht vorzeitig auf Belagerungen einlassen und dadurch aufhalten, sondern nach Triest eilen, um von dort aus, auf ihre Flotte gestützt, das Innere der österreichischen Monarchie zu bedrohen und uns möglicher Weise an der Donau die Hand zu bieten. Wenn sie ja eine lange Belagerung unternehmen, müßte es die von Verona sein.

Der König geht darauf nicht ein.

Ich halte Verona, namentlich der heutigen Artillerie gegenüber, nicht für so stark, als es im Allgemeinen geglaubt wird, und als die Oesterreicher vorgeben. Die eigentliche Enceinte hat zu viel freistehende Mauern, die detachirten Forts liegen der Hauptfestung zu nahe und sind zu klein, um der heutigen Artillerie lange widerstehen zu können.

König: Ich glaube auch nicht, daß Verona so stark ist, als man allgemein glaubt.

Ich erzähle, wie ſich die Stimmung in Schleſien gewendet hat, daß man dort Preußen angegriffen glaubt, den Krieg für einen Vertheidigungskrieg hält und Herrn v. Beuſt als denjenigen anſieht, der ihn eigentlich herbeiführt.

König: Er hat auch viel dazu beigetragen. Er iſt unter allen Bedingungen feindſelig gegen Preußen geweſen. Als ich das liberale Miniſterium hatte, ſo ſagte er pis que pendre von Preußen, pis que pendre.

Ich werde gnädig entlaſſen.

Abends zu Roon, mit ihm allein in ſeinem Cabinet. Ich finde ihn nicht frei von Sorgen.

Roon: Mit dem Congreſſe iſt es Nichts, deshalb braucht man ſich keine Gedanken zu machen, aber es ſind anderweitig Unterhandlungen im Gange, mit denen Oeſterreich offenbar nur Zeit gewinnen will. Denn wiewohl die Oeſterreicher ſechs Wochen früher zu rüſten angefangen haben, als wir, ſind ſie jetzt von uns bedeutend überholt. Dann wollen ſie auch Zeit haben, ihre ſüddeutſchen Freunde in Bewegung zu bringen und im ſüdlichen Deutſchland den Kern einer öſterreichiſchen Macht zu bilden, um den ſich dann die Contingente der ſüddeutſchen Staaten ſchaaren ſollen. Die Brigade Kalik wird zu dieſem Ende aus Holſtein an den Main dirigirt und der Prinz Alexander von Heſſen iſt zum Generaliſſimus der Armee beſtimmt, die ſich dort bilden ſoll. Wir ſollen dadurch veranlaßt werden, Truppen am Rhein zurückzulaſſen. Das thun wir aber nicht. Alles kommt darauf an, daß wir „die Schlacht bei Collin“ gewinnen — wir vernachläſſigen alles Andere deshalb und vereinigen unſere ganze Macht gegen Böhmen.

Ich kann das nur billigen, es wäre aber doch gut, wenn man die Oeſterreicher vorher aus Mainz vertreiben könnte. —

Man könnte in der Stille Truppen heranrücken laſſen und dann bei Nacht ein Thor aufmachen und dieſe Truppen hereinlaſſen, um die Oeſterreicher zu überwältigen. Aber das wäre unredlich, das thun wir nicht.

Ich: Wir müßten aber jedenfalls den Oeſterreichern die Zeit nicht laſſen, deren ſie noch bedürfen. Den Vorſprung, den wir ge-

wonnen haben, müſſen wir auch benutzen. Unſer Intereſſe iſt, ſo ſchnell wie möglich loszuſchlagen.

Roon: Ja gewiß! Aber wo nimmt man den Casus belli her? Freilich wäre gerade jetzt einer zu finden. Die Brigade Kalik muß, um von Holſtein aus den Main zu erreichen, zwei Mal unſere Etappen-Straße nach dem Rhein durchſchneiden, ein Mal bei Lehrte und dann wieder bei Gießen. Das geſchieht gegen die beſtehenden Verträge, ohne daß man Preußen um ſeine Erlaubniß gefragt hätte. Nun wäre es ein Leichtes, den Bahnhof bei Lehrte oder den bei Gießen mit einer hinreichenden Macht zu beſetzen und jedes einzelne Bataillon Oeſterreicher, wie es auf der Eiſenbahn ankomme, in Empfang zu nehmen und zu Gefangenen zu machen. Dann wäre der Krieg da.

Ich fordere Roon zum Abſchied noch ein Mal auf, den Bruch ſo ſchnell wie möglich herbeizuführen.

23. Mai. Max Duncker kommt zu mir mit der Kunde, daß mich der Kronprinz vor meiner Abreiſe ſehen will. Ich ſoll um 11 Uhr auf den Potsdamer Bahnhof, um dort zu erfahren, ob er herkommt oder ob ich nach Potsdam hinausfahren ſoll.

Im Uebrigen hat Max Duncker Gutes zu berichten. Der Abgeordneten-Tag, eine Verſammlung liberaler Abgeordneten aus mehreren Parlamenten Deutſchlands, die zuſammen waren, um zu berathen, welche Haltung ſie in der gegenwärtigen Kriſis annehmen ſollten, iſt gut abgelaufen. Es ſind keine feindſelig gegen Preußen gerichteten Beſchlüſſe gefaßt worden, obgleich einzelne unſerer Fortſchrittsmänner, wie z. B. Schulze-Delitzſch dazu hetzen wollten. Das haben wir Bennigſen zu danken und den badiſchen Abgeordneten.

(Bennigſen hat hier Bismarck geſehen, ſich über Vieles mit ihm verſtändigt und ſchließlich Berlin mit weſentlich modificirten Anſichten verlaſſen.)

Sammer hatte 29 Abgeordnete auf den Abgeordnetentag geſchickt, auserwählte, zuverläſſige Anhänger des Hauſes Auguſtenburg, die ſollten dort gegen Preußen wühlen, einen Schmerzensſchrei vernehmen laſſen und die Abgeordneten zu einem Kriege gegen Preußen ſtimmen. Sie haben das auch verſucht, ſo weit die Kräfte reichten.

Vergebens zu Moltke; der war, wie jetzt vielfach, beim Könige.

Beſuch bei dem Grafen Barral, italieniſchem Geſandten, dem Keudell mich angekündigt hatte.

Auf den Potsdamer Bahnhof. Da kommen nach einander zwei Telegramme für mich an, — erſt, ich ſollte den Kronprinzen auf dem Bahnhof erwarten, — dann, ich ſoll ihn um 1 Uhr in ſeinem Palais aufſuchen.

Um ½1 Uhr ins Palais, muß etwas warten, — werde in das Meldezimmer gewieſen und finde da das Hauptquartier des Kronprinzen in voller Thätigkeit: General v. Blumenthal, als Chef des Generalſtabs, Oberſt v. Stoſch, den ich von Gotha her kenne, als Oberquartiermeiſter, General Schweinitz als Chef der Ingenieure und Major v. d. Burg, den ich hier kennen lerne.

.... Blumenthal gab mir Auskunft über ſeine Stellung, wünſchte ſich Glück bei dem Kronprinzen zu ſein, rühmte mir, wie liebenswürdig er ſei. —

Der Kronprinz kehrt von einer Ausfahrt zurück und empfängt mich. Von meiner Sendung weiß er durch Moltke. Nach einigen Worten richtet er an mich die Frage, warum meiner Anſicht nach eigentlich Krieg geführt werde?

Ich: Im Lande iſt die Anſicht herrſchend, daß nicht wir Krieg führen, daß man vielmehr mit uns Krieg führt, daß Preußen angegriffen wird und ſich vertheidigen muß, und man bezeichnet Herrn v. Beuſt als denjenigen, der eigentlich den Krieg herbeiführt.

Der Kronprinz ſpricht immer in der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß ſich der Krieg wohl hätte vermeiden laſſen, er ſpricht von den Gefahren, die ſehr groß ſeien, die Oeſterreicher werden Venetien nur zum Schein vertheidigen — ſie werden ſchnell „einen Frieden von Villafranca“ ſchließen — um dann mit ganzer Macht und im Verein mit ganz Deutſchland, ja wie er andeuten zu wollen ſcheint, auch mit Frankreich, über uns herzufallen.

Ich: Wie die Dinge jetzt liegen, ſcheinen die Pläne doch eher die entgegengeſetzten zu ſein. Oeſterreich iſt ausdauernd in ſeinen Anſprüchen, es giebt Venetien, es giebt ſeine Suprematie in Italien ſo wenig auf als die Suprematie in Deutſchland. Vorläufig bleibt Oeſterreich in Italien offenbar auf der Defenſive, um zunächſt mit

großer Macht über uns herfallen zu können, und dann, wenn man erst mit Preußen fertig ist, wie man hofft, die gesammte Macht gegen Italien zurückzuwenden.

Kronprinz: kommt darauf zurück, daß die Verhältnisse jedenfalls sehr ungünstige für Preußen sind.

Ich: Manches hat sich indessen günstiger gestellt, als man erwarten durfte. Der Abgeordnetentag namentlich ist ganz gut abgelaufen; mit den Beschlüssen, die dort gefaßt worden sind, können wir ganz gut zufrieden sein. Das ist eine glückliche Folge der Anwesenheit Herrn v. Bennigsens hier in Berlin, wo er sich zu orientiren gesucht hat.

Kronprinz: Also der hat hier Vertrauen zu der Sache gewonnen?

Ich: Herr v. Bennigsen hat hier gesehen, daß die Dinge doch etwas anders stehen, als er sich aus der Entfernung gedacht hatte!

Kronprinz: verweilt von Neuem dabei, daß die „Chancen" für uns ungünstig seien, und daß Preußen die öffentliche Meinung gegen sich hat.

Ich: Mir scheint der Krieg von Seiten Oesterreichs nahezu ein Act des Wahnsinns. Wir wagen viel, sehr viel bei dem Kriege — Oesterreich aber die Existenz.

Kronprinz (scheint das gewissermaßen zuzugeben): Wir können Provinzen verlieren. „Nun! — die erobert man dann später wieder."

Ich glaube im Gegentheil, daß Preußen nur durch die ungeheuersten Opfer und die heldenhaftesten Anstrengungen wieder empor kommen könnte, wenn Oesterreich und die Mittel-Staaten es einmal unter den Fuß gebracht hätten — und daß die Fortschrittspartei, an die Spitze der Regierung gestellt, das dann nicht einmal versuchen, sondern nur daran arbeiten würde, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen!

Der Kronprinz (fortfahrend): Wenn man nur den Forderungen der Zeit gerecht wird, käme Preußen ganz von selbst an die Spitze Deutschlands.

Ich: Ohne Gewalt auch dann nicht, E. K. H.; ich will durchaus

nicht ſagen, daß es nicht eine ſehr ſchöne Sache und in hohem Grade wünſchenswerth wäre, die öffentliche Meinung für ſich zu haben —: aber die Einheit Deutſchlands iſt eine Frage der Macht. Den Geiſt der Dynaſtieen kennen E. K. H. ſo gut wie ich; die Dynaſtieen haben in ihren organiſirten Machtmitteln, in ihren organiſirten Armeen und Finanzen, in der Verwaltung, die ihnen dienſtbar iſt, große Mittel des Widerſtandes — und ſie fügen ſich gewiß nicht ohne Widerſtand.

Kronprinz: Der König will den Frieden; er hält ſich an jeden Strohhalm, um den Frieden zu erhalten.

Ich: Wie gern der König den Frieden erhalten möchte, und wie ſehr es ihm Ernſt darum, iſt bekannt — und es liegt allerdings eine gewiſſe Gefahr in der Redlichkeit des Königs. Der König iſt ſtets bereit, redlich auf Unterhandlungen einzugehen, die unredlich gemeint ſind und keinen anderen Zweck haben, als Zeit zu gewinnen. Darin liegt eine große Gefahr!

Kronprinz: Wenn man den Forderungen der Zeit gerecht wird und den Erbprinzen von Auguſtenburg in den Elbherzogthümern einſetzt, unter Bedingungen die uns ſicher ſtellen, iſt der Friede heute noch zu haben.

Ich: Halten E. K. H. das jetzt noch für möglich?

Kronprinz: O gewiß! Der Erbprinz nimmt gleich an!

Der Prinz ſpricht mir auch von ſeinem Commando in Schleſien: er werde dort zwei Armee-Corps haben — ſein Vetter (Friedrich Carl) — wie er hört — in der Lauſitz vier. — Es wird ein Telegramm aus Wien gebracht: ruſſiſche ſowohl als türkiſche Truppen ſeien in die Moldau eingerückt. Der Kronprinz fragt, was ich dazu ſage.

Ich: die Nachricht kommt aus Wien, da iſt ſie wohl nur mit großer Vorſicht aufzunehmen; ich glaube die gemeldete Thatſache nicht.

Ich werde ſehr gnädig entlaſſen — ſoll den Prinzen Humbert grüßen (den König Victor Emanuel kennt der Kronprinz nicht perſönlich) — dem Garibaldi läßt die Kronprinzeſſin ſagen, daß ſie den lebhafteſten Antheil an ihm nimmt.

Daß zwei Armeecorps in Schleſien aufgeſtellt werden, iſt eine nicht unweſentliche Abweichung von Moltke's urſprünglichen Plänen; — ich möchte wiſſen, wer ſie herbeigef[illegible]ht, die rechte

Flanke einer möglichen strategischen Stellung der Oesterreicher im nördlichen Böhmen zu bedrohen oder zu umgehen, ist einleuchtend. —

Max Duncker kommt und läßt sich mein Gespräch mit dem Kronprinzen erzählen. Der Kronprinz läßt sich jetzt schon seit längerer Zeit von Dr. Friedberg politische Vorträge halten — d. h. Vortrag über die politischen Tagesereignisse —: ein deutlicher Fingerzeig, daß Max Duncker überflüssig geworden ist und gehen kann oder soll — denn dessen Amt ist das eigentlich. — Mein Freund ist geblieben solange die Augustenburger durch seine Entfernung etwas gewinnen konnten. Wenn aber der Krieg erst ausgebrochen ist, die Würfel unwiederbringlich gefallen sind, will er seinen Abschied nehmen. —

Er sagt mir auch, daß der Prinz Carl von Hohenzollern die Fürstenwürde in Rumänien auf Napoleons ausdrückliches Verlangen angenommen hat. Napoleon hat auch die Wahl der Bojaren auf ihn gelenkt — mit andern Worten: — hat ihn wählen lassen! — Das wirft ein helles Licht auf die augenblickliche politische Lage; es ist aber ein Staatsgeheimniß, dessen ich gegen Niemanden gedenken soll.

Abreise vom Potsdamer Bahnhof um ½8 Uhr nach Italien.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 126 938 583
416
.B3.A
v.6

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305